

Sabine Wurmbrand

Mit und ohne Richard
Das Leben einer Pfarrfrau

Stephanus Edition

Mit und ohne Richard
Das Leben einer Pfarrfrau

Sabine Wurmbrand



Stephanus Edition

ISBN 3-921213-31-2

Titel der Originalausgabe: „The Pastor's Wife“

Copyright by Sabine Wurmbrand

Charles Foley / Hodder & Stoughton Ltd., London

Alle Rechte bei

LITERA PRINT AG • CH-8280 KREUZLINGEN

1. Auflage 1978

2. Auflage 1980

3. Auflage 1990

4. Auflage 1996

Übersetzung: Dr. Huber/Bern

Druck: Ebner Ulm

Hergestellt für

Stephanus Edition Verlags GmbH

D-88690 Uhdlingen/Bodensee

Alle Rechte der Verbreitung, auch durch Funk, Fernsehen,
fotomechanische Wiedergabe, Bild- und Tonträger jeder Art
und auszugsweiser Nachdruck sind vorbehalten.

Inhalt

Erster Teil

Begegnung mit der Sowjetarmee	7
Terror	25
Richards Verschwinden	43
Meine Verhaftung	57
Jilava	80
Meine Bekehrung	99
Versprechungen	108

Zweiter Teil

Der Kanal	117
Die Strafzelle	141
Lager K4: Winter	150
Die Donau	170
Lager K4: Sommer	179
Die Baragan-Ebene	194
Der Zug	208
Tirgusor	219
Die Schweinezüchterei	225

Dritter Teil

Wieder daheim	239
Die Untergrundkirche	258
Widerstand	280
Neuer Terror	300
Der Freiheit entgegen	321
Epilog	335

Hinweis

Die Namen der in diesem Buch erwähnten Personen mußten aus begriflichen Gründen geändert werden. Oft wurden auch die Begebenheiten in einen anderen Distrikt oder an einen anderen Ort verlegt, damit es den kommunistischen Behörden nicht möglich ist, die Menschen zu identifizieren, von denen die Rede ist.

Die Autorin

Begegnung mit der Sowjetarmee

Als Hitler-Deutschland im Sommer 1944 vor dem Zusammenbruch stand, marschierten eine Million Sowjetsoldaten in Rumänien ein. Wir schickten uns an, den ersten Kolonnen, die sich Bukarest näherten, mit der Straßenbahn Nummer Sieben entgegenzufahren.

Es war der letzte Augusttag. Wolkenlos und heiß. Die Kanonen schwiegen. Irgendwoher über die Felder hörte man Glocken läuten.

Richard, mein Mann, hatte als Pfarrer während des Krieges viele Russen in rumänischen Gefangenenlagern kennengelernt. Sie seien von Natur aus religiös, sagte er, trotz fünfundzwanzig Jahren atheistischen Drills.

„Wir müssen hingehen und mit ihnen zusammentreffen“, fand Richard. „Mit Russen über Christus sprechen, bedeutet den Himmel auf Erden.“

Als wir in einem Vorstadtviertel ausstiegen, bemerkte ich eine Gruppe rote Fahnen tragender Kommunisten, die aus ihren Verstecken hervorgekommen waren, um die „ruhmreiche Rote Armee“ zu begrüßen. Sie sahen uns mißtrauisch an. Die meisten Leute gingen den Befreiern vorläufig noch aus dem Wege, obgleich ein großer offizieller Empfang in Bukarest vorbereitet worden war.

Richard war ein auffallender junger Mann. Groß und breitschultrig, mit einer zuversichtlichen Miene, die ihren Grund in seiner Glaubensfestigkeit hatte. Ich stand neben ihm, halb so groß wie er. Lächelnd, weil der Krieg nun vorüber war und wir alle wieder Freunde sein würden.

In einem Schattenfleck warteten zwei oder drei ru-

mänische Funktionäre. Nervös repetierten sie einige russische Worte. Sie waren gekommen, um den Fremden das uralte Gastgeschenk darzureichen — einen Laib Brot, eine Handvoll Salz.

Wir starrten auf die leere Straße und fragten uns, was wir zu erwarten hätten. Die Russen waren jetzt unsere Verbündeten. Aber auch eine siegreiche Armee, deren Neigung zu Vergewaltigung und Raub bekannt war.

In der Ferne tauchte ein Junge auf einem Fahrrad auf, der aus Leibeskräften in die Pedale trat.

„Sie kommen“, schrie er, „die Russen kommen.“

Die Kommunisten stellten sich in Reih und Glied auf. Die roten Fahnen wurden entfaltet. Die Funktionäre, die Pläne für die Veranstaltung von Feierlichkeiten in der Hauptstadt erörtert hatten, standen da wie Opferlämmer in der heißen Sonne. Dröhnende Motorräder näherten sich. Dann die ersten Panzer.

Über den Panzertürmen erschienen Helme mit dem roten Stern. Die Kommunisten sangen mit zitternder Stimme die Internationale. Die Schotterstraße erbebte unter dem Gewicht der Eindringlinge. Die Bewegung verlangsamte sich und kam zum Stillstand.

Der Panzer an der Spitze türmte sich vor uns auf. Staubiger, grauer, zerfurchter Stahl. Ein mächtiges Geschützrohr nach oben gerichtet. Nachdem die Willkommensansprache beendet war, beugte sich ein Offizier heraus und nahm das Brot und Salz entgegen, das ihm gereicht wurde. Er starrte auf den schwarzen Brotlaib, als ob dieser explodieren könnte, und lachte.

Der junge Unteroffizier neben ihm fing meinen Blick auf. „Nun, Herzchen“, grinste er, „und was hast du zu bieten?“

Nur wenige Frauen waren an diesem Tag in den Straßen. Ich sagte: „Ich brachte euch die heilige Bibel“ und reichte ihm ein Exemplar hinauf.

„Brot, Salz und Bibeln. Alles, was wir brauchen,

ist ein Trunk!“ Er lachte schallend und schob seinen Helm zurück. Das blonde Haar schimmerte in der Sonne. „Danke, immerhin!“ sagte er.

In die Straße gruben sich Metallspuren. Maschinen spien schwarzen Rauch aus. Die Kolonne donnerte vorüber. Wir würgten und wischten uns die Augen.

Auf dem Heimweg sahen wir von der Straßenbahn aus plündernde Russen. Weinfässer wurden auf das Pflaster gerollt, Geflügel, Schinken, Würste verschwanden in Säcken.

Soldaten zeigten aufgeregt auf die Schaufenster der Vorstadtläden. Bukarest war damals nur noch der traurige Schatten seines alten Selbsts, aber diesen großen russischen Kindern erschien es unglaublich reich.

Richard sprach mit einigen von ihnen, als wir ausstiegen, aber die einzige Antwort, die wir erhielten, lautete: „Wo können wir Wodka kriegen?“ So kehrten wir nach Hause zurück, um neue Pläne zu schmieden. Diesen armen Seelen war Gott gestohlen und an seiner Stelle ein irdisches Paradies versprochen worden, das niemals mit menschlichen Mitteln allein geschaffen werden kann.

Eines war jedermann klar: Der Nazi-Terror war endlich vorbei. Die Leute hofften, daß die Russen sich beruhigen und bald friedlich ihres Weges ziehen würden. Wenige ahnten, daß eine neue und länger dauernde Tyrannei angebrochen war. Ich wußte bestimmt nicht, daß wir soeben einen Weg betreten hatten, der in den Kerker führte und von den Gräbern von Freunden gesäumt sein würde.

Ich hatte Richard nicht geglaubt, als er mich, ehe wir heirateten, warnte: „Du wirst kein leichtes Leben mit mir haben.“

In jenen Tagen kümmerten wir uns wenig um Gott. Wir suchten Vergnügungen.

Dann waren wir Christen geworden. Richard arbeitete für norwegische, schwedische und britische Missionen. Er wurde Pfarrer. Er spielte eine Rolle im Weltrat der Kirchen. Er predigte in Kirchen vieler Bekenntnisse, in Bars, Bordellen und Gefängnissen.

Ich war einunddreißig, als die Russen kamen, und zu jener Zeit war Richard ein bekannter Prediger und Autor.

Als Juden und Christen hatten wir unter den rumänischen Faschisten zu leiden, die von Hitlers Handlanger Marschall Antonescu geleitet wurden: Richard wurde dreimal verhaftet. Wir gehörten zu einer Gruppe von sieben Juden, die sich wegen der Abhaltung „gesetzwidriger religiöser Zusammenkünfte“ vor Militärgerichten zu verantworten hatten. Eine Rumänin begab sich zur Polizei und erklärte dem Beamten: „Sie haben meine jüdischen Brüder verhaftet. Es wäre für mich eine Ehre, mit ihnen zusammen leiden zu dürfen.“

Das genügte. Sie wurde verhaftet und mit uns verhört. Gott ließ viele solche Freunde unseren Weg kreuzen. Sie erschienen wie Engel in Menschengestalt, Tag und Nacht um unser Wohl bemüht, an jeder Wende unseres Lebens uns begegnend. Gott hat Tausende und aber Tausende solcher Engel, und er benützt viele von ihnen, um uns zu dem zu machen, was wir sind.

Einer unter ihnen war ein einflußreicher Priester der orthodoxen Kirche, die bei Antonescu in Gunst stand. Er zeugte für uns vor Gericht, indem er erklärte, wir seien seine Brüder in Christo. Ein deutscher Baptist, Pfarrer Fleischer, und andere sagten zu unseren Gunsten aus und betonten, daß wir große Werke für das Christentum vollbrächten. Sie wagten ihr Leben und beschämten damit die Richter, die wußten, daß wir unschuldig waren, so daß sie uns freisprachen.

Jedesmal, wenn Richard in Schwierigkeiten geriet, setzte sich ein Trio für ihn ein: Pfarrer Solheim und

seine Frau sowie der schwedische Botschafter von Reuterswärd, dem sie uns vorstellten. Ohne deren wiederholtes Einschreiten hätte Richard die ganze Nazi-Ära im Gefängnis verbringen müssen. Der Diplomat besaß beträchtlichen Einfluß, seit seine neutrale Botschaft von Marschall Antonescu zur Aufrechterhaltung der Verbindung mit Moskau benützt wurde (wer konnte schon wissen, ob Hitler den Krieg wirklich gewinnen würde?). Als Richard einmal bei einer Juden-Razzia festgenommen wurde und mit einem Arbeitstrupp eingesetzt werden sollte, rettete ihn Reuterswärds energischer Protest. Reuterswärd half uns unzählige Male.

Bukarest hatte Glück. In den Provinzen fanden schreckliche Pogrome statt. An einem einzigen Tag wurden in Jassy 11000 Juden getötet. Vielleicht gab es in Bukarest die zehn gerechten Menschen, von denen die Bibel sagt, daß um ihretwillen Sodom und Gomorra gerettet würden. Wir vernahmen, daß sieben junge Mädchen in Jassy überlebt hatten, zusammen mit der norwegischen Missionarin Schwester Olga, die sie zu Christus bekehrt hatte. Wie konnten wir sie vor dem nächsten Gemetzel nach Bukarest schmuggeln? Juden durften nicht reisen.

Ein christlicher Freund bei der Polizei ließ die Mädchen verhaften und nach der Hauptstadt bringen. Wir erwarteten sie am Bahnhof und brachten sie zu uns nach Hause in Sicherheit. Zusammen mit seiner Freundin vermochte ferner ein junger Mann aus seinem Bezirk in die Hauptstadt zu gelangen. Er blieb bei uns. Welche Hilfe und welcher Trost waren sie alle in den kommenden Jahren, besonders der junge Mann! Als ich verhaftet wurde, übernahm er meine seelsorgerliche Tätigkeit.

Wo ein Wille ist, ist auch ein Weg, und wir wollten diese Mädchen vor der drohenden Schlächtereiretten. So manche Menschen jedoch wünschten nur, in nichts

verwickelt zu werden, versäumten ihre Christenpflicht und ließen es zu, daß Tausende zugrunde gingen, die hätten gerettet werden können. Da gab es niemand, der den Zehntausenden von Juden geholfen hätte, die aus den Provinzstädten deportiert wurden, darunter meine eigene Familie, die in der Nähe der Grenzstadt Czernowitz lebte. Es war Winter. Viele Gefangene brachen im Schnee zusammen. Andere verhungerten. Soldaten metzelten die übrigen nieder. Meine Eltern, mein Bruder und drei Schwestern, viele Freunde und Verwandte kehrten nie wieder zurück. Noch heute gleicht der Gedanke daran einer Wunde, die wieder aufbricht, wann immer daran gerührt wird.

Die jüdische Geschichte ist voll solcher traumatischer Ereignisse. Die Erinnerung daran ist tief ins Herz aller Juden eingebrannt. Das vermag sie über sie selbst hinauszutragen, so daß sie mit den Vielen anderer Nationen zusammen weinen, die über ähnlichen Tragödien trauern.

Unser einziger Sohn Mihai war fünfjährig, als der Nationalsozialismus überwunden wurde. Er hatte mehr in sich aufgenommen als ein Kind in gewöhnlichen Zeiten. Furcht und Tod lauerten überall. Nichts entging ihm. Unsere Wohnung war ein Treffpunkt, und jede Nacht kamen Menschen, um ihre Nöte zu klagen. Er hörte zu und lernte früh Grausamkeit und Leiden kennen. Richard unterrichtete ihn, erzählte ihm Geschichten. Mihai verehrte seinen Vater, der, obwohl fast immer mit seiner Mission beschäftigt, doch täglich Zeit fand, mit ihm zu sprechen und zu spielen. Einmal erzählte er ihm, wie Johannes der Täufer gesagt hatte: „Wer zwei Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat.“

„Du hast zwei Anzüge, Vater“, sagte Mihai. „Das habe ich“, antwortete Richard. Er hatte soeben zum erstenmal seit Jahren einen neuen Anzug gekauft. „Du kannst den neuen dem alten Herrn Ionescu geben, der

immer diese übelriechende Jacke trägt.“ Richard versprach, dies zu tun, und Mihai ging zufrieden zu Bett. Er nahm alles, was ihm gesagt wurde, sehr ernst und zog daraus seine eigenen Schlüsse. Er beobachtete sehr aufmerksam, welchen Einfluß sein Vater auf die Herzen anderer ausübte. Manchmal hatten die von Richard erreichten Bekehrungen Nebenwirkungen für Mihai — er wurde der Liebling der Bekehrten, die ihm Spielzeug und Süßigkeiten brachten.

Während des Krieges zogen wir in eine kleinere Wohnung um. Unsere Nachbarn in dem neuen Block waren heftige Judenfeinde. Rumänien war von diesem Haß verseucht, und sogar Christen, besonders christliche Prälaten, spielten eine Rolle bei dessen Schürung. Wenige gab es, die dem Einfluß dieser Hetze nicht unterlagen.

Im Hof unseres Wohnblocks waren große Plakate von Corneliu Codreanu, dem Führer der Eisernen Garde, angebracht — dem Inbegriff aller Judenfeindschaft. Und „Jude“ war auf unsere Identitätskarten aufgedruckt wie auf unsere Herzen. Wir fühlten uns nicht sehr wohl. Aber Richard ging von Nachbar zu Nachbar und brachte das Eis zum Schmelzen. Er vertraute darauf, daß Seelen für Christus gewonnen werden können und besaß eine Sicherheit, die nicht leicht durch weltlichen Zynismus und Brutalität erschüttert werden konnte. Er fand für jeden die richtigen Worte über den Erlöser und konnte, ohne zu beleidigen, vor der göttlichen Strafe warnen. Er vermochte zu bezaubern oder zu schmeicheln und doch zugleich sehr geradeheraus zu sein. Seine blauen Augen verstanden es, in die Seelen zu blicken.

Richard ging planmäßig zu Werke, zuerst beim Hausmeister und dann bei den Nachbarn. Er begann damit, daß er versuchte, die Leute zum Lachen zu bringen.

Herr Parvulescu im dritten Stock fuhr ihn an: „Ihr Juden habt nie etwas Gutes getan!“

Richard, der sich in Parvulescus Wohnzimmer mit ihm unterhielt, antwortete einfach: „Da haben Sie eine feine Nähmaschine. Wer ist der Hersteller? Ah, eine Singer! Warten Sie mal, wurde sie nicht von einem Juden erfunden? Herr Parvulescu, wenn Sie die Juden wirklich für so überflüssig halten, dann würden Sie besser diese Maschine wegtun!“

Im gleichen Stockwerk wie wir wohnte uns gegenüber die giftige, ältliche Frau Georgescu, die sich über „diese Juden“ jeweils heftig ausließ. Es dauerte indessen nicht lange, bis sie mit ihren Sorgen zu Richard kam. Ihr Mann hatte sie verlassen. Ihr junger Sohn war ein Taugenichts. Sie befürchtete, er würde sich eine Geschlechtskrankheit zuziehen. Richard versprach, mit ihm zu reden. „Aber selbst, wenn er angesteckt werden sollte“, sagte er, „müssen Sie bedenken, daß solche Krankheiten heute heilbar sind. Freilich wurde das Heilmittel von einem Juden entdeckt.“

Er vermochte ihr Vorurteil zu beseitigen. Dann verkündete er ihr die Botschaft des Evangeliums. Bald begann sich ihr Benehmen zu ändern. Zuerst wurde sie höflicher, dann herzlich.

Plakate Codreanus wurden durch Bibelverse ersetzt. Und schließlich lebten wir in unserem kleinen Wohnblock, wenn draußen die Hölle los war, wie in einer anderen Welt, einer Welt der Freundschaft und des Friedens.

Zu unseren Freunden gehörte ein Polizist, der ein Motorrad besaß. Er trank und prügelte seine Frau, bis Richard mit ihm sprach und ihm Christus ein neues Herz gab. Von da an nahm er Mihai auf seine Ausfahrten mit. Ein Motorrad war in jenen Tagen eine Seltenheit. Mihai war überglücklich.

Als die Luftangriffe begannen, konnten wir die Stadt nicht verlassen. Juden durften nicht reisen. Unser Polizist jedoch nahm Mihai mit aufs Land, wo er bei Freun-

den Unterkunft fand, bis das Schlimmste vorüber war. Wenn ihn jemand fragte, wie er heiÙe, so nannte er den schönen alten rumänischen Namen „Mihai Vlad“. Ein aufregendes Abenteuer für den Jungen!

Mihai vernahm viele Grausamkeiten und Leiden, aber in diesem Hause lernte er auch große Güte kennen. Er war von lauter Freunden umgeben, und von ihrer Liebe lernte er manches, das später für ihn von großem Wert war.

Anutza, eine meiner besten Freundinnen, kam eines Tages zu einer Tasse Kaffee in unsere Wohnung. Sie kam aus Norwegen, war klein, blond und hübsch und redselig. „O diese Russen! Habt ihr schon von dem neuen Geschäft mit Moskau gehört? Sie nehmen allen unseren Weizen, und wir geben ihnen dafür unser ganzes Erdöl. Gestern sah ich einen Soldaten der Roten Armee mit drei Armbanduhren an jedem Handgelenk. Sie nehmen sie den Leuten in den Straßen ab, als ob sie Autobusfahrkarten einsammelten!“

Sie lachte, aber für das Land gab es nichts zum Lachen. Die plündernde Sowjetarmee schädigte es um Milliarden von Dollars. Auf Befehl des Kremls wurden unsere Kriegsflotte, unsere Handelsflotte, die Hälfte unseres Eisenbahnwagenparks und sämtliche Motorkraftwagen nach Rußland geschafft. Die Geschäfte waren leer, und endlose Menschengruppen warteten täglich davor. Stalin erklärte jedoch, die Rote Armee würde zurückgezogen werden, sobald die Deutschen endgültig geschlagen seien. Vielleicht würde alles bald vorüber sein.

„O laß uns über etwas Nettes reden, Sabine! Ich hörte dich in der Versammlung des Frauenvereins sprechen. An dir ist ein Rechtsanwalt verlorengegangen! Es war wunderbar, und auch die Predigt deines Mannes war wunderbar. So viel Geschichte und Kunst und Philosophie — aber sind zwei Stunden nicht reichlich

lang? In Norwegen waren wir an kürzere gewöhnt, aber ich hätte gewünscht, es ginge immer so fort.“

Anutza liebte es zu schwatzen. Sie war gekommen, um einen weiteren Stoß unseres Kirchenblattes „Der Freund“ zu holen. Von den Faschisten war es verboten worden. Jetzt arbeiteten wir alle an der Herausgabe neuer Auflagen.

Vorübergehend genossen wir eine gewisse Religionsfreiheit. Der Diktator Antonescu war nach Moskau geholt und nachher wieder zurückgebracht und erschossen worden. Orthodoxe Prälaten, die Juden und Protestanten gegenüber tyrannisch gewesen waren, büßten ihre absolute Herrschaft ein. Endlich hatten wir eine demokratische Regierung. Um den Russen zu schmeicheln, besetzte man einige Posten mit Kommunisten. Kaum jemand ahnte, was bevorstand.

„Schließlich sind wir ein Zwanzig-Millionen-Volk“, sagte man, „und wir haben nicht genug echte Kommunisten, um ein Fußballstadion damit zu füllen.“

Während des Krieges hatten wir uns bemüht, den Opfern des Nationalsozialismus zu helfen — Juden in Konzentrationslagern, Kindern, die infolge der Massaker zu Waisen geworden waren, Protestanten, die unter Antonescu grausam verfolgt wurden. Wir organisierten den ersten Beistand für die ungarischen Juden und eine andere unterdrückte Minderheit — die Zigeuner.

Jetzt aber gab es eine neue Minderheit. Der Jäger wurde selber gejagt. Die beim Rückzug der deutschen Truppen zurückgelassenen Soldaten mußten für sich selber sorgen, und viele von ihnen starben.

Wir waren heftige Gegner der Nazis. Sie hatten Millionen umgebracht, das ganze Land verwüstet. Unsere Freunde und Verwandten waren in die Hochöfen geworfen worden. Aber nun waren die Nazis besiegt

und bildeten keine Gefahr mehr. Die meisten der Soldaten, die zurückblieben, waren wie wir einfach Opfer des Krieges. Sie waren verängstigt und am Verhungern. Wir durften ihnen unsere Hilfe nicht versagen. Die Leute fanden es unverständlich, daß wir uns für Mörder in Gefahr begaben.

„Gott ist immer auf der Seite der Verfolgten“, erwiderte Richard. Nicht nur Martin Bormann und Genossen wurden wie Tiere verfolgt, sondern auch die naiven Jungen, die an Sonntagnachmittagen in ihren braunen Hemden an Paraden teilgenommen hatten und auf Befehl Soldaten geworden waren. Nicht jeder war mutig genug, um den Tod der Teilnahme an den Metzeleien der Nazis vorzuziehen. Bei Deutschen und Rumänen war der Antisemitismus vorherrschend, aber es gab auch kleine Gruppen, die ihr Leben wagten, um Juden zu helfen. Warum wegen eines Hitlers und seiner großen Gefolgschaft ein ganzes Volk hassen? Warum nicht eher dieses Volk um seiner Heiligen und der wenigen willen lieben, die dem Tyrannen Widerstand geleistet hatten?

Die Bibel lehrt uns, was es wirklich heißt, ein Jude zu sein. Das biblische Wort für Hebräer (Ivri) bedeutet etymologisch „auf der anderen Seite stehen“. Der erste Hebräer war Abraham, und er war es im eigentlichen Sinne, indem er auf der anderen Seite stand. Als alle Menschen Götzen anbeteten, verehrte er den lebendigen Gott. Wenn jedermann auf Rache erpicht ist und nach Wegen sucht, um noch Böseres zu tun als sein Nachbar, verleiht Gott einigen die Gabe, Böses mit Gutem zu vergelten.

Einmal versteckten wir drei deutsche Offiziere in einem kleinen Nebengebäude im Hof unseres Wohnblocks. Es war eine kleine, dunkle Garage, halb im Schnee versunken. Wir gaben ihnen zu essen und leerten nachts ihre Eimer. Ihre früheren Greuelthaten, unter

denen wir selber gelitten hatten, waren uns verhaßt. Jetzt aber sprachen wir mit ihnen, damit sie sich weniger wie Tiere im Käfig vorkämen.

Eines Abends, als ich zu ihnen hinüberging, sagte ihr Hauptmann: „Ich muß Ihnen etwas sagen, das mich stark bewegt. Sie wissen, daß es den Tod bedeuten kann, einem deutschen Soldaten Unterschlupf zu gewähren. Und trotzdem tun Sie dies — und dabei sind Sie noch Juden! Ich muß Ihnen gestehen, daß ich für Sie niemals das gleiche tun werde, sobald die deutsche Armee Bukarest zurückerobert, was zweifellos geschehen wird.“

Er sah mich seltsam an. Ich dachte, ich müsse versuchen, ihm die Sache zu erklären. Ich ließ mich auf eine Kiste nieder und sagte: „Ich bin Ihr Gastgeber. Meine Familie wurde von den Nazis getötet, aber solange Sie sich unter meinem Dach befinden, schulde ich Ihnen nicht nur Schutz, sondern auch den einem Gast gebührenden Respekt. Sie werden leiden. Die Schrift sagt: ‚Wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll auch durch Menschen vergossen werden.‘ Ich werde Sie, soweit ich kann, vor der Polizei beschützen, aber ich kann Sie nicht vor dem Zorn Gottes bewahren.“

„Unsinn“, erwiderte er.

Er klopfte mir auf die Schulter, und ich wich zurück. Seine Hand hatte unschuldiges Blut vergossen. Er entschuldigte sich: „Ich meinte es nicht böse. Ich wunderte mich nur, warum eine Jüdin ihr Leben für einen deutschen Soldaten wagt. Ich mag die Juden nicht, und ich fürchte mich nicht vor Gott.“

„Lassen wir das“, sagte ich, „denken wir an die Worte im Alten Testament: ‚Einen Fremdling sollst du nicht bedrücken noch bedrängen, denn auch ihr seid Fremdlinge gewesen in Ägypten.‘“

Er schien betroffen.

„Das war vor Tausenden von Jahren. Was können

Ihnen die Leiden Ihrer Vorfahren in Ägypten bedeuten?“

Ich antwortete: „Für Gott sind tausend Jahre wie ein Tag. Weise Menschen lehren uns, daß wir gleich Geschichtsbüchern die Erfahrungen vergangener Geschlechter in uns bergen. In unserem Unbewußten sind die Ereignisse der Vergangenheit aufgezeichnet. Wir kennen sie nicht, aber sie bestimmen unser Fühlen und Denken.

Und zudem hat es seinen guten Grund, wenn Gott uns befiehlt, Fremde zu lieben. Denn letzten Endes sind wir alle Fremde füreinander, sogar für uns selber.“

„Moment mal!“ rief der Offizier. „Die Juden haben Verbrechen am deutschen Volk und der Menschheit begangen. Die Aufrichtigkeit zwingt mich, Ihnen dies ins Gesicht zu sagen. Sie aber müssen uns als Menschen betrachten, die an den Juden Verbrechen begingen. Und Sie vergeben sie uns alle?“

Ich erwiderte sehr ernst: „Auch die schwersten Verbrechen werden durch den Glauben an Christus vergeben. Ich besitze nicht die Macht zu verzeihen. Christus aber kann dies, wenn Sie bereuen. Er starb für Ihre Sünden.“

Vom Hof her war das leise Geräusch von Fußstritten auf lockerem Schnee zu hören. Ich spähte durch einen Spalt. Aber es war nur der taube Pfortner von nebenan. Der Hauptmann zündete eine der Zigaretten an, die Richard für ihn aufgetrieben hatte (er selber verabscheute das Rauchen). Er nahm einen Zug und reichte den Stummel seinem Kameraden. Dann sagte er: „Gnädige Frau, ich möchte nicht behaupten, daß ich Sie verstehe. Aber wenn niemand diese Gabe besäße, Böses mit Gutem zu vergelten, von der Sie gesprochen haben, so gäbe es vielleicht nie ein Ende des Tötens.“

Als ich aufstand, um wegzugehen, erhoben sie sich

und verbeugten sich knapp und förmlich. Ich legte ihre schmutzige Wäsche in meinen Einkaufskorb und ging hinaus.

Diese Männer gelangten tatsächlich ungeschoren nach Deutschland. Aber viele tausend andere wurden gefangengenommen und starben später in russischen Arbeitslagern, wo sie mit russischen Christen, die sie vielleicht noch mehr im Glauben unterrichteten, zusammen waren.

Jeder Deutsche wünschte damals, seine Wehrmacht-Uniform loszuwerden. Wie stolz hatten sie früher diese gutgeschnittenen Waffenröcke, die Abzeichen und Orden getragen! Wie schwer fiel es ihnen jetzt, dies alles gegen die armseligen Zivilkleider einzutauschen, die wir ihnen anboten!

Um diese Zeit war es, daß Richard begann, russische Soldaten in unsere Wohnung mitzubringen. Er war entschlossen, mit ihnen von Christus zu sprechen. Andere Leute waren aufrichtig überzeugt, daß es besser wäre, wenn die Russen das Land verließen.

„Sei vorsichtig, Sabine!“ meinte Anutza. „Was wirst du tun, wenn zwei Armeen in deiner Wohnung aufeinanderstoßen?“

Wir sorgten jedoch dafür, daß dies nicht geschah.

Richard begann damit, daß er die Kasernen der Rotarmisten aufsuchte und sich dort als Schwarzhändler in billigen Uhren ausgab. Gruppen von Zuhörern bildeten sich um ihn, und nach einiger Zeit lenkte er das Gespräch von den Geschäften weg auf die Bibel.

„Du bist nicht wegen der Uhren gekommen“, sagte ein älterer Mann, „du willst mit uns über die Heiligen sprechen.“

Als Richard weiterredete, legte ihm jemand warnend die Hand aufs Knie.

„Sprich über Uhren. Der Spitzel der Kompanie kommt.“

Es wimmelte in der Roten Armee von solchen Spitzeln. Sie spionierten ihre Kameraden aus und meldeten alles, was gesprochen wurde. Die jungen Soldaten wußten nichts von Gott. Sie hatten nie eine Bibel gesehen oder eine Kirche besucht. Jetzt wurde mir klar, warum Richard gesagt hatte, es bedeute „den Himmel auf Erden“, den Russen das Evangelium zu bringen.

Ich machte die Bekanntschaft einiger gebildeter Männer, die Deutsch und Französisch konnten. Ich lehrte sie das Glaubensbekenntnis.

„Es beginnt mit den Worten: ‚Ich glaube‘. Dies ist nicht dasselbe wie ein Parteibefehl, der dir vorschreibt, was du zu denken hast. Es bedeutet vielmehr, daß du ein ‚Ich‘ werden mußt, eine eigenständige Persönlichkeit. Du mußt selber denken.

Eine Armee bewegt sich mit der Geschwindigkeit ihres langsamsten Fahrzeugs vorwärts, und eine Truppenmasse richtet sich auf ihrem Marsch nach dem langsamsten Mann. Christus ruft dich heraus aus der Masse. Das größte Vorrecht des Menschen besteht darin, ja oder nein sagen zu dürfen, und dies sogar Gott gegenüber.“

Es war wundervoll zu sehen, wie diese Menschen zur Wahrheit erwachten.

Ein großer Teil unserer Kirche war mit dieser Arbeit beschäftigt. Wir wandten Kniffe an, um die Zensur fehlzuleiten, und druckten Tausende von Evangelien in russischer Sprache. Es war schwierig, an die Rotarmisten heranzukommen. Sie schlenderten in Gruppen herum. Wir erfanden eine List. Truppenteile wurden in Güterwagen verschoben, die oft stundenlang auf Nebengleisen abgestellt wurden, wo sie auf die Weiterfahrt warteten. Wir stiegen in Züge, die daneben standen. Wenn ein Zug abfuhr, reichten wir hastig unsere Evangelien hinüber.

Häufig übernachteten Rotarmisten in unserem Gast-

zimmer. Einmal waren es sechs am gleichen Abend, lauter Stiefel und Gewehre. Ich hatte große Mühe, das Haus von Läusen freizuhalten. Aber wir waren eher weniger aufgeregt als die Soldaten. Diese hatten seit langem nicht mehr in einem Haus gewohnt, und wie glücklich waren sie, einmal für kurze Zeit anderswo als in ihren lauten Kasernen sein zu dürfen! Das hielt sie freilich nicht vom Stehlen ab. Zwei Jungen in Uniform mit ländlichen Gesichtern kamen an unsere Tür.

„Wollen Sie einen Regenschirm kaufen?“ fragten sie und boten uns drei gestohlene Schirme an.

Richard antwortete ihnen: „Wir sind Christen. Wir kaufen nichts, wir haben etwas zu verkaufen.“ Er bat sie einzutreten. Ich brachte ihnen Milch zum Trinken. Plötzlich starrte mich der ältere an. Er war kaum über zwanzig und hatte blondes Haar.

Er rief: „Ach, das waren doch Sie, die mir die Bibel gaben!“

Jetzt erkannte ich ihn ebenfalls.

„Sie waren der Feldwebel auf dem ersten Panzer, der in Bukarest eintraf!“

Die Bibel befand sich noch bei seinen Sachen. Er hatte darin gelesen und dabei eine Frage entschieden, die ihn beschäftigte.

Iwan erzählte uns bei einer Mahlzeit, wie er sich durch Osteuropa durchgekämpft hatte. In seiner Kompanie gab es einen Juden, der wie alle von ihnen ohne Religion aufgewachsen war.

„Ein älterer Mann in unserer Einheit pflegte diesen Juden anzupöbeln: ‚Ihr habt Christus getötet!‘ Der Jude dachte, der Mann sei verrückt. Er hatte auf dem ganzen Weg von Stalingrad bis Bukarest Menschen getötet. Wie sollte er wissen, wer sie alle waren?“

Der Name Christus war ihm völlig unbekannt.

Iwan brachte den Juden zu uns. Richard erzählte

ihnen alles — von Adam bis zur Offenbarung. Stalin hörte auf, ihr Gott zu sein.

Sie kamen häufig zu uns zu Besuch. Als sein Regiment fortzog, ließ uns Iwan ein Abschiedsgeschenk zurück — einen glänzenden, neuen elektrischen Ofen.

Ich sah Richard an. Wir wußten, daß er nicht bezahlt war.

„Wunderbar, gerade das, was die Liebmanns brauchen!“ rief Anutza. Diese Familie war von Auschwitz zurückgekehrt, von allem entblößt. Wir sandten ihnen den Ofen. Iwan hatte ihn aus Dankbarkeit gestohlen, weil wir ihn das Evangelium gelehrt hatten. Die Liebe eines einfachen Gemüts kann sich auf seltsame Weise zeigen. Wenn Gott den Menschen wirklich für alle seine Handlungen zur Verantwortung zöge, würde kaum je einer erlöst. Wie gut, daß Christi Blut auch solche Sünden getilgt hat!

Richard und sein Kollege an der lutherischen Kirche, Pfarrer Magne Solheim, eröffneten eine Kantine für Kriegsoffer. Unser Appartement — eher einem Gasthaus als einer Wohnung ähnlich — war stets überfüllt mit Freunden und Fremden. Viele unter ihnen waren ehemalige Sträflinge, die von einer unserer Mitarbeiterinnen, Milly, im Gefängnis für Christus gewonnen worden waren. An Sonntagen waren wir nie weniger als zwölf Personen am Mittagstisch.

Junge Mädchen arbeiteten mit uns zusammen. Manchmal baten sie in Fragen der Moral um Rat. Eine dieser Fragen vermochte ich nicht zu beantworten, denn sie hatte sich mir selber ebenfalls gestellt.

Mit siebzehn hatte ich in Paris gelebt. Zum erstenmal stand ich nicht mehr unter elterlicher Aufsicht. Ich war in einer streng orthodoxen jüdischen Familie in einer Kleinstadt aufgewachsen, eingeengt von Geboten, Verboten und Regeln. Jetzt besuchte ich die Universität, und der erste Junge in meinem Leben ging mit

mir aus. Er wollte mich küssen, und ich wies ihn zurück. Ich erzählte ihm ein wenig von meiner Erziehung.

Der Junge erwiderte einfach: „Wenn du an Gott glaubst, würdest du nicht sagen, daß es der gleiche Gott war, der Hände und Lippen geschaffen hat? Und wenn ich deine Hände berühre, warum sollte es unrecht sein, dich zu küssen oder dich zu umarmen?“

Lehrer, Eltern, niemand hatte mich vor dieser Frage gewarnt. Ich fand keine Antwort darauf. Und der Junge war sehr anziehend. So änderte ich meine Auffassungen und genoß das freie Leben von Paris.

Seine Augen und seine Hände waren die Makler der Sünde. Und meine Augen und mein Herz waren seine Mägde.

Aber das Gewissen ließ sich nicht immer beschwichtigen. Das Problem nagte an mir. Sollte ein Mädchen seine Reinheit bewahren? Das ist eines der Kernprobleme der Moral. Welchem Zweck dient die Reinheit?

Ich wußte es nicht. Erst viele Jahre später erfuhr ich die Antwort.

Eine Pfarrersfrau pflegt in der Regel nicht Sexualprobleme zu erörtern. Noch weniger erwartet man, daß sie selber solchen Versuchungen ausgesetzt sei. Aber auch Pfarrer und Pfarrersfrauen sind Menschen. Und in der Vergangenheit hatten Richard und ich so gedankenlos und selbstgefällig dahingelebt. Wir waren Konvertiten, unsicher in gewissen, für Menschen, die im christlichen Glauben aufwuchsen, selbstverständlichen Dingen. Sexualität gehört zur menschlichen Natur, und in unserer Ehe bedeutete sie oft eine große Belastung. Richard war so gut, so anziehend und so geistreich, daß ich fürchtete, all die Schmeicheleien, die er zu hören bekam, würden ihm den Kopf verdrehen. Viele Mädchen verliebten sich in ihn, und einem war er sehr

zugetan. Ich muß gestehen, es war schön. Es anzusehen bereitete Freude. Ich bemerkte, daß Richard innerlich zerrissen war. Sachte versuchte ich, ihm zu helfen. Sünde ist oft das Ergebnis sich bietender Gelegenheit. Es ist Pflicht der Frau, ihrem Mann in solchen Krisen beizustehen.

Er sagte nichts, aber eines Tages, als er ein christliches Lied auf dem Klavier spielte, kam er zu den Worten: „Ich brauche dich jede Stunde“, und da schienen alle Saiten zusammenzuklingen, und er weinte. Ich legte meinen Arm um ihn und sagte: „Richard, du bist kein Engel, nimm es nicht so schwer! Du bist nur ein Mensch. Das wird vorübergehen.“ Es ging wirklich vorüber. Aber als ich nach Richards Verhaftung vierzehn Jahre allein blieb, traten auch an mich Versuchungen heran. Und manchmal war ich im Begriff, zu erliegen. Da verstand ich ihn besser.

Terror

Meine Familie erhielt gleichsam über Nacht den Zuwachs von drei Söhnen und drei Töchtern. Tausende jüdischer Waisenkinder kehrten aus den Konzentrationslagern zurück, oft in Papier gehüllt, um sich zu erwärmen, nur mit Lumpen bekleidet. Ich liebe Kinder. So waren wir glücklich, sechs zu uns nehmen zu dürfen. Es war eine Freude, sie im Hause um sich zu haben.

Mihai war entzückt. Er sagte: „Mutti, du hast doch gesagt, ich würde keine Brüder und Schwestern mehr bekommen, und schau, was ich jetzt habe!“

Es waren liebeliche Kinder, aber so mager. Und mit so verängstigten Augen. Was hatten sie gesehen? Alle ihre Verwandten und Freunde waren getötet worden.

Bald rundeten sich ihre hohlen Wangen wieder. Die

Kinder lernten wieder lachen und spielen. Die russischen Soldaten liebten sie. Sie hatten ihre eigenen Familien seit Jahren nicht mehr gesehen. Häufig sprachen Russen auf der Straße mit Mihai und den übrigen Kindern.

„Nimm eine Süßigkeit“, forderten sie die Kleinen auf und legten ihnen die Hand auf den Kopf. Die Kinder lächelten und dankten. Als Gegengabe überreichten sie den Soldaten Evangelien.

Für Erwachsene war es gefährlich. Aber Kinder waren sicher. Die Russen lieben Kinder, und viele Soldaten, die sonst glaubenslos geblieben wären, lernten auf diesem Wege Gott erkennen. So wurde Mihai als Fünfjähriger zum Missionar.

Die Mitglieder unserer Kirche zogen fast allabendlich aus, um Plakate an Hausmauern, Türen, Autobussen und in Wartesälen anzubringen. Auf jedem Plakat waren Bibelverse oder christliche Botschaften gedruckt. Obgleich Freunde von uns wegen ihres Wirkens unter den Russen verhaftet wurden, verriet uns keiner. So schnell die Kommunisten die Plakate entfernten, so schnell brachten wir neue an. Eine unserer Mitarbeiterinnen, Gabriella, war wunderschön. Ihr fiel es nicht schwer, an die Russen heranzukommen. Aber eines Tages wurde sie verhaftet und von den Sowjetbehörden der rumänischen Miliz ausgeliefert. Als sie im Gefängnis auf ihre Aburteilung wartete, kam ein Mann zu ihrer Zelle und fragte sie, warum sie hier sei. Sie erklärte es ihm, und ein Lächeln huschte über sein Gesicht. „Ich will versuchen, Ihnen zu helfen“, sagte er. Bald tauchte ein zweiter Unbekannter auf und öffnete ihre Zelle. Er ließ sie durch eine Seitentür auf die Straße hinaustreten. „Verschwinden Sie jetzt—schnell!“ Sie ging weg und dankte Gott. Der Mann war der vor kurzem bekehrte Polizeichef.

Wir erlebten viele Wunder. Eine unserer Freundin-

nen, Frau Georgescu, war krank, wollte jedoch nicht zum Arzt gehen. Sie gehörte einer strengen Sekte an, welche die menschliche Heilkunst ablehnte. Es sei Gottes Sache, Krankheiten zu heilen, sagten sie. Ihre ganze Freizeit widmete sie der Mission unter den Russen. Sie wurde gefaßt und vor den Kommandanten geführt, einen verdrießlichen Mann mit gerötetem Gesicht. Plötzlich, als er sie anschrie, erlitt sie einen heftigen Blutsturz. Der Offizier sah das Blut und erblaßte. „Werft sie hinaus!“ schrie er, und man stieß sie auf die Straße. Es war Gottes Wille gewesen. Sie wurde frei.

„Meine armen Füße! Ich stand heute morgen fünf Stunden in der Victoriastraße Schlange, und das ist alles, was ich bekam.“ Anutza hatte ein wenig Kaffee und etwas gräuliche Wurst in ihrem Korb, die erste, die wir seit Wochen sahen.

Es war der Jahrestag der russischen „Befreiung“. Zwei Tage lang gab es Lebensmittel in den Läden. Dann waren die Gestelle wieder leer, und in den Schaufenstern standen Fleischwaren aus Pappe und leere Weinflaschen. Rumänien stand vor einer Hungersnot.

Zu den sowjetischen Plünderungen und Erpressungen („Wiedergutmachung von Kriegsschäden“) hatte sich noch eine Dürre gesellt, so daß die Ernten einschrumpften und Millionen von Menschen nahe am Verhungern waren. Die Leute machten Suppen aus Blättern und Baumwurzeln.

Eine Abteilung des Weltrats der Kirchen sandte Nahrungsmittel, Kleider und Geld, und wir organisierten die Unterstützung der Hungernden. Eine von Pfarrer Solheim und Richard geführte Kantine verpflegte täglich zweihundert Personen im Kirchengemeindesaal. Die Verwaltungsarbeiten waren beschwerlich, und die kommunistischen Behörden versuchten unsere Bemü-

hungen zu vereiteln, aber wir besaßen viele freiwillige Helfer.

Kinder aus den am schwersten von der Hungersnot heimgesuchten Gegenden wurden nach Bukarest gebracht und fanden Zuflucht bei Glaubensbrüdern. Wir nahmen ein kleines sechsjähriges Mädchen auf. Es war dünn wie ein Brett und besaß nichts als das Kleid, das es auf dem Leibe trug. Ich gab ihm zu essen — zunächst Getreideflocken mit Zucker und Milch. Es wollte nichts. Es war ein Bauernkind und verlangte seine gewohnte Nahrung: Mamaliga, eine Art Maiskuchen, war das einzige, was es kannte. Wir mußten ihm sehr streng zureden, damit es von unserem Essen kostete. Langsam nahm es etwas an Gewicht zu.

Wir gewannen das Mädchen lieb. Einmal sagte es: „Ich werde euch bis zum Herbst lieben.“ Dann würde es eine neue Ernte geben und das Kind zu seinen Eltern heimkehren. Der Satz blieb mir im Gedächtnis.

Als die Russen Budapest besetzten, benötigten wir jemand, der das Geld für das Hilfswerk der dortigen Mission überbringen würde. Richard konnte Bukarest nicht verlassen und niemand sonst die Verantwortung übernehmen. So mußte denn ich gehen.

„Du darfst nicht gehen!“ rief Anutza. „Diese russischen Soldaten sind auf Frauen erpicht. Du findest in den Straßen Mädchen mit durchschnittener Kehle, und niemand rührt einen Finger deswegen.“

In gewöhnlichen Zeiten wäre es keine lange Reise gewesen. Aber die Rote Armee beanspruchte jeden Zug und jeden Kraftwagen für ihren eigenen Gebrauch. Auf den Bahnhöfen herrschte ein unvorstellbares Durcheinander, weil ganze Schwärme ausgehungert Vereschleppter sich in die wenigen verfügbaren Eisenbahnwagen zu drängen versuchten. Nach langem Suchen fand ich endlich eine freie Ecke. Tagelang rumpelten wir durch das Land Richtung Budapest. Ich war die ein-

zige Frau in dem mit russischen Soldaten vollgestopften Zug.

Als ich ankam, leisteten deutsche Truppen immer noch in einem Kampf um jedes Haus Widerstand. Alles lag in Trümmern. Es gab keine Autobusse, keine Autodroschen, überhaupt keine Verkehrsmittel. Überall kam ich an rauchenden Ruinen vorüber, außerstande, die Menschen zu finden, die ich suchte. Die Deutschen hatten viele verschleppt, die nie zurückkehrten. Andere waren in den letzten Tagen des Straßenkampfes umgekommen. Schließlich fand ich Pfarrer Johnson, den Leiter der norwegischen Mission, und Pfarrer Ungar, einen Christen jüdischer Herkunft, der die freie Kirche leitete. Sie umfaßte Juden und Angehörige anderer Nationalitäten. Sie wollten ihren Augen nicht trauen. Ich erschiene ihnen wie ein gottgesandter Engel, sagten sie, der, aus dem Nichts kommend, ihnen gerade in dem Augenblick Hilfe bringe, in dem die Hungersnot am schlimmsten wütete. Als die Menschen aus den Kellern hervorkamen, wurden die Lebensmittel knapper. Es gab nichts. Ein im Verlauf der Kämpfe getötetes Pferd wurde zerteilt und das Fleisch gegessen.

Viele kirchliche Gebäude waren dem Erdboden gleichgemacht worden und Hunderte von Glaubensbrüdern obdachlos. Die von mir gebrachte Hilfe kam sehr willkommen.

Ich begegnete dem Vertreter des Roten Kreuzes in Budapest, Professor Langley, der unermüdlich im Dienste der Nächstenliebe tätig war. Bevor ich abreiste, nahmen wir gemeinsam eine Mahlzeit ein. Ich sagte: „Möge Christus Ihnen vergelten, was Sie getan haben.“

Langley erwiderte: „Als ich einmal eine Straßenbahn bestieg und bemerkte, daß ich kein Geld für die Fahrkarte bei mir hatte, bezahlte jemand für mich. Ich wollte ihm danken, aber der Fremde sagte: ‚Danken

Sie mir nicht. Ich vergelte nur, was gestern jemand anders für mich tat, als ich mich in der gleichen Lage befand.' So hat auch Christus mir nichts zu vergelten, sondern ich bin es, der ihm eine Schuld zurückzahlen muß."

Von Budapest begab ich mich nach Wien. Normalerweise ist dies eine vierstündige Reise. Jetzt benötigte ich dazu sechs Tage!

Ich fand einen Zug, der am frühen Morgen abfahren sollte. Die Leute hingen an den Türen und saßen auf den Dächern der Wagen. Es schien unmöglich, daß noch jemand einsteigen könnte.

Da hörte ich meinen Namen rufen. Zuoberst auf einem Güterwagen saß eine Gruppe von Mädchen, alles Flüchtlinge aus Auschwitz, die bei uns in Bukarest gewesen waren. „Hier gibt es keinen Platz, aber wir werden Platz schaffen“, lachten sie. So saßen wir von Dienstag bis Sonntag auf diesem Wagendach und erreichten zuletzt Wien. Auch diese Stadt war von Hunger heimgesucht und schwer beschädigt. Ich traf nach manchen Zwischenfällen mit Freunden und christlichen Führern in Verbindung und kehrte erst zurück, als meine Aufgabe erfüllt war.

Wochenlang hatte ich nichts mehr von zu Hause gehört. Richard erklärte: „Uns war furchtbar bange um dich. Ich sah dich in Visionen, in Tagträumen.“ Beim Öffnen eines Buches hatte er mein Gesicht auf den Seiten gesehen. Ein Zweig, der gegen die Scheiben schlug, hatte ihn glauben lassen, ich sei zurückgekehrt. „Ich wanderte in den Bergen herum und rief laut deinen Namen. Es schien mir, als hörte ich dich antworten.“

Und ich hatte ihn gehört, ich hatte geantwortet. Beim Suchen in jenen schuttbedeckten Straßen hatte ich mich dabei überrascht, wie ich „Richard, Richard!“ rief. Wir waren einander so nah.

Das Land wurde nun von Moskau aus regiert. Aber die rumänischen Kommunisten gaben sich noch immer als Demokraten aus. „Wir wünschen Freundschaft mit jedermann!“ hieß es. „Religionsfreiheit? Sicherlich. Ein alle Parteien umfassendes Kabinett mit König Michael als konstitutionellem Monarchen? Warum nicht?“ Es ging ihnen lediglich darum, die Westmächte zu täuschen.

Die Masken fielen, als der sowjetische Minister Wischinski sich eines Tages im Palast einfand und Befehle erteilte. Armee und Polizei mußten aufgelöst werden. Der König hatte die Schlüsselstellung mit verlässlichen Kommunisten zu besetzen, sonst . . . Wir wußten, wie die Kirche in Rußland zu einem Werkzeug des Staates gemacht worden war. Wann würde dasselbe auch in Rumänien geschehen?

Ich bereitete die Kirche für den Sonntagsgottesdienst vor, als Pfarrer Solheim mit besorgter Miene hereinkam.

Er sagte: „Seltsame Nachrichten. Die Regierung beruft einen sogenannten Konfessionenkongreß ein. Jede Konfession, jede Religionsgemeinschaft ist aufgerufen, eine große Abordnung zu stellen. Und die Konferenz soll im Parlamentsgebäude abgehalten werden! Wer hat schon so etwas gehört? Was haben sie wohl vor?“

Jeder äußerte Vermutungen und gab Gerüchte weiter. Viele Gläubige nahmen das, was die Regierung über „volle Religionsfreiheit“ verkündete, für bare Münze.

Aber Richard wunderte sich. „Geht hier nicht dasselbe vor wie seinerzeit in Rußland? Lenin hatte die verfolgten Sekten energisch verteidigt, bis er an die Macht kam. Dann starben Zehntausende ihrer Angehörigen in Konzentrationslagern. Zuerst wird die Kirche beruhigt, damit sie zustimmt. Dann fällt der Schlag.“

Wir berieten uns mit Solheim. Er war der Leiter der Mission und hatte zu entscheiden.

„Wir werden gehen, und wir werden reden“, sagte er.

An dem betreffenden Tag stiegen wir zum Parlamentsgebäude empor. Dort saßen sie alle, eng gedrängt auf den Galerien und unten im großen Saal: Orthodoxe, Protestanten, Juden und Mohammedaner, etwa vier-tausend Bischöfe, Pfarrer, Priester, Rabbiner und Mul-las.

Überall waren rote Fahnen aufgehängt. Stalin wurde zum Ehrenvorsitzenden des Kongresses gewählt. Auf den Estraden saßen die kommunistischen Führer: der Marionetten-Premier Petru Groza, der mächtige Innen-minister Teohari Georgescu.

Zur Eröffnung wurde sogar ein Gottesdienst nach orthodoxem Ritus abgehalten. Die kommunistischen Führer bekreuzigten sich. Sie küßten die Heiligenbilder. Sie küßten die Hand des Patriarchen.

Dann begannen die Reden. Groza, der nichts als ein Moskau-Quisling war, erklärte, daß die neue rumä-nische Regierung den Glauben, jeden Glauben begün-stigen und fortfahren werde, die Geistlichen zu besol-den. Sogar Stipendien für angehende Theologen sollten ausgesetzt werden. Warmer Beifall begrüßte diese Nachricht.

Priester und Pfarrer antworteten. Einer nach dem an-dern versicherten sie, wie glücklich sie über diese Wertschätzung der Religion seien. Der Staat könne auf die Kirche zählen, wenn die Kirche ihrerseits auch auf den Staat zählen dürfe. Ein Bischof bemerkte, daß sich in der Geschichte politische Strömungen aller Färbun-gen der Kirche angeschlossen hätten. Jetzt werde Rot dazukommen, und er sei erfreut darüber. Jedermann war erfreut. All diese Freude wurde unmittelbar aus dem Saal über den Rundfunk der Welt übermittelt.

Es war absurd und entsetzlich. Der Kommunismus war zur Ausmerzung der Religionen bestimmt. Er hatte

in Rußland sein wahres Gesicht gezeigt. Sie sprachen aus Furcht für ihre Familien, ihre Arbeit, ihre Gehälter. Sie hätten wenigstens schweigen sollen, statt die Luft mit Schmeicheleien und Lügen zu verpesten.

Es war, als ob sie Christus ins Gesicht spien. Ich fühlte, daß Richard kochte. So riet ich ihm, was schon in seinem Herzen beschlossen war:

„Willst du nicht diese Schande vom Antlitz Christi abwaschen?“

Richard wußte, was geschehen würde: „Wenn ich spreche, wirst du deinen Gatten verlieren.“

Sofort erwiderte ich — nicht aus Mut, sondern aus einer Eingebung des Augenblicks: „Ich will keinen Feigling als Gatten.“

Er sandte seine Karte hinauf. Die Kommunisten waren entzückt. Ein Vertreter des Weltrats der Kirchen und ausländischer Missionen würde für sie Propaganda machen. Richard stieg hinauf, um zu sprechen, und auf einmal herrschte tiefe Stille im Saal. Es war, als steige der Geist des Herrn herab.

Richard sagte, wenn die Kinder Gottes zusammenkämen, dann versammelten sich auch die Engel, um von der Weisheit Gottes zu hören. So sei es die Pflicht aller Anwesenden, nicht irdische Mächte, die kommen und gehen, zu preisen, sondern Gott, den Schöpfer, und Christus, den Erlöser, der für uns am Kreuze gestorben sei, zu verherrlichen.

Während er sprach, begann sich die Atmosphäre zu verändern. Mein Herz schlug höher bei dem Gedanken, daß diese Botschaft ins ganze Land hinausgetragen würde.

Plötzlich sprang Kultusminister Burducea auf.

„Ihr Recht zu reden ist Ihnen entzogen!“ schrie er. Von der Estrade herab richtete er brüllend Befehle an seine Speichellecker.

Richard kümmerte sich nicht um ihn und setzte seine

Rede fort. Die Zuhörer begannen Beifall zu klatschen. Er sagte das, was sie alle gern gesagt hätten.

Burducea bellte: „Stellt das Mikrophon ab!“

Der Kongreß schrie ihn nieder.

„Pastorul! Pastorul!“ skandierten sie. „Der Pfarrer! Der Pfarrer!“ Aus „einem Pfarrer“ war Richard „der Pfarrer“ geworden.

Der Aufruhr dauerte mehrere Minuten. Noch lange, nachdem das Mikrophon abgestellt war und Richard das Rednerpult verlassen hatte, wurde weitergeschrien und geklatscht. Der Kongreß war für diesen Tag beendet. Wir verließen das Gebäude inmitten von Lärm und Verwirrung.

Richards Mutter hatte alles am Radio miterlebt. Als die Übertragung unterbrochen wurde, glaubte sie, sie würde ihn nie mehr sehen.

„Ich dachte, sie hätten euch beide verhaftet. Was wird nun geschehen?“ fragte sie kreidebleich.

„Mutter“, erwiderte er, „ich habe einen mächtigen Erlöser. Er wird tun, was für mich am besten ist.“

Amtlicherseits geschah nichts. Aber in unsere Versammlungen wurden kommunistische Zwischenrufer entsandt, um sie zu stören. Vor kurzem hatten wir einen neuen und größeren Gemeindesaal eröffnet. Woche um Woche drängten sich grobschlächtige Burschen herein, die aus dem Hintergrund piffen, johlten und die Versammlung unterbrachen.

„Wir sollten froh sein“, meinte Solheim. „Besser eine lärmende Zuhörerschaft, die sich für unsere Sache interessiert, als eine schweigende, die nur vorgibt zuzuhören!“

Wir wandten nun die Taktik der Straßenpredigten an. Manche Menschen waren zu furchtsam, um zu uns in die Kirchen zu kommen. Auf diese Weise konnten wir sie erreichen. Wir versammelten uns an irgendeiner Straßenecke und sangen Kirchenlieder. Das war in Ru-

mänien völlig unbekannt, und jedesmal strömten Zuhörer herbei. Dann verkündete ich meine Botschaft, die kurz und scharf war.

Eines Nachmittags fand vor der großen Malaxa-Fabrik eine Protestkundgebung gegen die kommunistische Machtergreifung statt. Ich sprach zu den versammelten Arbeitern von der Erlösung. Für manchen war es die letzte Warnung. Am folgenden Tag eröffnete die Polizei das Feuer auf die Menge vor der Fabrik. Viele Arbeiter wurden getötet.

Einmal sprach ich von den Stufen der Universität aus. Die Menge der Zuhörer wuchs immer mehr an, so daß sie zuletzt den ganzen Platz erfüllte. Noch nie zuvor hatte ich zu so vielen Menschen gesprochen. Aus den Seitenstraßen liefen Leute herbei. Der Verkehr geriet auf einer der größten Straßen von Bukarest ins Stocken. Es gab keine Zwischenrufe, wohl aber langanhaltenden Applaus.

Während ich Richard von meinem Erfolg erzählte, stürzte Anutza herein.

„Die ganze Stadt spricht davon, daß Ana Pauker vor der Universität eine Rede gehalten habe. Es heißt, sie sei aus Moskau zurückgekehrt, um Rumänien für Stalin zu regieren!“ Frau Pauker war eine kommunistische Lehrerin, die sich nach Rußland begeben hatte. Dort war sie Offizier der Roten Armee geworden. Sie war dunkel und Jüdin wie ich, und als ich vor der Universität geredet hatte, kam das Gerücht auf, die jedermann bekannte Ana Pauker — sie hatte ihren Gatten Marcel wegen „Abweichungen“ eigenhändig erschossen — sei zurückgekehrt.

Niemand aber konnte verstehen, daß Genossin Pauker die Leute aufgefordert hatte, ihre Sünden zu bereuen. Wir mußten laut lachen.

Im Jahre 1947 setzten die Verhaftungen ein. Gelenkte

Wahlen, bei denen jede Art von Betrug und Gewalt zur Anwendung gelangte, verhalfen den Kommunisten zur vollen Kontrolle über das Land. Die Führer der Opposition, redliche und unredliche, Polizeichefs und Beamte wurden im Lauf einer Terrorwelle liquidiert. Dann kam die Reihe an die katholischen Bischöfe und unzählige Geistliche, Mönche und Nonnen. In den Nächten, in denen sie verhaftet wurden, übertrug der Rundfunk wie üblich religiöse Sendungen für den Westen. Es folgten dann Orthodoxe und Protestanten. Zehntausende einfache Bürger verschwanden in Kerkern und Arbeitslagern. Andere schlossen sich den Freiheitskämpfern in den Bergen an.

Die Juden, die Rumänien in der ersten wirren Zeit der russischen Besetzung noch hätten verlassen können, saßen nun in der Falle. Die Grenzen waren geschlossen. Damals flüchteten Zehntausende unter Zurücklassung von allem, was sie besaßen. Sie zogen das Leben als mittellose Flüchtlinge der „Freiheit“ unter den Sowjets vor.

Anutza hatte Grund zur Annahme, daß sie auf der Liste der zur Verhaftung vorgesehenen Juden stand. Der Himmel weiß, welches „Verbrechens gegen den Staat“ sie verdächtigt wurde. Alle, die mit Ausländern zu tun gehabt hatten, waren verdächtig — sogar die Friseure, die sie rasiert hatten.

Es war ein trauriger Abschied. Wir standen uns so nahe.

„Wie David und Jonathan“, rief Anutza, „aber ich bin Jonathan. Er liebte am meisten!“

Wir umarmten uns in Tränen. Anutza sagte: „Ich will dafür wirken, daß ihr aus dem Lande könnt. Wir werden uns in der Freiheit wiedertreffen.“

Richard war damals krank im Bett. Sie wußte, daß für ihn große Gefahr bestand, verhaftet zu werden. Als sie sich über ihn beugte und ihn küßte, tat sie ein Gelübde.

Und wir trafen uns wirklich wieder. Nur dauerte es zwanzig Jahre bis dahin.

Der Terror breitete sich aus. Geheimpolizei drang in die Wohnungen ein und nahm lange Durchsuchungen vor. Dann wurde man abgeführt, um eine „Erklärung“ abzugeben. Man solle nichts mitnehmen, es werde „nur wenige Stunden“ dauern.

Ausländische Presseleute sahen Lastwagen mit der Aufschrift „Fleisch“, „Fisch“, „Brot“ durch die Straßen fahren und berichteten, die Bevölkerung werde mit Nahrungsmitteln versorgt. Sie ahnten nicht, daß die Lastwagen Gefangene transportierten.

Dann erhielten wir die erste Warnung. Richard arbeitete in der Mission, als ein Polizist in Zivil eintrat. Er stellte sich als Inspektor Riosanu vor. „Sind Sie Wurmbrand? Dann sind Sie der Mann, den ich am meisten hasse.“ Richard starrte ihn an. „Wir sind uns nie zuvor begegnet. Was meinen Sie damit?“

„Erinnern Sie sich, daß Sie vor etwa zehn Jahren mit einem Mädchen namens Betty auszugehen pflegten? Eine kraushaarige Blondine, die viel schwatzte?“

„Nun, was ist dabei?“

„Erklären Sie mir, warum Sie sie nicht geheiratet haben?“

„Ich habe dies nie zu tun beabsichtigt.“

„Nein, aber ich! Herr Wurmbrand, wenn Sie sie nur geheiratet hätten. Sie hätten mich zum glücklichsten Menschen gemacht.“ Er meinte es ernst.

„Aber um Ihnen zu zeigen, daß ich Ihnen darum nicht böse bin“, fuhr der hochherzige Inspektor fort, „bin ich hergekommen, um Ihnen einen Fingerzeig zu geben. Im Hauptquartier der Geheimpolizei liegt ein dickes Aktenbündel über Sie auf. Ich habe es gesehen. Jemand hat vor kurzem über Sie Meldung erstattet. Sie haben recht ausgiebig mit einer Menge russischer Freunde gesprochen, nicht wahr?“

Riosanu rieb sich die gelblichen Hände.

„Aber ich dachte, wir könnten uns einig werden.“

Um ein Trinkgeld war er bereit, jenen Bericht zu vernichten. Ich griff ins Gespräch ein, und wir einigten uns auf eine bestimmte Summe.

Während er das Geld in die Tasche steckte, meinte Riosanu: „Sie haben ein Geschäft gemacht. Der Denunziant heißt . . .“

„Nein!“ unterbrach ich schnell. „Wir wollen seinen Namen nicht kennen.“

Ich wünschte keinen Groll gegen den Mann zu hegen. Dumm vielleicht. Aber in jenen Tagen konnten wir nicht wissen, wie viele Menschenleben durch das Wirken von Spitzeln vernichtet wurden.

Riosanu zuckte die Achseln. „Wie Sie wollen.“ Und fort war er.

Kurze Zeit später wurde Richard festgenommen, um verhört zu werden. Über „umstürzlerische Tätigkeit“ bei der Roten Armee wurde nichts gesagt. Wir besaßen immer noch einige einflußreiche Freunde, und mit deren Unterstützung konnten wir nach drei Wochen Richards Freilassung erwirken. Aber wir waren uns bewußt, daß es sich nur um eine Gnadenfrist handelte.

Immer mehr Freunde und Helfer wurden verhaftet.

Ich erinnere mich an den Tag, als ich zum erstenmal einen Mann sah, der von der Geheimpolizei gefoltert worden war. Er vermochte mit seinen violetten und geschwollenen Lippen kaum zu sprechen. Früher war er ein netter, freundlicher Mensch gewesen, der für jedermann ein gutes Wort übrig hatte. Jetzt war in seinen Augen nichts als Haß und Verzweiflung zu lesen.

Mit Schmiergeldern und Drohungen brachten die Kommunisten einige Kirchenführer dazu, für sie zu wirken. Wer sich weigerte, Verräter zu werden, wurde von ihnen selber der Verräterei verdächtigt. Die Halsstarrigen kamen zuerst ins Gefängnis.

Es blieb immer noch ein politisches Hindernis übrig. Unser geliebter König Michael war nicht bereit, sich kampflos zu beugen. Erst als die Vereinigten Staaten und Großbritannien im Jahre 1947 die Kreml-Marionette Groza anerkannten, sah er sich gezwungen nachzugeben. Groza, ein betrügerischer Anwalt, und der einstige Eisenbahner Gheorghiu-Dej waren die Herren des Landes. Sie befahlen dem König abzudanken. Der Palast wurde von Truppen umstellt. Der König hatte keine Wahl. An jenem Tag wurde die „Rumänische Volksrepublik“ geboren.

Ich entsann mich eines Sprichworts: „Die Erde bebt, wenn ein Knecht König wird.“

Zunächst schien es nur ein ganz unbedeutender Husten zu sein, und so vieles wartete darauf, erledigt zu werden. Aber eine Woche später lag ich mit Bronchitis im Bett. Mangel und Hunger und das Budapester Erlebnis machten mich mit einem Schlag fertig. So lag ich auf dem Rücken und fühlte mich kraftlos, als ein ungebetener Gast eintrat. Eine russische Ärztin. Ihr Gesicht glich einer tragischen Maske.

Frau Wera Jakowlena kannte uns nur flüchtig. Sie war aus einer ukrainischen Stadt gekommen, aus der zahllose Priester und Gläubige, darunter auch sie selbst, in sibirische Arbeitslager deportiert worden waren. Nur wenige waren zurückgekehrt.

Meine Krankheit beschäftigte sie nicht. Sie hatte eine Botschaft zu überbringen.

„Wir haben Wälder gerodet, Männer und Frauen gemeinsam. Wir waren gleichberechtigt: wir konnten Hungers sterben oder erfrieren.“

Sie berührte meinen Arm mit einer Hand voller tiefer, weißer Narben. Und sie zitterte. „Jeden Tag starben Menschen, die überarbeitet waren und im Schnee zusammenbrachen.“

Als sie für Christus Zeugnis ablegte, mußte sie zur Strafe stundenlang barfuß auf dem Eis stehen. Als sie ihre Arbeitsnorm nicht zu erfüllen vermochte, schlugen sie die Wärter mit Fäusten. Sie fiel in den Schnee. Dann mußte sie auf die wässrige Brühe verzichten, die ihnen bei der Rückkehr ins Lager gewährt wurde.

Weinend lief sie in den Hof hinaus, um allein zu sein. Und in ihrem Elend ging sie bis zu der verbotenen Zone in der Nähe des Umzäunungsdrahtes, wo Gefangene, wenn man sie entdeckte, sofort niedergeschossen wurden.

Eine rauhe Stimme schrie: „He, ist deine Mutter eine Gläubige?“

Erschrocken keuchte Frau Jakowlena: „Warum fragst du?“ Denn gerade in diesem Augenblick hatte sie an ihre Mutter gedacht.

Der Wärter sagte: „Weil ich dich seit zehn Minuten beobachtet habe. Ich konnte dich aber nicht erschießen. Ich konnte meinen Arm nicht bewegen. Ein gesunder Arm. Ich habe ihn den ganzen Tag über bewegt. Deshalb muß deine Mutter für dich gebetet haben.“ Seine Stimme wurde weicher. „Lauf zurück! Ich schaue auf die andere Seite.“

Frau Jakowlena begegnete dem Soldaten am gleichen Tag noch einmal. Er lachte und hob seinen Arm. „Jetzt kann ich ihn wieder bewegen.“

Sie lebte zehn Jahre lang in diesem Lager. Die meisten anderen starben. Aber sie kehrte zurück, um zu erzählen, wie Gott in Sorgen und Mangel seine Macht bewiesen hatte. Jetzt war sie Ärztin in der Sowjetarmee.

Ich litt an Kopfschmerzen. Statt über das Wunder nachzusinnen, vermochte ich nur an ihre Leiden zu denken. Was bedeutete es, daß sie zu mir gekommen war, um mir diese Dinge zu erzählen?

Als sie aufstand, um zu gehen, kämpfte ich matt ge-

gen meine Schwäche an und bat sie, über Nacht bei uns zu bleiben. Wenigstens möge sie warten, bis Richard zurückkäme. Aber schon war sie an der Tür. Einen Augenblick zögerte sie noch und sagte: „Mein Mann wurde auch von der GPU geholt. Er ist jetzt seit zwölf Jahren im Gefängnis. Ich fragte mich, ob ich ihn auf dieser Erde noch einmal sehen werde.“ Dann war sie fort.

Zwölf Jahre? Ich verstand nicht recht. Viel später lernte ich begreifen, daß diese Botschafterin Gottes mir die Leiden schildern sollte, die ich und mein Mann zu erwarten hatten. So befahl der Herr vor zweitausend Jahren dem Jünger Ananias in Damaskus, den Saulus aufzusuchen, denn er wollte ihm zeigen, wieviel er um seines Namens willen leiden mußte.

Noch war es nicht zu spät, um das Land zu verlassen. Obgleich es jeden Tag schwieriger wurde, erkaufte sich immer noch Tausende die Ausreise. Ich wußte, daß Richard im Grunde nicht gehen wollte. Aber er sagte: „Unter Antonescus Herrschaft waren wir nie länger als zwei bis drei Wochen eingekerkert. Bei den Kommunisten kann es jahrelang dauern. Und sie können auch dich ergreifen. Und was wird dann aus Mihai und den andern Kindern?“

Dann ereignete sich wiederum etwas Seltsames. Ein Pfarrer, den wir seit einem Jahr nicht mehr gesehen hatten, kam zu uns. Gott hatte Richard benutzt, um ihn zu bekehren. Er war Alkoholiker gewesen und hatte eine Bar nach der andern aufgesucht. Richard war ihm eines Nachts begegnet, hatte ihn begleitet, hatte mit ihm gesprochen, diskutiert, ihn überredet. Als er am folgenden Tag aus seinem Rausch erwachte, war er ein anderer Mensch.

Jetzt erinnerte er uns an jenen Vorgang. Und während wir uns unterhielten, wiederholte er: „Was mich

damals am meisten beeindruckte, war, daß Sie den Vers zitierten: „Errette deine Seele und sieh nicht hinter dich!“ Die Worte, die der Engel zu Lot gesprochen hatte.

Als er fortgegangen war, fragte mich Richard: „Glaubst du nicht, das könnte eine göttliche Botschaft gewesen sein? Warum sollte er nach so langer Zeit zu uns gekommen sein und immer erneut wiederholen: ‚Errette deine Seele und sieh nicht hinter dich!‘ Bedeutet das nicht eine Warnung, daß ich mein Leben durch Flucht retten soll?“

Ich sagte: „Fliehen um welches Leben?“ Dann ging ich ins Schlafzimmer und öffnete die Bibel an der Stelle, wo Jesus sagt: „Wer sein Leben findet, der wird es verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wird es finden.“

Ich fragte Richard: „Wirst du je wieder über diesen Text predigen können, wenn du jetzt fortgehst?“

Wir sprachen in dieser Nacht nicht mehr vom Fortgehen.

Aber wenige Tage später sagte Richard: „Werden wir nicht mehr für die Kirche in Rumänien leisten können, wenn wir in den Westen gehen? Bleiben wir, so werde ich den andern ins Gefängnis nachfolgen. Es wird dies das Ende unseres Zusammenlebens bedeuten. Ich werde gefoltert, vielleicht getötet werden. Und wenn auch du eingesperrt wirst, bedeutet dies das Ende der Mission. Mihai wird auf der Straße aufwachsen — ein Kommunist werden. Wem wird dies von Nutzen sein?“

Ich sagte: „Ich glaube, wir müssen hierbleiben.“

Dann kam das letzte Zeichen. Wir hatten angefangen, in Privathäusern in Bukarest Versammlungen abzuhalten. Sie waren sicherer als Kirchen. Und nie zuvor hatten wir solche gesegneten Gottesdienste, so viele Bekehrungen erlebt. Es war, als wollte Gott, der wußte,

was uns bevorstand, uns vor dem größten Kummer noch den größten Trost spenden.

Eines Nachts versammelten wir uns im Hause eines früher reichen Mannes, der alles, ausgenommen sein Haus, verloren hatte. Auch dieses würde ihm bald genommen werden. Wir standen der Reihe nach Wache. Eine geheime Gebetsstunde konnte uns alle ins Gefängnis bringen.

Wir waren etwa fünfzig Menschen, die sich zu einer die ganze Nacht dauernden Andacht versammelt hatten. Gegen Mitternacht schrie plötzlich eine Frau, die mit den anderen niedergekniet war: „Und du, der du erwägst zu flüchten! Bedenke, daß der gute Hirte seine Herde nicht verließ. Er harrte aus bis zuletzt.“

Sie wußte nichts von Richards Problemen. Wir schauten sie alle betroffen an. Aber sie sagte nichts mehr.

Im Morgengrauen kehrten wir durch kalte Straßen heim. Es war Januar, und zarte Schneeflocken fielen herab. Ich sagte: „Jetzt können wir nicht gehen.“

Richard gab mir recht. Wir teilten allen mit, daß wir hierbleiben würden. Sie waren sehr glücklich darüber.

Die Frau, welche diese Warnung an Richard gerichtet hatte, befand sich am Bahnhof, als er vierzehn Jahre später zurückkehrte. Sie brachte Blumen für ihn mit. Er erinnerte sich ihrer und sagte: „Ich bedauere nicht, deinem Rat gefolgt zu sein. Ich bin dankbar dafür.“

Richards Verschwinden

„Richard, was glaubst du, was die Hölle sei?“

Wir hatten den Abend mit Freunden verbracht und waren zwangsläufig auf die Kommunisten zu reden gekommen. Ein bekannter Politiker, ein guter, rechtschaffener Mann, war verhaftet worden. Wenige Wochen später erhängte er sich in seiner Zelle. Welche

Leiden hatten ihn zum Selbstmord getrieben? Jemand sagte: „Er muß durch die Hölle gegangen sein.“

„Hölle bedeutet, allein in der Dunkelheit zu sitzen und sich des Bösen zu erinnern, das man getan hat“, erwiderte Richard.

Kurze Zeit später befand er sich selber in dieser Hölle.

An einem Sonntagmorgen — es war der 29. Februar 1948 — begab sich Richard allein zur Kirche. Ich folgte später und fand Pfarrer Solheim fassungslos in der kleinen Kanzlei.

„Richard ist noch nicht erschienen“, sagte er, „aber er hat so vieles zu tun. Er muß sich an irgendeine dringliche Verabredung erinnern und darüber vergessen haben, daß er hierherkommen wollte.“

„Er hat mir versprochen, mich in einer halben Stunde zu treffen.“

„Vielleicht begegnete er einem Freund, der Hilfe benötigt“, meinte Solheim, „er wird sicher noch kommen.“

Pfarrer Solheim übernahm die Leitung des Gottesdienstes. Ich rief Freunde an, aber Richard befand sich bei keinem unserer Bekannten. Furcht beschlich mich.

Am Nachmittag sollte Richard ein uns befreundetes junges Paar trauen.

„Nun, Sorge dich nicht“, sagte Solheim. „Bei Richard kann man nie wissen. Erinnerst du dich noch, als wir jenes Sommerlager leiteten und er am Morgen fortging, um eine Zeitung zu kaufen, und dann um Mittag anrief, er würde nicht zum Essen zurück sein?“

Ich lächelte bei dem Gedanken. Richard war damals etwas Dringendes eingefallen, und so hatte er sich gleich nach Bukarest begeben. Etwas Ähnliches mußte jetzt wieder geschehen sein.

Das Mittagessen am Sonntag war gewöhnlich eine fröhliche, belebte Angelegenheit. Es gab nicht viel zu

essen, aber wir plauderten und sangen, und für manchen, der uns besuchte, war es das Ereignis der Woche.

Jetzt saßen wir schweigend und warteten auf Richard. Aber er kam nicht. Am Vorabend hatten wir ebenfalls viele Gäste gehabt. Richard hatte fröhlich dahingeplaudert. Plötzlich war er verstummt. Jemand hatte gesagt: „Richard, du siehst traurig aus — was ist los?“ Er antwortete seltsamerweise mit einem Zitat aus dem Buch des Predigers. „Trauern ist besser als Lachen.“ Diese Stelle stand in gar keiner Beziehung zu unserem Gespräch. Jetzt aber verstanden wir, welch ein Wahnsinn es manchmal ist zu lachen. Niemand sprach.

Pfarrer Solheim mußte am Nachmittag die Trauung vornehmen. Wir riefen alle Spitäler an. Ich ging auf die Unfallstationen, da ich dachte, Richard könnte einen Verkehrsunfall erlitten haben. Nirgends ein Zeichen von ihm.

Schließlich gestand ich mir, was ich zu tun hatte. Ich mußte aufs Innenministerium gehen. Er war verhaftet worden.

Und dann begannen die Stunden und Wochen und Jahre des Suchens, des sich Hinschleppens von einem Amt zum andern, des Klopfens an alle Türen, die sich vielleicht öffnen würden.

Ich erfuhr, daß wichtige Gefangene in Zellen im Untergeschoß des Innenministeriums gehalten wurden. So viele Frauen suchten ihre verhafteten Männer, Söhne und Väter, daß ein „Informationsbüro“ eröffnet wurde, um Anfragen zu erledigen. Auf den Treppen drängten sich Mütter und Kinder. Sie standen hoffnungslos wartend, um Neuigkeiten zu erfragen. Ein Schlagwort schmückte die sonst kahlen Wände:

Wir werden mit dem Klassenfeind
unbarmherzig sein!

Eine nach der anderen stellte ihre Frage. Die Beamten gaben vor, Listen zu prüfen, auf denen mit Maschinenschrift Namen vorgemerkt waren. Sie warfen einen Blick in Aktenordner. Aber von all diesen vermißten Männern ließ sich keine Spur finden.

Das Gerücht verbreitete sich, Richard sei nach Moskau verbracht worden. Dies war mit Antonescu und anderen geschehen. Aber ich vermochte nicht zu glauben, daß er aus meinem Leben verschwunden sei. Abend für Abend bereitete ich ihm eine Mahlzeit und setzte mich dann ans Fenster. Ich dachte, er würde in der Nacht zurückkommen. Er hatte nichts Böses getan. Er würde bald wieder frei sein. Die Kommunisten konnten nicht schlimmer sein als die Faschisten, die ihn nach ein oder zwei Wochen stets wieder freigelassen hatten.

Er kam nicht. Ich lehnte meine Stirn an die Wand und weinte. Ich ging spät zu Bett, konnte aber nicht schlafen. Am Morgen begleitete mich Pfarrer Solheim zum schwedischen Botschafter, der unser alter Verbündeter gewesen war, den wir um Hilfe bitten wollten. Herr Reuterswärd versprach, daß er sofort mit der Außenministerin Ana Pauker reden werde.

Frau Paukers Antwort lautete: „Gemäß unseren Informationen hat Pfarrer Wurmbrand das Land heimlich verlassen. Er nahm einen mit Dollars gefüllten Koffer mit. Das Geld war ihm für das Hilfswerk zugunsten der Hungernden anvertraut worden. Er soll sich in Dänemark aufhalten.“

Der Botschafter brachte den Fall vor den Regierungschef. Groza wiederholte, was die Pauker gesagt hatte, und fügte in verbindlicher Weise bei: „Wurmbrand soll sich also in unseren Gefängnissen befinden? Wenn Sie dies beweisen können, werden wir ihn freilassen!“

Die Kommunisten waren ihrer selbst so sicher. War

man einmal in einer Zelle der Geheimpolizei verschwunden, so hörte man auf zu existieren.

Niemand konnte mehr vermitteln. Die einzige Hoffnung, die noch übrigblieb — und Tausende versuchten dieses Mittel — war Bestechung.

„Weißt du etwas über Teohari Georgescu, den Kabinettsminister?“ fragte Klari Meir, eine Freundin aus meiner Schulzeit. „Sein Bruder wohnt in unserer Nähe, und ich habe vernommen, daß er gegen entsprechende Bezahlung Gefängnistore zum Öffnen bringt. Ich werde mich bei seiner Frau für dich verwenden.“

Georgescu war bereit, solange alles vollkommen geheim blieb. Aber der von ihm geforderte Preis war hoch.

Seinem Wunsche gemäß trafen wir uns in einem schmutzigen Schuppen vor der Stadt. Er war ein unteretzter, kleiner Mann in einem schmucken neuen Anzug.

„Ich bin Georgescu“, sagte er, „ich kann die Dinge ins reine bringen. Wenn ich ein Wort mit meinem Bruder rede, so ist die Sache so gut wie in Ordnung. Sicherheiten? Sie haben mein Wort.“

Wir konnten das Geld auftreiben, wenn auch mit großen Schwierigkeiten. Es wurde ihm ausgehändigt.

Nichts geschah.

Das war weder das erste noch das letzte Mal, daß wir auf diese Weise betrogen wurden. Wir konnten nichts tun. Ich hatte viele Diebe und Verbrecher kennengelernt, aber diese Berufsbetrüger bildeten eine Klasse für sich. Einige waren hochgestellte Beamte. Die meisten gaben sich lediglich für Kommunisten aus.

„Wer weiß, was noch kommen wird“, sagte ein hoher Parteifunktionär, den wir nachts in unserer Wohnung empfingen. „Vielleicht die Briten und die Amerikaner.“

Mit dieser Zukunftsaussicht (und gegen Barbezahlung für die Gegenwart) versuchte er zu helfen. Er war bereit zu tun, was in seiner Macht stand, solange dadurch seine Stellung nicht gefährdet wurde.

An einen weiteren kommunistischen Beamten gelangten wir durch Vermittlung einer Frau, die ihn als Studentin gekannt hatte. Sie trafen sich heimlich wie ein Liebespaar, um die Verhandlungen zu tarnen.

Aus alledem resultierte nichts.

Nach einigen Monaten ergebnisloser Bemühungen kam ein Fremder an unsere Tür. Er war unrasiert und roch nach Pflaumenschnaps. Er wollte unbedingt mit uns allein sprechen.

„Ich bin Ihrem Mann begegnet“, erklärte er mir. Mein Herz schlug höher. „Ich bin Wärter — fragen Sie nicht in welchem Gefängnis. Aber ich brachte ihm sein Essen, und er sagte mir, Sie würden mich für das Überbringen einiger Nachrichten gut bezahlen.“

„Das kommt darauf an . . . wieviel verlangen Sie?“ fragte ich. Wir hatten so viele Mißerfolge erlebt.

„Ich wage mein Leben, wie Sie wissen.“

Die Summe, die er nannte, war enorm. Er ließ nicht mit sich feilschen.

Pfarrer Solheim mißtraute dem Mann ebenso sehr wie ich selber. Er sagte zu ihm: „Bringen Sie mir einige Worte in Wurmbrands Handschrift.“

Aus dem Vorrat des Hilfswerks gab er ihm eine Tafel Schokolade. „Nehmen Sie dies mit zu Wurmbrand und bringen Sie eine Botschaft mit seiner Unterschrift zurück.“

Zwei Tage darauf kehrte der Mann zurück. Er nahm seine Mütze ab, griff ins Futter und zog die Umhüllung der Schokoladentafel heraus. Darauf konnte ich lesen: „Meine liebe Frau — danke für Deine Freundlichkeit. Ich bin wohlauf — Richard.“

Es war seine Handschrift. Kühn und klar, entschlos-

sen und doch beunruhigt. Keine Möglichkeit, Sturm und Ruhe dieser Zeilen zu mißverstehen.

„Es geht ihm gut“, sagte der Wärter. „Manche ertragen die Einsamkeit nicht. Sie leisten sich nicht gern selber Gesellschaft.“ Er roch nach Branntwein. „Er läßt Sie grüßen.“

Wir erklärten uns bereit, ihm das Geld zu bezahlen, sofern er weiterhin Botendienste verrichten würde. Schließlich sagte er: „Also gut. Aber mancher hat hierfür schon zwölf Jahre gekriegt. Es geht nicht nur ums Geld.“

Er wagte seine Freiheit für eine geteilte Liebe: er liebte das Geld, liebte den Branntwein, den er sich damit verschaffen konnte. Und er liebte auch Richard. Manchmal steckte er ihm heimlich etwas mehr Brot zu. Er fuhr fort, uns mündliche Botschaften zu überbringen.

„Was tun Sie mit dem Geld, das wir Ihnen bezahlen?“ fragten wir.

„Mich betrinken!“ Er lachte. Aber der Herr hatte sein Herz gerührt, wenn auch noch nicht in bezug auf das Trinken.

Solheim und seine Frau Cilgia, Freunde in Zeiten der Not, ließen alles andere liegen, um mir Mut zu machen und Richard zu retten. Pfarrer Solheim begab sich mit mir auf die schwedische Botschaft, wo wir sofort vom Botschafter empfangen wurden. Als er den Zettel mit Richards Schriftzügen sah, entwarf er unverzüglich eine Note an den Ministerpräsidenten:

„Sie versprochen, Pfarrer Wurmbrand freizulassen, wenn wir beweisen können, daß er sich in einem rumänischen Gefängnis befindet. Dieser Beweis liegt nun in meinen Händen.“

Groza leitete die Note zu Händen von Ana Pauker an das Außenministerium weiter. Sein Scherz war mißlungen. Sie ließ Herr v. Reuterswärd kommen und zeigte

sich höchst ungehalten. Wenn sie gesagt habe, Wurmbrand sei nach Dänemark geflüchtet, so habe er das getan. Sie wünsche nicht, vom Vertreter einer kleinen Macht beleidigt zu werden, der seine Nase in eine rein innere Angelegenheit stecke. Sie sei keine Lügnerin!

Der Botschafter wurde zur persona non grata erklärt. Seine Vorgesetzten zweifelten an der Richtigkeit seines Vorgehens. Richard war rumänischer Staatsbürger, wenn er auch für eine ausländische Mission arbeitete. Von Reuterswärd erwiderte, sein Gewissen habe ihn verpflichtet, einem Mann, von dem er wisse, daß er unschuldig sei, zu helfen. Er sei von einem Minister angelogen worden, und es sei seine Pflicht gewesen zu protestieren. Der Botschafter war ein Mann Gottes, und Regierungen lieben solche Menschen nicht immer. Er wurde nach Stockholm zurückberufen und zog sich aus dem diplomatischen Dienst zurück.

Bald darauf wurde Groza auf einen noch bedeutungsloseren Posten versetzt. Er wurde Präsident der Großen Nationalversammlung. Einmal begegnete er dem berühmten rumänischen Satiriker Pastorel und warf ihm vor, er mache sich in boshafter Weise über ihn lustig. „Ich habe Anspruch auf Achtung — ich bin der Präsident.“ Darauf Pastorel: „Diesen Witz habe ich nie erzählt.“

Mit bitteren Scherzen rächt sich das Herz. Dies ist die Quelle des tragischen Humors, für den die Juden bekannt sind. Jetzt konnte man für einen solchen Scherz eingekerkert werden. Pastorel wurde für sechs Jahre ins Gefängnis geworfen.

Als nächster mußte Solheim, der Richard als sein zweites Ich und Rumänien als sein zweites Vaterland betrachtete, das Land verlassen. Er hatte sich mit uns und, wie jeder gute Missionar, mit seiner Missionsstation identifiziert. Nun vermochte er nicht mehr zu helfen. Aber wir besaßen immer noch gute Freunde,

obgleich es gefährlich war, mit uns befreundet zu sein.

Die Frau eines politischen Gefangenen erhielt keine Rationierungskarten. Sie waren nur für „Arbeiter“ bestimmt. Die Frau eines politischen Gefangenen durfte nicht arbeiten. Warum? Weil sie keine Rationierungskarten besaß und deshalb nicht existierte.

Ich machte geltend, die höchsten Behörden des Landes hätten bestritten, daß Richard im Gefängnis sei.

„Wie soll ich leben? Und mein Sohn?“

„Das ist Ihre eigene Angelegenheit.“

Mihai war wieder mein einziges Kind. Vor Richards Verhaftung hatten wir die Waisenkinder verloren, die nach den Nazi-Massakern in Ostrumänien zu uns gekommen waren. Als wir hörten, daß die Russen beschlossen hatten, die von ihnen annektierten östlichen Provinzen (Bessarabien und Bukowina) wieder zu bevölkern, wurde uns klar, daß man uns die Kinder früher oder später wegnehmen würde. Hunderte jüdischer Waisen befanden sich in dieser Lage. Wieviel besser wäre es für sie, wenn wir sie nach Palästina senden könnten, wo der neue Staat Israel im Entstehen begriffen war! Schweren Herzens ließen wir unsere Jungen und Mädchen ziehen. Dies schien so viel vernünftiger, als auf das unbekannte Los zu warten, das ihnen unter den Sowjets beschieden sein würde.

Sie schlossen sich einer kleinen Armee von Flüchtlingen auf dem türkischen Schiff „Bulbul“ an. Wochen vergingen. Keine Nachricht von ihrer Ankunft. Jeden Tag wurde Richards Gesicht verhärmteter. Eine internationale Suchaktion wurde unternommen, die sich vom Schwarzen Meer bis ins östliche Mittelmeer erstreckte. Allmählich schwand die Hoffnung. Man nahm an, daß die „Bulbul“ auf eine Mine aus dem Krieg gestoßen und mit allen Menschen an Bord ge-

sunken sei. Das Schiff war ausgefahren. Es war nicht angekommen. Es gab keine Überlebenden.

Unser Schmerz war schrecklich. Wir hatten die Kinder wie unsere eigenen geliebt. Als wir schließlich zur Überzeugung gelangten, daß sie verloren waren, mochte ich niemand sehen, mit niemand sprechen. Tröster sind selten. Mein Glaube an die Auferstehung, an das ewige Leben wurde auf eine harte Probe gestellt. Ich mußte verstehen lernen, daß ich meine verlorenen Kinder nicht unter den Toten, sondern unter den Lebenden zu suchen hatte. Oft dachte ich, diesen Schmerz nie überwinden zu können. Aber der Herr gab mir die Kraft weiterzugehen. Und eines Tages öffnete sich mein Herz dem Wort Gottes, der da spricht: „Meinen Frieden gebe ich euch.“ Ich verstand wieder das Wort Geduld, das im Neuen Testament so oft vorkommt. Im Griechischen heißt es — hypomene — „darunter bleiben“: den Schmerz, als von Gott gesandt, bereitwillig ertragen. Dies wird viel Frucht bringen. Gott gibt und nimmt, und er führte viele neue junge Menschen zu mir. Ich durfte nur eines nicht vergessen: nach allem, was ich erlebt hatte, ein mitleidiges Herz zu bewahren.

In meinem Kummer hatte ich noch Mihai zu trösten. Er weinte bitterlich. Ich hielt ihn in meinen Armen und erzählte ihm eine Geschichte, die ich oft aus Richards Mund vernommen hatte. Sie stammt aus dem Talmud, einem Buch voll tiefer menschlicher Weisheit.

Da steht, daß die beiden ungewöhnlich schönen und gesetzeskundigen Söhne eines berühmten Schriftgelehrten während dessen Abwesenheit starben. Die Frau des Schriftgelehrten trug sie in ihre Schlafkammer und bedeckte sie mit einem weißen Linnen. Am Abend kam der Rabbi nach Hause.

„Wo sind meine Söhne?“ fragte er. „Ich sah mehr-

mals in der Schule nach ihnen, fand sie aber nicht.“ Sie brachte ihm eine Schale. Er lobte den Herrn zum Ausgang des Sabbats und fragte erneut: „Wo sind meine Söhne?“

„Sie werden nicht weit weg sein“, erwiderte sie und setzte ihm eine Mahlzeit vor, damit er essen sollte.

Nachdem er nach der Mahlzeit gedankt hatte, sprach seine Frau zu ihm: „Wenn du erlaubst, möchte ich dir eine Frage stellen.“

„So frage“, antwortete er.

„Vor wenigen Tagen hat mir jemand einige Juwelen anvertraut, und nun verlangt er sie zurück. Soll ich sie zurückgeben?“

„Wie?“ fragte der Rabbi. „Zögerst du, irgend jemand sein Eigentum zurückzugeben?“

„Nein“, sagte die Frau, „aber ich fand es besser, sie nicht auszuhändigen, ehe ich sie dir gezeigt hätte.“

Dann führte sie ihn in das Zimmer und schlug die weiße Decke von den toten Körpern zurück. „Meine Söhne! Meine Söhne!“ wehklagte der Vater. „Meine Söhne, das Licht meiner Augen!“ Die Mutter wandte sich ab und weinte bitterlich.

Nach einiger Zeit ergriff sie seine Hand und sagte: „Hast du mich nicht gelehrt, daß wir nicht zögern sollen, das zurückzugeben, was uns anvertraut wurde? Der Herr hat gegeben, der Herr hat genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“

In jenen Tagen, als so viele Tragödien uns niederdrückten, bereitete mir eines der größten Ereignisse der Geschichte große Freude. Der Staat Israel wurde 1948 zur Tatsache, und damit ging die Prophezeiung der Bibel in Erfüllung, daß die Juden in ihr Heimatland zurückkehren würden.

„Ich will sammeln den Rest meiner Herde aus allen Ländern, wohin ich sie verstoßen habe“, sprach Gott zu

Jeremia. Die Rückkehr bildete einen Teil des Planes, den Gott aufstellte, als er Abraham segnete und die ganze Welt an diesem Segen teilhatte. Jetzt sah ich den Plan Gottes sich verwirklichen, um für immer zu währen. Als die Propheten versprachen, daß Gott sein Volk aus allen Weltgegenden sammeln werde, wußten sie nicht, unter wie vielen Nationen und Kontinenten die Juden verstreut sein würden. Jetzt waren die Menschen begierig, die großen Ereignisse, deren Zeugen sie wurden, zu verstehen. Leute, die seit Jahren nie mehr in der Bibel gelesen hatten, begannen die Heilige Schrift zu durchsuchen, als ob sie eben erst veröffentlicht worden wäre. Hesekiel, Jeremia, Amos wurden in der Hoffnung studiert, daß sie Hinweise auf die nächsten Begebenheiten enthielten.

Aus Rumänien erfolgte eine neue große Auswanderung. Die Nazis hatten eine halbe Million rumänischer Juden vernichtet. Die Überlebenden waren der Kommunisten, die einst als Befreier erschienen waren, mehr als überdrüssig. Die Juden in den von Rußland annektierten Ostprovinzen wurden in den Straßen aufgegriffen, um als Arbeiter in sowjetischen Bergwerken eingesetzt zu werden. Der Unterschied zu früher lag darin, daß die Sowjets sowohl Juden als auch Rumänen verschleppten. Ohne daß man ihren Familien auch nur ein Wort darüber mitteilte, wurden sie von den Russen in Lastwagen gepfercht und weggeführt. Nur wenige kehrten je wieder zurück.

Ein junger Mann aus meiner Heimat in der Bukowina erzählte mir: „Mein Bruder verbrachte vier Monate in einem Versteck hinter einem Schrank, um der Deportation zu entgehen. Ich erklärte einem sowjetischen Funktionär, er könnte meine Wohnung mit allen Möbeln und alles Geld, das ich besitze, haben, wenn er mir einen Paß verschaffte. Ich erhielt ihn und verschwand, ohne etwas mitzunehmen als die Kleider, die

ich auf dem Leibe trug. Soviel über Kommunismus — es ist einfach Diebstahl von allem an allen durch alle.“

So war es: die Leute gaben alles her, um hinauszukommen.

Kurz nach Gründung des Staates Israel unterzeichnete Ana Pauker einen Vertrag mit ihm. Nach diesem durften die Juden gegen hohe Bezahlung das kommunistische Paradies verlassen. Die rumänische Volksrepublik brauchte Geld. Sie verkaufte Juden, wobei der Preis von der Intelligenz abhing. Wissenschaftler, Ärzte und Professoren kosteten am meisten.

Nacht für Nacht sammelten sich große Menschenmengen vor den Visa-Büros. Alte und junge Menschen, Großeltern mit Wickelkindern schliefen auf dem Straßenpflaster.

Man erzählte sich die Geschichte von dem Fremden, der eine Menschenschlange von Juden erblickte, die sich von der Polizeistation bis zum Parlamentsplatz erstreckte. „Was wollen die Leute, die dort anstehen?“ fragte er. „Orangen.“ — „Aber in dem Laden dort drüben gibt es Orangen, ohne daß man anstehen muß.“ — „Ja, aber sie wollen sie frisch vom Baum.“

Die Regierung wünschte die „Operation Israel“ geheim zu halten. Sonderzüge wurden auf abgelegenen Bahnhöfen und Nebengeleisen abgefertigt. Keiner fuhr im Zentralbahnhof von Bukarest ab. Nur an Vorstadthaltestellen und erst nach Einbruch der Dunkelheit. Aber jeder war überfüllt.

Nacht für Nacht verabschiedeten wir uns unter Tränen von Freunden.

„Nächstes Jahr in Jerusalem!“ Dieser Schrei hallte während Jahrhunderten durch Gettos und Synagogen. Zu wissen, daß es diesmal zutraf, machte mich froh.

Im zweiten Buch Moses heißt es: „Viel fremdes Volk zog mit ihnen.“ Auch dies wurde wieder wahr. Viele

flüchteten vor dem Kommunismus mit gefälschten Ausreisevisas, indem sie behaupteten, Juden zu sein. Eine Menge Nichtjuden fand zwischen den Abreisenden Unterschlupf.

Ein höherer Polizeioffizier sagte zu mir: „Wenn Sie mir Geld geben und mir zu einem Visum für Juden verhelfen, damit ich das Land verlassen kann, dann werde ich Ihren Mann aus dem Kerker herausbringen.“ Ein Freund, dem ich vertraute, bestätigte mir, daß dieser Beamte in der Lage sei, sein Versprechen zu erfüllen. Das Angebot gab mir neue Hoffnung. Ich teilte es Mihai mit.

Er war damals zehnjährig. Groß für sein Alter und mit scharfen Backenknochen und fragenden Augen. In der Schule lernte er, daß er ein aus der Gesellschaft Ausgestoßener sei. Das war eine harte Lehre. Mihai verehrte seinen Vater. Es fiel schwer, ihm zu erklären, warum er uns weggenommen und ins Gefängnis geworfen worden war. Manchmal zitterte ich um Mihais Glauben. Als ich ihm von dem neuen Hoffnungsschimmer erzählte, war er erregt. Anderntags befand er sich nicht mehr in gehobener Stimmung.

Er sagte: „Mutti, ich hatte einen Traum. Ich sah unseren Nachbarn seinen Hut ausstrecken und zwei Vögel anlocken. Sie flatterten um ihn herum — und dann flogen sie davon.“

Er sagte, dies bedeute, daß bei unserem Vorhaben nichts herauskommen würde. Wenige Tage später vernahmen wir, daß der Polizeibeamte, der uns seine Hilfe angeboten hatte, selber verhaftet worden war. Mihai wurde oft durch Träume gewarnt.

Täglich verschwanden mehr Menschen. Einmal wurde eine Anzahl bekannter Persönlichkeiten aus dem Gefängnis entlassen. Sie wurden in Ambulanzen nach ihren Wohnungen zurückgebracht und zeigten ihre Quetschungen und Narben und schilderten die Fol-

terungen, denen sie unterworfen worden waren. Sobald sie den gewünschten Eindruck gemacht hatten, wurden sie alle wieder verhaftet.

Ich weinte bei dem Gedanken, daß Richard in diesem Augenblick gefoltet würde. Ich fürchtete, er könnte zusammenbrechen und seine Freunde verraten. Er hatte versprochen, eher zu sterben als dies zu tun, aber wer weiß, wieviel der Mensch zu ertragen vermag? Der heilige Petrus hatte versprochen, Christus nie zu verleugnen.

Falls Richard stürbe, würden wir uns im nächsten Leben wiedersehen, das wußte ich. Wir hatten vereinbart, an einem der zwölf Himmelstore aufeinander zu warten. Wir hatten beschlossen, uns beim Tor Benjamin zu treffen. Jesus traf mit seinen Jüngern eine ähnliche Verabredung, sie nach seinem Tode in Galiläa wieder aufzusuchen. Und er hielt sie ein.

Meine Verhaftung

Eines Abends kam ich spät nach Hause. Mihai war bei Freunden auf dem Land, so fand ich Zeit für meine Rundgänge. Wir Frauen waren im geheimen für die Kirche seelsorgerlich tätig, indem wir uns als Krankenschwestern und Scheuerfrauen ausgaben. Und die Stunden waren lang. Es war schon fast elf Uhr nachts, als ich das Haus und die sechs Kinder eines Mannes versorgt hatte, dessen Frau im Spital lag. Er hatte Land und Geld besessen, aber dies war von den Kommunisten beschlagnahmt worden.

Auf dem Heimweg ging ich durch die Straßen, die zur Feier des Jahrestags des Einmarsches der Roten Armee mit roten Flaggen geschmückt wurden. Ich war zu müde, um zu essen, und wollte sogleich zu Bett gehen.

Zu Hause traf ich jedoch meinen Vetter an, der bis zu seiner Abreise nach Israel bei uns Wohnung genom-

men hatte. Er befand sich in höchster Aufregung. Ein verdächtiger Besucher hatte vorgesprochen.

„Er sagte, er komme vom Wohnungsamt“, erklärte mein Verwandter. „Er sprach davon, mehr Leute in der Wohnung unterzubringen. Aber ich bin sicher, daß er in Wirklichkeit lediglich feststellen wollte, wie viele Eingänge außer der Haustür noch vorhanden sind.“

Jetzt wußte ich, was bevorstand. Ein Überfall der Polizei. Ich war nicht überrascht. Fast zu erschöpft, um mich aufzuregen. Mihai befand sich in Gottes sicherer Hut, und das allein war von Bedeutung. Ich ging schlafen und empfahl meinen Mann, meinen Sohn und alle meine Lieben Gottes Schutz.

Um fünf Uhr morgens wurde an die Tür gehämmert. Mein Vetter öffnete. Ich hörte Rufe. Stiefelgetrampelp auf der Treppe.

„Wie heißen Sie?“

„Hitler“, stammelte mein Vetter, der tatsächlich diesen niederschmetternden Namen führte.

„Wie? Verhaftet ihn!“

Mein armer Vetter versuchte zu erklären. Seine Mutter hatte einen orthodoxen Juden mit Bart und Glaubenslocken geheiratet, der Haskel Hitler hieß und es trotz der schrecklichen Verwicklungen, die daraus entstanden, ablehnte, den Namen zu ändern. Zuletzt begriffen sie, daß mein Verwandter keine Beziehungen zu seinem Namensvetter hatte. Sie stießen ihn beiseite und schoben sich in das Schlafzimmer.

Ich teilte es mit einer Frau, einer lieben Glaubenschwester, die bei uns zu Gast war. Wir richteten uns im Bett auf und hüllten uns in die Bettücher.

„Sabine Wurmbrand?“ schrie ein stiernackiger Mann, der den Befehl führte und die ganze Zeit, die er sich in unserer Wohnung aufhielt, nie zu schreien aufhörte. „Wir wissen, daß Sie hier Waffen versteckt haben. Zeigen Sie uns, wo sie sind — schnell!“

· Noch bevor ich etwas erwidern konnte, rissen sie die Schränke auf, zogen Schachteln heraus, leerten Schubfächer auf den Boden. Ein Bücherbrett fiel herunter. Meine Freundin sprang aus dem Bett, um die Bücher aufzuheben.

„Kümmern Sie sich nicht darum! Kleiden Sie sich an!“

Wir mußten uns in Anwesenheit von sechs Männern ankleiden. Sie trampelten auf unseren Sachen herum. Von Zeit zu Zeit ertönte ein Ausruf, als ob sie sich gegenseitig zur Fortsetzung der sinnlosen Durchsuchung ermuntern wollten.

„Sie wollen uns also nicht sagen, wo die Waffen versteckt sind!“

„Wir werden alles auseinandernehmen!“

Ich antwortete: „Die einzige Waffe, die wir hier im Hause haben, ist diese.“ Und ich hob die Bibel vom Boden auf.

Der Stiernackige brüllte: „Sie kommen mit uns, um über diese Waffen auszusagen!“

Ich legte die Bibel auf den Tisch und sagte: „Bitte geben Sie uns einen Augenblick Zeit zum Beten. Dann werde ich mit Ihnen kommen.“

Sie standen und starrten uns an, während wir beteten. Ich umarmte meinen Vetter und seine Mutter.

„Nächstes Jahr in Jerusalem!“

Ihre Augen füllten sich mit Tränen.

„Leshana haba be-Jerushalaim!“ antworteten sie.

Als ich hinausgeführt wurde, ergriff ich im letzten Augenblick noch ein kleines Paket, das auf einem Wandbrett lag. Es enthielt ein Paar Strümpfe und Unterwäsche. Vor einem oder zwei Tagen hatte ein Mädchen unserer Kirche mir dies geschenkt. Ich hatte es ungeöffnet beiseite gelegt, ohne zu ahnen, daß ich es als mein wichtigstes Gepäckstück ins Gefängnis mitnehmen würde.

Ich wurde auf den Rücksitz eines Oldsmobile gesto-

ßen, eine Schutzbrille mit undurchsichtigen Gläsern mir vor die Augen geschoben. So würde ich nicht wissen, wohin wir fahren. Die Fahrt war kurz. Nach wenigen Minuten wurde ich hinausgehoben und über das Pflaster geschleppt. Meine Füße berührten kaum die Stufen, als ich wie ein gefesselt Schaf hinausgezerrt wurde. Ich schlug mir die Schienbeine an, als man mich um eine Ecke zog. Die Schutzbrille wurde mir abgenommen. Ein Stoß in die Kreuzgegend, dann schlug eine Tür hinter mir zu.

Ich befand mich in einem langen, kahlen Raum, der mit Frauen überfüllt war. Sie saßen auf Bänken oder am Boden. Immer wieder ging die Tür auf und wurden weitere hereingedrängt. Ich bemerkte die Frau eines liberalen Politikers. Eine Frau der guten Gesellschaft, deren Gesicht ich in den Zeitungen gesehen hatte. Eine Schauspielerin in einem dünnen, tiefausgeschnittenen Kleid. Eine Hofdame aus dem Königspalast.

Wir waren die gefährlichen, „sozial verrotteten“ Elemente Rumäniens.

Gegen Abend waren mehrere hundert Frauen in dem Raum eingepfercht. Die Razzia erstreckte sich über das ganze Land und erfolgte aus Anlaß des 23. August, der von den Kommunisten als Freiheitstag bezeichnet wurde, dem Tag der Kapitulation vor den Russen.

Wir waren unter einer einzigen Glühbirne zusammengedrängt. Weder Essen noch Trinken wurde gebracht.

Jede der Frauen war mit ihren eigenen Ängsten beschäftigt.

Wie lange würde es dauern? Was würde aus ihren Kindern werden? Mihai hatte seinen lieben Vater verloren. Jetzt würde ihm auch die Mutter genommen. Unsere Wohnung und alles, was sie enthielt, würde beschlagnahmt werden. Er würde auf die Hilfe von Freunden angewiesen sein, die sich selber in Gefahr befanden. Als ich für ihn betete, sprang eine Frau auf

und schlug mit den Fäusten gegen die Tür. Sie schrie: „Meine Kinder! Meine Kinder!“

Andere riefen nach ihren Männern, Geliebten, Söhnen. Eine Frau neben mir erlitt einen hysterischen Anfall. Eine andere war krank. Der einzige Abort war überfüllt. Die Tür öffnete sich nur, um eine weitere Frau einzulassen, die den Wärtern empört zurief: „Aber ich habe doch nichts getan!“

Die Schauspielerin war zuversichtlich: „Ich werde freigelassen. Sie werden sehen!“

Sie glaubten, ihre Unschuld werde sie retten! Als ob wir nicht im Jahre 1950 und in einem kommunistischen Staat lebten!

Allen hatte man gesagt: „Die Polizei braucht eine Aussage von Ihnen.“ Bei einigen währte diese Aussage zehn Jahre.

Am nächsten Tag vernahmen wir Blasmusik. Die Parade aus Anlaß des Freiheitstages war im Gang (Teilnahme obligatorisch). Die Fenster waren übermalt. Aber wenn die Parade unten vorbeizog, mußten wir uns im Polizeiverlies an der Hauptstraße von Bukarest, der sogenannten Siegesstraße, befinden.

Tausende von Stiefeln stapften vorüber. Schlagwörter wurden skandiert: DER 23. AUGUST HAT UNS DIE FREIHEIT GEBRACHT. Oder ein anderes rhythmisches Geklimper: TOD DEN DIEBEN UND VERRÄTERN IM GEFÄNGNIS! „Schande!“ murmelten die sozial verrotteten Elemente.

Die neue Nationalhymne wurde im Marschrhythmus gebrüllt: GEBROCHENE KETTEN BLEIBEN HINTER UNS . . . Nie zuvor in der Geschichte Rumäniens hatten so viele Menschen in Ketten gelegen.

Wie zogen sich die Stunden hin, wenn man nichts zu tun hatte, als zu warten! Der Tag und die Nacht, die ich in jenem Raum zubrachte, waren endlos, ein Vorgeschmack der Hölle, die niemals endet.

Schließlich brachten uns Wärter Schwarzbrot und wässerige Suppe in schweren Metalleimern.

Tags darauf rief ein Unteroffizier Namen aus. Ließ man uns frei?

Mein Name stand auf der ersten Liste. Wieder die undurchsichtige Schutzbrille. Ich wurde in einen Lastwagen gesetzt und an einen Ort gebracht, von dem ich später erfuhr, daß es das Hauptquartier der Geheimpolizei an der Rahova-Straße war.

Bevor ich in eine enge Zelle gestoßen wurde, fragte die Wärterin die anderen Insassen: „Kennt jemand diese Frau?“

Niemand kannte mich. Ich durfte eintreten.

Die Polizei brachte nie Bekannte zusammen. Keine Erleichterung wurde gewährt. Man hatte allein zu sein. Während der Zeit der Einvernahmen blieb man nie lange genug in der gleichen Zelle, um eine verlässliche Freundschaft zu schließen. Jeder neue Ankömmling konnte ein Spitzel sein, der die Gefangenen auszuhorchen hatte.

Außer einer jungen Medizinstudentin waren meine Zellengenossinnen lauter Frauen vom Lande, die aufs Geratewohl verhaftet worden waren. Der Terror wurde angewandt, um die Kollektivierung der Landwirtschaft zu erzwingen. Mit Beamten, die bäuerliches Eigentum einziehen wollten, war es zu heftigen Kämpfen gekommen. Eine unbekannte Zahl von Bauern war auf Grund von Schnellverfahren hingerichtet und fast hunderttausend zu Gefängnis verurteilt worden.

Nach einigen Tagen wurde ich in Einzelhaft gebracht. Die Zelle enthielt nur ein eisernes Bett. Keinen Eimer — das erste, wonach ein Gefangener Ausschau hält. Wie sehr vermißte ich einen Eimer! Schlechter Magen, der durch die Nahrung verursacht wurde oder durch die „Verhörangst“ beim Namensaufruf, bedeutete den Wärtern nichts. Man wurde um fünf Uhr früh, drei

Uhr nachmittags und zehn Uhr abends hinausgelassen. Hoch oben befand sich ein kleines vergittertes Fenster in der Wand. Die Zelle war feucht und frostig, sogar im August. Wie gut, daß ich meinen leichten Sommermantel hatte und jene wollenen Strümpfe!

Wann würden sie mich rufen? Was würden sie mich fragen? Ich entsann mich früherer Schwierigkeiten mit der Polizei: das Warten auf Richard in einem Kaffeehaus gegenüber der Polizeistation. Die Angst, daß er nicht freigelassen würde. Er hatte gesagt: „Hölle bedeutet in der Finsternis sitzen und sich vergangener Sünden erinnern.“ Meine Sünden waren so zahlreich, und jetzt sah ich sie deutlich vor mir.

Der Wärter, der das Essen brachte — gekochter Hafer —, war ein älterer Mann. Solche waren besser als die jungen. Oft hatte er ein freundliches Wort für mich. „Dicker heute!“ murmelte er, indem er auf den Haferbrei zeigte. Er gehörte offensichtlich zu jenen Leuten, die noch immer glaubten, die Amerikaner würden kommen und die Lage von Grund auf verändern.

Einmal bot er sich an, einen Brief hinauszuschmuggeln. Ich befürchtete indessen, daß damit die Empfänger in eine Falle gelockt werden sollten. Er erzählte mir flüsternd, wie er einmal einen Offizier gefragt hatte, warum so viele Menschen im Gefängnis säßen. „Kümmere dich um deine eigenen Angelegenheiten, oder es wird bald einer mehr sein“, erhielt er zur Antwort.

Der Wärter grinste entzückt. „Was geschah dann? Anderntags haben sie ihn selber verhaftet! Niemand weiß, warum. Ich sah ihn nie wieder! Oh, die heute richten, werden morgen gerichtet werden!“

Nachts lag ich da und versuchte meine Ohren zu verstopfen, um den Lärm krachender Metalltüren nicht hören zu müssen und das Knirschen beschlagener Stiefel und die Zoten der Wärter.

In meiner Nähe wurden Türen geöffnet. Jedesmal

dachte ich: jetzt kommt die meine dran. Aber es vergingen noch mehrere von Haftkoller erfüllte Tage, bis sie kamen.

Die Zellentür ging auf.

„Drehen Sie sich um!“

Eine Schutzbrille wurde mir aufgesetzt. Panische Angst ergriff mich, als sie mich durch die Korridore schleppten. Links, rechts, links, rechts. Um Ecken herum. Würden sie mich erschießen? Ohne Warnung im Finstern sterben!

Wir hielten an. Die Schutzbrille wurde mir abgenommen. Ich stand, geblendet von Sonnenschein, in einem großen Raum. Von einem Wärter geführt, konnte ich mich auf einen richtigen Stuhl setzen und mich auf ein Pult stützen. Ein großes, mit Tintenflecken übersätes Eichenpult. Dahinter saßen zwei Männer in der mit blauen Streifen versehenen Uniform der Geheimpolizei. Ein älterer, korpulenter Major mit Schnurrbart und ein junger, blonder Leutnant, der bei der Durchsicherung meiner Wohnung dabeigewesen war.

Der Leutnant starrte mich mit neugierigem Wiedererkennen an. Er besaß klare, blaue Augen. Sein gutes Aussehen und seine blonden Haare erinnerten mich an jemand. Er lächelte unvermittelt.

Ich schauderte. Dann wurde mir bewußt: er glich dem Jungen, den ich vor vielen Jahren in Paris einmal geliebt hatte. Die Ähnlichkeit war außergewöhnlich.

Ich erwartete zu hören, daß bestimmte Anschuldigungen gegen mich erhoben worden seien. Aber der Major sagte mit müder Geduld: „Sie wissen, Frau Wurmbrand, wie Sie sich gegen den Staat vergangen haben. Jetzt werden Sie uns eine ins einzelne gehende schriftliche Erklärung darüber verfassen.“

„Aber was soll ich denn schreiben? Ich weiß nicht, warum Sie mich hierher gebracht haben.“

„Sie wissen es sehr wohl“, sagte er. Auf einem Tisch lag Papier und Schreibzeug. Ich schrieb einige Zeilen, worin ich erklärte, es sei mir nicht bekannt, warum ich verhaftet worden sei. Er las die Erklärung, nickte und rief nach dem nächsten Gefangenen.

Auf dem Rückweg zur Zelle schrie mich der Wärter ständig an und stieß mich — ich konnte nichts sehen — gegen die Wände. Als sich die Tür hinter mir schloß, sah ich eines seiner Augen durch das Guckloch spähen.

„Jetzt werden Sie sich hinsetzen und nachdenken, bis sie schreiben, was der Offizier von Ihnen verlangt hat! Oder Sie werden in Behandlung genommen!“

Die Folter. Angeschrien, verspottet, erniedrigt werden. Geistige Folter, um dich weich zu machen für das Verhör. Bandaufnahmen schreiender Stimmen. Die Salve des Exekutionskommandos von einem Lautsprecher in die Korridore übertragen. Die Tortur einer von ihrem Kinde getrennten Mutter.

Körperliche Folter. Ich hatte die Wirkungen von dem gesehen, was in diesen Zellen vorgenommen wurde.

Das Problem, was man den Verhörbeamten erzählen sollte, war nicht neu. Es hatte sich uns schon zur Zeit der Nationalsozialisten gestellt. Manche waren der Ansicht, man dürfe nicht lügen — selbst nicht, um andere zu retten. Sie handelten gutgläubig. Aber die Liebe ist wichtiger als die Wahrheit. Ich sage einem Dieb nicht, wo er im Hause Geld finden kann. Ein Arzt handelt richtig, wenn er einen Irren, der ein Gewehr trägt, täuscht, so daß er entwaffnet werden kann. Wir sind verpflichtet, diejenigen irrezuführen, deren einziges Ziel die Zerstörung ist.

Der Major und sein Gehilfe warteten am nächsten Tag auf mich. Er hatte eine Anzahl Fragen auf einem Block notiert, die er mir der Reihe nach stellte. Sie zielten

darauf ab, von mir Informationen zu erhalten, die gegen Richard verwendet werden konnten.

Ich erinnere mich an einen Satz des Majors: „Jeder Mensch hat seinen schwachen Punkt.“ Und der Leutnant wandte mir sein glattgekämmtes blondes Haupt zu und lächelte wissend.

Sie würden versuchen, Richards schwache Stelle zu finden. Seine Befragung würde unbarmherzig sein. Der Major machte viele Umschweife, bis er zur Sache kam. Er sprach von den Segnungen des Kommunismus. Er versicherte mir, daß sie meine Freunde seien. Auch die Freunde von Pastor Wurmbrand. Sie wünschten ihn freizulassen, benötigten aber vorerst einige Informationen. Er fragte, was Richard bei dieser oder jener Gelegenheit zu seinen Kollegen gesagt hätte.

Ich erklärte, daß wir über Religion, nie über Politik sprachen.

Der Major lächelte sehr aufrichtig und sagte: „Frau Wurmbrand, die Bibel ist voll Politik. Propheten, die rebellieren und sich über die ägyptische Herrschaft beklagen. Jesus wandte sich gegen die herrschende Klasse seiner Zeit. Wenn Ihr Mann ein Christ ist, muß er klare Ansichten über die Regierung haben.“

„Mein Mann interessiert sich nicht für Politik.“

„Und doch hatte er eine Unterredung mit König Michael, bevor dieser das Land verließ. Warum?“

„Die Unterredung war nicht geheim. Der König empfing viele Leute in Audienz.“

„Wie lange dauerte diese Audienz?“

„Etwa zwei Stunden.“

„Und während dieser Zeit wurde die Politik überhaupt nicht erwähnt?“

„Wie ich bereits sagte, mein Mann interessiert sich nicht für Politik.“

„Nun, worüber sprach er dann?“

„Über das Evangelium.“

„Und was sagte der König?“

„Er schätzte es.“

Der Leutnant lachte ein wenig, indem er durch die Nase schnaubte. Dann führte er rasch die Hand an den Mund. Aus dem Blick des Majors glaubte ich schließen zu können, daß dem Leutnant später ein scharfer Tadel erteilt werden würde.

Das Lächeln des Majors wurde leutseliger denn je.

„Nun, Frau Wurmbrand, Sie sind eine sehr kluge Frau. Ich kann Ihre Haltung nicht verstehen. Sie und Ihr Mann sind Juden. Wir Kommunisten haben Sie vor den Nazis gerettet. Sie sollten dankbar sein. Sie sollten auf unserer Seite stehen!“

Seine Augen wurden schmal. Er sprach langsamer.

„Ihrem Mann wird eine gegenrevolutionäre Tätigkeit zur Last gelegt. Er sollte erschossen werden. Seine Kollegen haben geredet. Sie haben die gegen ihn erhobenen Anschuldigungen bestätigt.“

Mein Herz stand still. Natürlich log er. Und beobachtete meine Reaktion. Ich versuchte gleichgültig dreinzuschauen. Er fuhr fort: „Sie haben sich wahrscheinlich selber retten wollen. Vielleicht waren sie die eigentlichen Gegenrevolutionäre. Wir vermögen dies nicht zu beurteilen, es sei denn, Sie berichteten uns über alles, was die mit der Mission zusammenarbeitenden Leute jeweils zu sagen pflegten. Alles. Reden Sie offen. Nennen Sie die Gegenrevolutionäre, und Ihr Gatte wird schon morgen frei sein.“

Der Major lächelte und wandte sich zu seinem Gehilfen, ihn gleichsam einladend, mit ihm diese frohe Erwartung zu teilen. Sein Schüler sagte ermunternd: „Sie könnten zu Ihrer Familie zurückkehren.“

Wie süß war dieser Gedanke! Ich schob ihn beiseite und sagte: „Ich weiß von nichts.“

Zurück in der Zelle, pflegte ich die Quetschungen, die mir der Wärter verursacht hatte. Als ich meine Füße

gegen die Bettstelle stemmte, dachte ich: „Armer Richard, die deinen werden über den Rand des Bettes hinausragen.“ Er war so groß.

Was geschah jetzt mit ihm? Zwei Wünsche rangen in mir miteinander: einmal war ich bereit, alles zu sagen, um ihn zu retten, ein andermal zitterte ich davor. Ich wünschte, daß er lebe, und wünschte, daß er Widerstand leiste.

Der Major sah müde aus, seine Augen triefen ein wenig, aber ein Schimmer von Triumph lag in seinem Blick. Er trommelte ungeduldig mit den Fingern auf das Pult. Die Befragung drehte sich diesmal um die Nazis. Welche Deutschen kannte ich? Welche Verbindungen hatten wir zu ihnen? Warum hatte ich Offiziere in unserem Heim verborgen?

Ich konnte aufrichtig erklären, ich hätte keine Nazis verborgen. Für mich waren sie einfach Menschen gewesen. Sie befanden sich in Bedrängnis, und wir hatten versucht, ihnen zu helfen, gleichgültig, woran sie glaubten. So hatten wir früher schon verfolgte Juden geholfen.

„Sie bestreiten somit die Anschuldigung. Nun, wir haben eine Überraschung für Sie.“ Wärter führten einen Mann herein, den ich sofort erkannte: Stefanescu war im Jahre 1945 bei uns gewesen. Er wußte alles, was wir für die Deutschen getan hatten.

Er schob sich vorwärts. Nervöse Blicke wanderten vom Major zu seinem Gehilfen, zu mir. Er schluckte, seine Augen schlossen sich, um die Welt nicht zu sehen. „Nun, Stefanescu“, sagte der Major und zündete sich eine Manilazigarre an. „Erzählen Sie uns, wie die Wurmbrands Nazis in ihrer Wohnung unterbrachten. Sie kennen diese Frau natürlich?“

„Nein.“

„Wie?“

„Ich habe sie nie zuvor gesehen.“

„Du lügst!“

„Nein, Herr.“

Stefanescu schloß die Augen wieder.

Der Major schrie und lärmte. Er beugte sich ganz nahe zu Stefanescu und brüllte wie ein Stier.

Halb betäubt wiederholte Stefanescu, er kenne mich nicht.

Aber er kannte mich genau. Und er hegte keine guten Absichten mir gegenüber. Gott hatte ihn für einen Augenblick verblendet.

Zuletzt befahl der Major den Wärtern ungeduldig, Stefanescu abzuführen. Er sah mich zweifelnd an, während er die Zigarre ausdrückte. Eigentlich, so schien er zu denken, ist es absurd: eine Jüdin, die ihre ganze Familie in Nazi-Pogromen verliert, und die Nazis in ihrem Keller verbirgt, ihr eigenes und das Leben ihres Mannes dafür aufs Spiel setzt. Er lenkte die Befragung auf unsere Tätigkeit bei der Roten Armee.

Es gelang mir, gefährlichen Fragen auszuweichen.

Als ich wieder in meiner Zelle lag, dachte ich an die hochaufgeschossenen jungen Rotarmisten, die einmal unsere Wohnung gefüllt hatten. Mit welcher wundervollen Einfachheit hatten sie das Wort Gottes vernommen. Einer war vor Freude im Zimmer herumgetanzt, als Richard ihm erzählte, daß Christus am dritten Tag von den Toten auferstanden sei.

Die Ereignisse dieses Tages ermutigten mich. Ich empfand zwingend die Nähe Gottes in meiner Zelle. Gott hatte mir die Kraft und die Geistesgegenwart verliehen, Fragen über den Druck russischer Evangelien und den Empfang von Hilfgeldern abzuwehren. Vielleicht war das Schlimmste vorüber.

Ein Stück Gipsmörtel hatte sich von der Wand gelöst. Ich hob es auf und zeichnete auf die dunkle Bettdecke dankbar ein großes Kreuz.

Der neue Verhörbeamte war ein großer, schwitzender Mann mit einem kahlen Schädel. Ich stand lange vor dem tintenbefleckten Pult, während er die in einem braunen Aktenordner enthaltenen Dokumente las.

Der blonde Leutnant machte sich Notizen aus einem dicken Leitfaden. Von Zeit zu Zeit blickte er schlau zu mir auf, als wisse er etwas, das mir unbekannt war. Sein hübsches Gesicht zeigte einen belustigten und erregten Ausdruck, wie das eines Kindes im Kino, das weiß, daß sich in der nächsten Minute etwas herrlich Ekliges ereignen würde.

Die Arme des kahlen Beamten waren dicht behaart. Zuletzt begann er. Die Fragen waren rein persönlicher Art. Meine Familie, Freunde, Auslandsreisen. Meine Studienzeit in Paris. Er war freundlich und herzlich. Sanft. „Und jetzt“, sagte er, „möchten wir, daß Sie die Geschichte Ihres Geschlechtslebens niederschreiben.“

Ich war schwer von Begriff. Er erklärte geduldig.

„Die Geschichte Ihres Geschlechtslebens. Sie haben doch eines, nehme ich an? Ihre ersten Erfahrungen. Der erste Junge, mit dem Sie gingen. Wie er Sie liebte. Wie Sie seine Küsse erwiderten. Was dann geschah. Besaß er Sie sofort und wo? Oder wurde dies dem nächsten vorbehalten? Schildern Sie dessen Umarmungen. Vergleichen Sie zwischen den beiden. Oder den dreien. Dann fahren Sie mit den übrigen Liebhabern fort. Wir brauchen einen vollständigen Rechenschaftsbericht, sozusagen Schlag auf Schlag.“

Der höfliche, ruhige Ton wirkte wie ein Hieb ins Gesicht.

Der Leutnant sah mich an. Seine Zunge glitt über die Lippen bis zu einer kleinen, rot entzündeten Stelle im einen Mundwinkel.

„Schreiben Sie alles nieder. Wir brauchen jede Einzelheit. Ich bin sicher, daß es deren viele gibt.“

Ich versuchte, ruhig zu bleiben.

„Sie besitzen nicht das Recht, das von mir zu verlangen. Sie können mich beschuldigen, eine Gegenrevolutionärin zu sein oder was sonst immer, aber dies hier ist kein Sittengericht.“

Die behaarten Finger klopfen auf das Pult.

„Wir bestimmen, was dies hier ist. Es wird herumgezählt, Sie seien eine Art Heilige. Wir sind anderer Ansicht. Wir wissen es besser. Jetzt wollen wir es durch Ihre eigene Schilderung beweisen.“

Er starrte mich unverwandt an.

„Als Hure“, sagte der Leutnant.

„Ich werde natürlich nicht tun, was Sie verlangen.“

„Dafür werden wir schon sorgen!“

Der Kahle geriet außer sich. Er überschüttete mich mit zotenhaften Ausdrücken und unterstrich die Fragen mit Schlägen seiner fleischigen Hand auf das Pult.

Ich war in Schweiß gebadet. Mir schwindelte. Ich dachte, ich würde ohnmächtig. Aber ich blieb bei meiner Ablehnung.

Nach einer Stunde hielt er inne. Der Leutnant hatte sich wieder seinem Buch zugewandt. Sie hatten all dies schon früher getan. Es war ihnen lästig.

„Die Zeit arbeitet für uns“, sagte der Kahle.

Zuletzt hieb er noch einmal zu.

„Ihr Mann hat bereits gestanden, ein Verräter und Spion zu sein. Sie sind unterwegs zum Kehrichthaufen.“ Er kam hinter dem Pult hervor und atmete mir ins Gesicht. „Aber Sie werden diesen Ort nicht verlassen, ohne uns die Tatsachen Ihres Geschlechtslebens geschildert zu haben.“

Er durchbohrte mich eine ganze Weile mit funkeln- den Blicken.

Ich zitterte krampfhaft.

Dann ging es wieder zurück zur Zelle durch säuerlich riechende Gänge. Unmittelbar bevor ich hineingestoßen

wurde, nahm man mir die Schutzbrille ab, und ich sah zum erstenmal die Nummer über der Tür.

Sieben.

Es war die Zelle Nummer sieben. Die heilige Zahl. Die Zahl der Schöpfungstage. Der siebenarmige Leuchter.

Ich warf mich aufs Bett und schluchzte. Nach einiger Zeit wurde ich ruhiger. Mein Leib lag im Dunkeln, aber mein Geist schwang sich empor und entrann den Kerkermauern.

Die Worte fielen mir ein: „Wir sind mit Christus gekreuzigt.“ Wenn die Zeit kommen wird, da auch ich sagen muß: „Es ist vollbracht“, wünschte ich nur noch ein letztes Wort der Liebe an die Verwandten und Freunde zu richten und an den Räuber in meiner Nähe, wie Jesus. Gott war bei mir in meiner Kummernis.

„Aufstehen!“

Ich erhob mich und drehte mich zur Wand.

Mielu, der Oberwärter, stand in der Tür. Er hatte ein rotes Gesicht.

„Dies ist kein Hotel. Wenn hier jeder auf der faulen Haut herumläge, würden sich die Leute darum schlagen hereinzukommen. Sie werden noch lernen, wofür ein Gefängnis da ist.“

Mielu heißt auf rumänisch Lamm. Aber er war kein Lamm. Auch außerhalb der allmorgendlichen Besichtigungsrunde strich er in den Gängen herum und machte Stichproben.

„Drehen Sie sich zu mir um. Irgend etwas zu berichten?“

„Kann ich einen Löffel für die Suppe haben?“

„Wenn Sie mit mir sprechen wollen, halten Sie den Mund.“

Er kicherte über seinen eigenen Scherz. Durch ihn war er in den rumänischen Gefängnissen allgemein bekannt geworden. Vor dem Kriege hatte er, so erzählte man sich, in Kaffeehäusern Schnürsenkel verkauft. Seine gegen-

wärtige Tätigkeit verdankte er seiner Tüchtigkeit als Spitzel. Bei jeder Gelegenheit empfand er das Bedürfnis, seine Wichtigkeit jedermann gegenüber zu betonen.

Am Mittag wurde eine fettige Suppe gebracht. Man mußte sie austrinken. Das war die Regel. Wer in Hungerstreik trat, wurde zwangsernährt. Zwei Wärter hielten einen, während einem ein dritter Suppe in den Mund goß. In einem solchen Fall erhielt man eine etwas reichere Suppe: Eigelb und Zucker wurden zugegeben, um die „Patienten“ bei Kräften zu erhalten. Diese Suppe hatte angeblich den Nährwert von drei Tagesportionen der normalen Brühe. Deshalb weigerten sich die Gefangenen manchmal zu essen in der Hoffnung, zwangsernährt zu werden!

Ich mußte lächeln, wenn ich daran dachte, wie wählerisch Richard in unserer ersten Ehezeit mit dem Essen war. Wie froh wäre er jetzt gewesen, zum Hausgemachten zurückkehren zu dürfen!

Wir wußten beide die Stellen aus dem zweiten Buch Moses auswendig, in denen erzählt wird, wie die Kinder Israel aus der ägyptischen Sklaverei befreit wurden. Gott befreie sie.

Jede Nacht sagte ich diese Verse in der Zelle Nummer sieben vor mich her. Ich wußte, daß Richard irgendwo dasselbe tat. Gott würde uns befreien.

„Sind Sie jetzt bereit, meine Fragen zu beantworten?“ Der Kahle trat nahe zu mir heran. Er roch nach Alkohol und Tabak. „Werden wir erbaut durch das Sexualleben einer Heiligen?“

Der blonde Leutnant warf einen flüchtigen Blick auf seinen Kollegen bei dieser rohen Einleitung, die ihm etwas anstößig zu sein schien.

Er hatte Leitfaden und Notizbuch wieder dabei. Vermutlich war er einer der neuen „proletarischen Führer“. Ein aufgeweckter Bursche aus der Fabrik, der versuchte, Prüfungen zu bestehen und Beförderungen zu ergat-

tern, während die Verhörmühle um ihn herum weitermahlte.

Der Kahle fuhr während zwanzig Minuten mit der routinemäßigen Stellung obszöner Fragen fort. Ich wiederholte immer wieder, daß er kein Recht besitze, solche Fragen zu stellen. Schließlich hielt er inne und zündete sich eine Zigarette an. Ich dachte, der Leutnant würde nun die Befragung übernehmen. Aber er las weiter, nachdem der Ältere das Zimmer verlassen hatte.

Ich starrte ihn an. Ich zitterte ein wenig, meine Augen sahen unklar, und meine Knie wollten ihren Dienst versagen. Ich hatte zuvor nicht geschlafen.

Wie erinnerte er mich an den Jungen in Paris damals vor langer Zeit! Wo mochte der nun sein? Beide waren hübsch. Aber wie manches kann ein schönes Gesicht verbergen. Dann und wann sah er von seinem Buch auf und lächelte schlau, als ob ihm die Antworten auf alle Fragen seines rohen Kollegen bekannt wären.

Ich stand drei Stunden lang. Das war eine bekannte Taktik. Um ihre Zeit nicht zu vergeuden, ließen sie eine Gefangene kommen und dastehen, während sie studierten. Sie bescheinigten, wann die Gefangene vorgeführt worden war und wann sie wieder abgeführt wurde. Dies wurde ihnen als Dienstzeit angerechnet.

Der ältere Beamte kehrte zurück und peinigte mich eine weitere Stunde mit Fragen. Mit wem ich geschlafen, was ich mit den Liebhabern gemacht hätte.

Ich war sehr müde. Erschöpfung überfiel mich mit schwarzen Wogen. Aber ich fand die Kraft zu sagen: „Ich werde Ihnen nicht antworten, was Sie verlangen.“ Einen Fingerzeig konnte ich ihm dennoch geben — die schlimmste „Sexualgeschichte“ vermag nicht zu verhindern, daß ein Mensch ein großer Heiliger wird, so es Gottes Wille ist. Maria Magdalena war einst eine Dirne gewesen. Aber man wird sie verehren, wenn wir längst vergessen sein werden.

Der Fragesteller grunzte etwas Obszönes. „Führt sie ab“, sagte er dann.

Der junge Leutnant gähnte und streckte sich, als ich hinausgeführt wurde.

Viele Tage später wurde ich wieder in eine Gemeinschaftszelle gebracht. Sie glich einem Eisschrank. Der Winter nahte. Mein Sommermantel und meine baumwollenen Strümpfe erregten den Neid der Mitgefangenen. Ich war reich!

Ich versuchte, meinen Reichtum mit den übrigen zu teilen. Der Mantel diente anderen als Bettdecke, ein Schlafrock als Staatskleid für Verhöre. Meine Strümpfe bot ich einem Mädchen an, das nur ein dünnes Baumwollkleid trug. Tränen rannen unaufhörlich über ihre blassen Wangen.

Zu meinem Erstaunen trugen die anderen vier Frauen in der Zelle Abendkleider. Diese waren aber nicht sehr warm. Tiefausgeschnittene, ärmellose Kleider aus weißem Atlas sind keine ideale Gefangenentracht.

„Wir hatten auf der amerikanischen Botschaft einen Film angeschaut“, erklärte mir eine von ihnen. „Er handelte von Polarbären. Als wir in einer Autodroschke nach Hause fuhren, wurden wir angehalten und auf die Straße gezerrt. Sie führten uns ins Hauptquartier der Geheimpolizei. ‚Wir wissen alles‘, sagte man uns dort. ‚Sie sind amerikanische Spione.‘“

Obwohl tagelang verhört, am Schlafen verhindert und ausgehungert, bestritten sie die Anschuldigungen. Jetzt erwarteten sie die Aburteilung. Die geschmackvollen Kleider wurden zu Lumpen. Stücke wurden herausgerissen, um als Taschentücher, Handtücher und andere Gebrauchsgegenstände zu dienen.

Der Reihe nach befühlte jede der Frauen meinen Mantel mit Ausrufen des Entzückens, als ob es sich um eine Nerzstola gehandelt hätte.

„Möchten Sie ihn bei Ihrem nächsten Verhör tragen?“

„Oh, das ist aber nett. Ich fühle mich mit bloßen Schultern so nackt vor diesen Schuften. Es wird mir Mut machen.“

Die Tür wurde aufgerissen, und wir erschrakten alle. „Sie“, sagte der Wärter. Wie viele andere jüdische Namen, konnte keiner den meinen aussprechen. Wurmbrand ist deutschen Ursprungs, und das „W“ machte ihnen Mühe.

„Ziehen Sie die Schutzbrille auf!“

Der Blindmarsch durch die übelriechenden Gänge begann. Ich betrat einen Raum, der von Männerstimmen erfüllt war. Plötzlich trat Stille ein. Ich fühlte, daß mich alle anstarrten. Es war unheimlich, nichts zu hören, nichts zu sehen und doch die Blicke auf mir zu fühlen. Was nun?

„Nehmen Sie die Brille ab!“

Helles Licht blendete mich. Der neue, lange Verhörraum hatte keine Fenster. Er schien sich unter der Erde zu befinden. Hinter einem langen Tisch saßen zehn uniformierte Beamte, darunter die drei, die mir bereits bekannt waren. Sie starrten mich an.

„Wissen Sie, was mit Ihrem Mann geschehen ist?“

„Wissen Sie es nicht?“ gab ich zur Antwort, „es wäre an Ihnen, mir das zu sagen!“

„Setzen Sie sich“, sagte der Major mit dem Schnurrbart. „Wenn Sie mit uns zusammenarbeiten und alle unsere Fragen beantworten, werden wir Ihnen vielleicht erlauben, ihn zu sehen.“

Ich glaubte wirklich, daß sie dies tun würden. Wir hatten kein Verbrechen begangen. Vielleicht war er abgeurteilt, freigesprochen worden. Wie naiv war ich in jenen Tagen!

Auf dem Tisch lagen zahlreiche Fotografien von Männern und Frauen. Ein Unteroffizier hob eine nach der andern empor.

„Wer ist das?“

„Wer ist das?“

„Kennen Sie diesen Mann?“

„Kennen Sie diesen Mann?“

Von allen kannte ich nur einen. Ich versuchte ausdruckslos dreinzuschauen und ruhig nein zu sagen.

Er war ein lieber Freund. Ein russischer Soldat, der in unserer Wohnung die Taufe empfangen hatte. Es waren keine guten Aufnahmen, welche die Polizei gemacht hatte, eine im Profil und eine von vorne. Aber wie hatte er sich verändert! Wo befand er sich jetzt? Ich sagte weiter: nein, nein, nein. Und schüttelte den Kopf.

Sie schrien und brüllten. Fragen. Fragen. Einige konnte, andere wollte ich nicht beantworten. Es war eine lange Sitzung, der Lärm, das grelle Licht verwirrten mich. Der Kopf wirbelte mir.

„Wir verfügen über Methoden, Sie zum Sprechen zu bringen, die Ihnen nicht gefallen würden. Versuchen Sie ja nicht, uns zu übertölpeln. Wir verschwenden damit unsere Zeit und Sie Ihr Leben.“

Die Wiederholungen, die Beharrlichkeit waren zum Wahnsinnigwerden. Meine Nerven waren zum Zerreißen gespannt.

Erst nach Stunden schickten sie mich in die Zelle zurück. Ich lag auf der Strohmattatze und schluchzte wild und laut.

„Es ist Ihnen nicht gestattet zu weinen.“

Der Wärter stand unter der Tür.

Aber ich konnte mich nicht halten. Meine Tränen steckten die anderen an. Auch sie begannen zu weinen.

Das Gesicht des Wärters war ausdruckslos. Er machte kehrt und schloß die Tür.

Zwei Stunden schluchzte ich. Dann raffte ich mich auf und versuchte nachzudenken. Die Befragung führte von einem Thema zum andern, von Person zu Person. Jeder von mir Genannte würde verhaftet und auf die

gleiche Art gepeinigt werden. Ich durfte keine Namen nennen. Ich dachte, ich würde nicht eine solche Sitzung mehr überstehen.

Aber das nächste Kreuzverhör wurde nach einer anderen Methode geführt. Der kahle Verhörbeamte war allein und lächelte.

„Frau Wurmbrand, Sie sind erst sechsunddreißig Jahre alt. Die besten Jahre einer Frau liegen vor Ihnen. Warum sind Sie so halstarrig? Warum lehnen Sie es ab, mit uns zusammenzuarbeiten? Sie könnten morgen frei herumgehen, wenn Sie uns nur die Namen dieser Verräter nennen würden...“

Ich erwiderte nichts.

„Reden wir vernünftig miteinander. Jeder Mann hat seinen Preis und auch jede Frau. Kennen Sie die Geschichte von dem Mann im Nachtclub, der den Kellner fragte: ‚Was kostet jene Blonde an der Bar?‘ — ‚Sie verlangt hundert Franken.‘ — ‚Und jene Brünette?‘ — ‚Etwas ganz Besonderes. Fünfhundert Franken.‘ — ‚Nun, und wie steht’s mit der Kleinen, die mit dem Mann dort in der Ecke zusammensitzt?‘ — ‚O nein, Herr. Sie ist mit ihm verheiratet, die können Sie nicht für weniger als tausend haben!‘“

Er brüllte vor Lachen über seinen eigenen Witz und fuhr sich mit dem Taschentuch übers Gesicht.

„Sie sind eine ehrbare Frau. Sie können Ihren Preis in die Höhe treiben. Judas war ein Narr, daß er seinen Herrn für dreißig Silberlinge verriet. Er hätte dreihundert verlangen können. Sagen Sie uns, was Sie wollen. Freiheit für Sie und Ihren Mann? Eine gute Pfarrei für ihn. Wir würden für Ihre Familie sorgen. Sie können uns sehr nützlich sein. Also?“

Als er verstummte, herrschte Schweigen im Raum.

Schließlich sagte ich: „Danke. Aber ich habe mich bereits verkauft. Der Sohn Gottes wurde gemartert und gab sein Leben für mich. Durch ihn kann ich in den

Himmel gelangen. Können Sie mir einen höheren Preis bieten?“

Der Kahle sah plötzlich sehr müde aus. Seine Stimme klang heiser und enttäuscht. Er ballte die behaarte Faust, und ich dachte, er würde mich schlagen. Die Hand fuhr zurück. Aber er strich sich nur über den Schädel und seufzte.

Der 23. Oktober war unser Hochzeitstag. Die Erinnerung an das Glück jenes Tages machte mich nur noch elender.

Der Winter war eingezogen. Mihai erkältete sich immer so leicht. Wie alle Kinder bewegte er sich häufig im Schlaf. Dabei glitt oft die Bettdecke auf den Boden. Wer würde sie ihm jetzt aufheben?

Manchmal war Mihai eigensinnig. Einmal trank er auf einem Ausflug aus einer Bergquelle, obwohl ich es ihm verboten hatte. Drei Wochen lang litt er darauf an Halsschmerzen. Ein anderes Mal kletterte er auf einen Baum und fiel herab. Damals wäre er fast gestorben. Wer würde ihn nun davon abhalten, sich Gefahren auszusetzen? Da war noch seine Tante Alice, die er liebte. Aber sie hatte ihre eigenen Sorgen. Hundert Zweifel und Ängste quälten mich jeden Tag.

Im November besuchte der Gefängnisdirektor persönlich unsere Zelle. Eine kleine Gruppe von Frauen erhielt den Befehl, sich innerhalb von zehn Minuten zum Fortgehen bereitzumachen. Fragen waren nicht erlaubt. Angsterfüllt rafften wir unsere paar Habseligkeiten zusammen. Wir erwarteten — entweder freigelassen oder erschossen zu werden.

In Wirklichkeit war ich zu Zwangsarbeit verurteilt worden. Ein Ausschuß hatte in meiner Abwesenheit einfach entschieden, daß ich zunächst vierundzwanzig Monate dienen sollte. Nach Ablauf dieser Frist würde ein neuer Entscheid gefällt werden. Ich gehörte zu vie-

len Tausenden von Gefangenen, die als „administrativ“ eingestuft wurden. Ohne Prozeßverfahren wurden wir in Sklavenlager verschickt. Zu jener Zeit wußten wir noch nicht, daß wir verurteilt worden waren.

Die Lager, die im ganzen Land wie Pilze aus dem Boden schossen, bildeten einen wesentlichen Teil der nationalen Wirtschaft. „Saboteure, die ihre Arbeitsnorm nicht erfüllt hatten, Zigeuner, Verbrecher, Priester, Prostituierte, wohlhabende Bürger — die ganze Skala von Menschen, die nicht in die kommunistische Welt paßten, wurden dorthin zur Umerziehung abgeschoben. Die Lager waren ungeheuer groß und zählten ständig zweihunderttausend Insassen, Männer, Frauen und Kinder. Alle Altersstufen waren vertreten zwischen zwölf und siebzig und darüber. Mit solchen Methoden wurde in allen kommunistischen Ländern der „sozialistische Aufbau“ vorangetrieben.

Der Staat tat, was er wollte, und veröffentlichte, was ihm beliebte. In den Zeitungen erschien kein Wort über Prozesse und Urteile. Nur Glückwünsche für die Regierung, daß sie für jeden Arbeit beschafft habe. Welche Wunder wurden hier vollbracht, ganz im Gegensatz zum Westen, wo Millionen arbeitslos waren.

Prominente Persönlichkeiten aus dem Westen wiesen auf Rumänien hin als auf ein Land, welches das Arbeitslosenproblem auf befriedigende Weise gelöst habe.

Ehe ich an dieser befriedigenden Lösung teilnehmen durfte, wurde ich in das Durchgangslager Jilava, die am meisten gefürchtete Anstalt im ganzen Land, gebracht.

Jilava

Als der Lastwagen plötzlich nach vorn kippte und über eine Rampe hinabfuhr, kreischten alle Frauen auf. Das

hohle Geräusch von aufschlagendem Stahl war zu hören. Wir hielten an und warteten in unbehaglichem Schweigen.

„Nehmt die Schutzbrillen ab!“

Wir befanden uns in einem großen, fensterlosen Kellerraum. Die Wände glänzten von Feuchtigkeit. Eine unternetzte, rotblonde Gestalt warnte mit erhobenem Finger: „Ich bin Feldwebel Aspra (Aspra heißt auf rumänisch rau), ein rauher Name und eine rauhe Natur. Vergeßt das nicht.“

Sie ließ sich mit einer Kollegin, die ebenso anziehend aussah wie sie selber, an einem Zeichentisch nieder. Eine Sekretärin trug unsere Namen in ein Verzeichnis ein.

„Alle überflüssigen Kleidungsstücke“, sagte die rauhe Aspra, „sind bei der Aufnahme in die Anstalt zu hinterlegen. Legt eure Kleider ab.“

Sie nahmen mir meinen Sommermantel weg. Dagegen beließen sie mir die Strümpfe, die jetzt voll Löcher waren, und das dünne Kleid. Ein Inventar wurde aufgenommen. Nach Stunden stapften wir dunkle, gewölbte Gänge entlang. Modergeruch hing in der feuchten Luft. Hinter Stahlgittern standen Wachsoldaten mit khakifarbenen Feldmützen.

Jilava war mir nicht ganz unbekannt. Es war eine im letzten Jahrhundert erbaute Festung. Die Zellen lagen tief unter der Erde. Als die Massenverhaftungen begonnen hatten, war ich mit einem Mädchen hierhergekommen, das glaubte, sein Freund befinde sich unter den Insassen. Man sah in den Akten nach und teilte uns dann mit, daß keine Spur von dem Gesuchten zu finden sei.

Nach Richards Verschwinden machte ich die gleiche Reise — acht Meilen von Bukarest — noch einmal. Ich füllte große Formulare aus und wartete stundenlang, um schließlich zu vernehmen, daß nichts über ihn bekannt sei.

Einmal hatten zwei fünfzehnjährige Schulmädchen die Zelle im Verhörerzentrum mit uns geteilt. Sie waren Mitglieder einer geheimen vaterländischen Gruppe gewesen. „Gott stehe Ihnen bei, wenn Sie jemals erfahren sollten, was es heißt, in Jilava in Zelle vier zu sitzen“, hatte die Ältere geflüstert.

Feldweibel Aspra schloß eine schwere, mit Eisenstangen verstärkte Tür auf. „Dieses Gesindel gehört in Zelle vier!“

Es war am späteren Vormittag, aber die Zelle fast dunkel. Eine schwache elektrische Birne hing von der Decke. Lange Reihen übereinander angeordneter Schlafbänke säumten einen hochgewölbten Raum. Dazwischen lief ein schmaler Gang. Am gegenüberliegenden Ende befand sich ein kleines, übermaltes, vergittertes Fenster.

Dutzende von Augen starrten mich an.

„Ich bin Viorica, Ihr Zimmerchef“, sagte eine Stimme. Eine Hand winkte. „Gebt ihr den hintersten Platz.“

In der dunkelsten Ecke der Zelle stand ein Kübel für die menschlichen Bedürfnisse. Die mir zugewiesene Schlafbank stand unmittelbar darüber. Der Kübel wurde von fünfzig Frauen benutzt, von denen die meisten infolge der ungesunden Nahrung an Darmbeschwerden litten.

Auf der obersten Bankreihe war die Luft dumpf und erstickend heiß. Schwitzende Frauen lagen herum. Wohin man den Blick richtete, fiel er auf magere Arme, krumme Beine, eingefallene Brüste und Wunden.

Einige Körper wiesen Spuren von Folterungen auf.

Frauen lagen auf dem Zementboden in der Nähe der Tür, in der Hoffnung, etwas mehr Luft zu bekommen.

„Sie sind dumm!“ sagte ein Mädchen in meiner Nähe. „Die Feuchtigkeit vom Boden ist noch tödlicher.“

Jilava bedeutet auf rumänisch „feucht“. Die Festung war von einem Wassergraben umgeben. Dort baumelte

an einem Gestell, das wie ein kleiner Galgen aussah, ein Stück Eisenbahnschiene. Wenn es morgens um fünf Uhr mit einer Eisenstange angeschlagen wurde, standen wir auf. Vor dem Kübel bildete sich eine Schlange. Die Zelle war erfüllt von Gesprächen und Auseinandersetzungen. Blechschüsseln, die zum Waschen mit Wasser gefüllt wurden, klapperten.

An meinem ersten Morgen in Jilava hörte ich jemand ein Kirchenlied singen.

„Das sind die Nonnen!“

Mein Herz schlug höher. „Nonnen hier in Jilava?“ fragte ich. „Ja, und wenn Aspra sie ihre Lieder singen hört, wird sie ihnen die Hände auf den Rücken binden. Das letztmal waren sie drei Stunden gefesselt.“

Ein blasses achtzehnjähriges Mädchen hielt mit dem Kauen einer Kruste inne und sagte:

„Das ist nichts. In meinem letzten Gefängnis, in Mislea, fesselten sie die Klosterfrauen und zogen ihnen Gasmasken vors Gesicht. Es war schauderhaft!“

In den angrenzenden Zellen gab es weitere Nonnen. Durch die ein Meter dicken Mauern konnten sich die Frauen unter großer Gefahr immer noch Zeichen geben, indem sie einen Blechkrug gegen den Stein stellten, um das Pochen zu hören. Das Geräusch verstärkte sich und konnte gut vernommen werden. Man mußte jedoch immer vor den Wärtern auf der Hut sein, die durch das Guckloch spähten.

In einer Art Gefängnis-Morse wurden die Botschaften übermittelt. Wir erfuhren, daß sich in den vier Zellen unseres Flügels zweihundert Frauen und etwa dreitausend Männer in anderen Gebäudetrakten befanden. Und das in einer Festung, die für sechshundert Mann bestimmt war!

Der Mensch erfaßt erst, was es bedeutet, nichts zu tun zu haben, wenn er eingekerkert ist. Nichts zu waschen, zu nähen oder sonstwie zu arbeiten. Frauen sprachen

sehnsüchtig vom Kochen und Scheuern. Wie gerne würden sie einen Kuchen für ihre Kinder backen, dann mit einem Staublappen im Haus herumgehen, die Fenster reinigen, die Tische fegen. Wir hatten für nichts zu sorgen. Die Zeit stand still.

Wenn ich daran denke, daß ich mich früher über zuviel Arbeit beklagt habe! Ich muß wahnsinnig gewesen sein.

Eine Mutter weiß, welche Freude es ist, für die Kinder, die das Haus verlassen, zu arbeiten. Welch ein Jammer, untätig sein zu müssen.

Um elf Uhr vormittags stellten wir uns in einer Reihe auf, um Suppe zu fassen. Jede Frau erhielt ein Stück Schwarzbrot. Beruhigt durch die Aussicht auf das Essen, warteten sie geduldig.

Sobald aber der dampfende Kessel wieder aus der Zelle verschwunden war, loderte der Streit auf. Die Frauen kämpften um ein Stück Brot, von dem sie dachten, daß es größer sei als das ihre. Es fing immer gleich an. „Du Hündin, du weißt, daß ich heute zuerst an der Reihe gewesen wäre.“ Schimpfworte wurden geschrien. Die Zelle war erfüllt von einer widerlichen Katzenmusik.

Die Tür wurde aufgerissen. Wärterinnen stürzten herein und schlugen mit Stöcken drein. Aspra bellte: „Wir sind zu gut mit euch, ihr . . . Wenn das so weitergeht, könnt ihr morgen hungern!“

Verschüttete Suppe bildete Pfützen am Boden. Von den dunklen Bänken her hörte man Schluchzen. Sobald die Wärterinnen die Tür hinter sich zugeschmettert hatten und gegangen waren, begann der Aufruhr aufs neue. Fünfzig Frauen schrien durcheinander, bis Aspra zurückkehrte und posaunte: „Heute gibt's kein Essen mehr, auch morgen nicht!“

Nachdem sie fort war, zischten und murmelten die Frauen Beschuldigungen und Gegenbeschuldigungen.

Das Mädchen neben mir berührte meinen Arm.

„Sie armes Ding. Sie haben nichts gegessen.“

„Tut nichts. Es war nicht sehr appetitanregend.“

„Das sind die verdorbenen Rüben. Die staatliche Gemüseverwaltung hat dreihundert Tonnen hier abgegeben. Niemand wollte sie kaufen, nicht einmal als Schweinefutter. Wir haben sie seit Wochen verschlungen. Sehen Sie, meine Haut ist ganz gelb. Wir nennen es ‚Rübenitis‘ (Rübenkrankheit)!“

Das Mädchen sagte, es heiße Elena.

Eine große, füllige Frau spähte zu mir herüber.

„Und wer sind Sie? Weshalb sind Sie hier?“ fragte sie. „Sie haben noch kein Wort gesagt, seit sie eingeliefert wurden.“

Ich nannte meinen Namen und sagte, daß ich Pfarrersfrau sei.

„Religiös, wie? Kennen Sie Geschichten aus der Bibel?“ fragte eine grauhaarige Bäuerin.

„Ja, erzählen Sie uns etwas“, ertönte eine andere Stimme. „Es ist so unerträglich hier.“

Aber die männlich aussehende Frau wurde noch feindseliger.

„Sie werden diesen Raum in ein Pfarrhaus verwandeln“, sagte sie und ging weg — steif vor Wut.

„Machen Sie sich nichts aus Elsa Gavriloiu“, sagte Elena. „Sie ist ein ehemaliges Parteimitglied und so dankbar, daß sich ihr Gelegenheit bietet, ihre ideologischen Irrtümer im Jilava-Umerziehungsinstitut zu überprüfen!“

Die anderen Frauen lachten und waren für kurze Zeit getröstet, bis sie sich daran erinnerten, daß es in den nächsten sechsunddreißig Stunden kein Essen gäbe.

Um sie aufzuheitern, erzählte ich die Geschichte von Joseph und seinen Brüdern, die zeigt, wie sich das Schicksal plötzlich wenden kann, nachdem alles hoffnungslos erschienen war. Während ihre Gesichter vor

Interesse aufleuchteten, lehrte ich sie einige Bedeutungen dieser Geschichte.

„Ihr wißt, daß Joseph von seinem Vater einen bunten Mantel erhielt. Da gab es dunkle und helle Fäden. Beides gehört zum Leben. Obwohl seine neidischen Brüder ihn als Sklaven verkauften, wurde Joseph Aufseher in einem großen Haus in Ägypten. Dann wendete sich das Blatt wieder, und er wurde ins Gefängnis geworfen. Aber er stieg wieder empor und wurde Herr über ganz Ägypten und rettete das Land vor der Hungersnot. Als seine Brüder, die ihn nicht erkannten, um Korn zu ihm kamen, fürchteten sie sich. So ist es oft mit uns. Wir sorgen uns. Manche Sorgen sind nur deshalb groß, weil wir die Sache von unserem engen Gesichtspunkt aus betrachten. Wir können das Ende nicht absehen. Joseph war zuletzt der höchste Beamte Ägyptens und der Retter seiner Brüder, die ihn verkauft hatten.“

Während eine Handvoll Frauen zuhörte, keiften und zwitscherten die übrigen wie in einem Vogelbauer.

Ich fing den Blick der rotblonden Viorica auf.

„Seien Sie vorsichtig“, flüsterte die Bäuerin, „wenn Aspra erfährt, daß Sie von Gott reden, wird es Schwierigkeiten geben.“

Anderntags erschien Viorica in der Gasse zwischen den Schlafbänken.

„Ich weiß, wer Sie sind!“ Sie zeigte mit dem Finger auf mich. „Stundenlang habe ich mir deswegen den Kopf zerbrochen. Jetzt weiß ich es.“

Ich dachte, sie habe meine kleine Predigt gehört und wollte mich zur Rechenschaft ziehen.

„Ich wußte, daß Ihr Name mir vertraut war und fragte mich, wo ich ihn schon gehört hätte . . .“

Die andern starrten mich an. Ich saß auf der Schlafbank wie ein Ausstellungsgegenstand.

„Ja“, sagte die hartnäckige Viorica triumphierend, „sie ist Predigerin. Die Frau jenes Pfarrers Wurmbrand!“

Der Zimmerchef erklärte nun stolz, daß ihr Onkel einer orthodoxen Kirche in Bukarest vorstand. Er hatte Richards Rede am Konfessionenkongreß gehört.

„Der einzige von viertausend, der aufstand und wie ein Mann Gottes sprach, als alle übrigen die Kommunisten hochleben ließen“, sagte Viorica. „Sie wissen doch, daß der Kultusminister nachher seines Amtes enthoben wurde?“

Sie wandte sich an mich. „Ich war in Ihrer Kirche. Ich fand den Gottesdienst wunderschön.“

So war ich die Heldin der Stunde. Ich konnte von meinem höllischen Sitz über dem Kübel herunterkommen. Viorica fand mir drei Meter davon eine bessere Schlafbank, die frei geworden war. Dort stattete sie mir einen Staatsbesuch ab.

„Es ist kein Vergnügen, Zimmerchef zu sein“, sagte sie. „Noch ein solcher Tag wie gestern, und ich werde verrückt.“

Viorica war mächtig. Sie schlug Feldwebel Aspra die Frauen für die begehrte Arbeit in der Wäscherei vor. Wie demütig die Frauen darum baten, die schmutzige Wäsche der Wärter waschen zu dürfen! Es war eine harte Arbeit, aber dem untätigen Herumsitzen in der Dunkelheit und dem Gestank in Zelle vier unendlich vorzuziehen.

Ich erhielt meinen ersten Teller voll Tertsch — in Wasser gekochter Mais — und sah mich nach etwas um, womit ich essen könnte.

„Sie will einen Löffel!“ höhnte Frau Gavriloiu. „Lecken Sie's auf!“ Ich versuchte, den dünnen, schimmelig riechenden Brei aus dem flachen Blechteller zu essen. Aber er rann mir übers Kinn herab. Das Zeug auflecken, schien mir zu tierisch, und so gab ich meinen ersten Morgentertsch weg.

Aber es kam der rettende Gedanke: warum nicht erniedrigt werden wollen? Unser Herr war es bis zum Äußersten geworden. Der biblische Held Gideon fiel mir ein, der auszog, die Feinde Israels zu bekämpfen. Gott befahl ihm, nur jene Männer als Soldaten anzunehmen, die das Wasser aus dem Fluß mit der Zunge leckten, „wie der Hund leckt“ — nämlich diejenigen, die bereit waren, auch die größten Demütigungen zu ertragen.

Als die nächste Mahlzeit gebracht wurde,leckte ich mein Essen auf.

Später zeigte mir Elena, wie ein Holzstück aufgesplittert und mit einer Glasscherbe zu etwas Löffelähnlichem zugeschnitzt werden konnte.

Eine Frau aus dem Mislea-Gefängnis erzählte, wie dort Schwangere und Mütter von Neugeborenen zusätzliche Rationen erhalten hatten. „Aber dann hörte das auf.“

„Warum denn?“

„Die Hälfte der Frauen erklärten sofort, sie seien schwanger, die übrigen waren eifersüchtig, und es kam zu Szenen.“

Keine von uns war dick genug, um für schwanger gehalten werden zu können, obwohl einige infolge der Unterernährung einen aufgedunsenen Leib hatten. Erst später begriffen wir, daß es zur Taktik der Verwaltung gehörte, uns hungern zu lassen. Das machte uns schlaff und gefügiger. Man glaubte zudem, daß wir uns als „Freiwillige“ für die Arbeitslager melden würden, weil dort Aussicht auf bessere Nahrung bestand.

Gewöhnlich versammelten wir uns um die Schlafbänke der Nonnen.

„Nutzen Sie Ihre Erfahrung vom Frauenverein her, und sorgen Sie dafür, daß kein Zank entsteht“, sagte Frau Stupineanu, Elenas engste Verbündete.

Eine große, stattliche Frau, die früher eine wohlhabende Witwe gewesen war. Bis die Kommunisten kamen. Dann, nachdem sie alles verloren hatte, verdiente sie sich ihren Unterhalt mit dem Verkauf von Kerzen und dem Reinigen der Kirche, deren freigebige Gönnerin sie einst gewesen war. Sie hatte eine seltsame Geschichte zu erzählen.

Als sie eines Tages neben ihrem Tisch mit den Kerzen in der Kirche stand, sah sie einen Fremden. Er bekreuzigte sich nicht wie die Orthodoxen von rechts nach links, sondern nach katholischer Art von links nach rechts. Er kaufte eine Kerze, schien aber wenig Rumänisch zu verstehen. Es zeigte sich, daß er ein Seminarist aus Frankreich war, der Europa bereiste. Er war tief erschüttert von den Kirchenverfolgungen, die er beobachtet hatte!

Frau Stupineanu wandte ihre Französischkenntnisse an und teilte ihm mehr über diesen Gegenstand mit. Gerade in dieser Kirche, gerade vor diesem Altar hatten Polizeischergen den Priester auf obszöne Art mißhandelt! Tags darauf wurde sie verhaftet. Der Franzose war ein kommunistischer Agent gewesen. Man stellte die Witwe vor die Wahl, entweder die Geheimpolizei über Kirchgänger zu unterrichten — wer sie waren, was sie sagten — oder ins Gefängnis zu gehen.

„Ich bin nun seit einem Jahr in Jilava“, sagte sie. Mit sechsundvierzig war sie schon ganz ergraut.

Wir hatten zwei katholische Klosterfrauen, die ruhige Güte ausstrahlten. Ohne sich zu beklagen, sorgten sie für die älteren Frauen. Sie wuschen wundete Körper. Sie sangen Kirchenlieder. Sie trösteten jene, um die sich niemand kümmerte.

„Ist es Ihnen denn gestattet zu singen?“ fragte ich bei unserer ersten Begegnung.

„Uns ist gestattet zu singen und ihnen, uns zu schlagen“, erwiderte Schwester Veronica.

Die jüngere, Schwester Sophia, zeigte blaue Quetschungen an den Armen und am Hals.

„Wir haben sehr leise gesungen“, sagte sie, „aber jemand hat uns verraten. Sie stürzten herein und schlugen wild drauflos. Nächsther untersagte Feldwebel Aspra jedes Gespräch. Aber wie wollen sie fünfzig Frauen das Reden verbieten!“

Sophia hatte in Kirchen Orgel gespielt und leitete uns beim Singen. Andere kannten Lieder, die für „die Armee des Herrn“, eine bei der Landbevölkerung verbreitete, heilsarmeeähnliche Bewegung, geschrieben worden waren.

Die meisten Frauen gehörten der orthodoxen Kirche an. Die ungebildeten Bäuerinnen fürchteten sich sehr, ohne geistlichen Beistand zu sterben. Sie glaubten, daß sie Gespenster würden und nicht in den Himmel gelangen könnten. Die Nonnen wiederholten die beim Trauergottesdienst vorgeschriebenen Worte, und obgleich die Frauen nicht sicher waren, ob dies wirksam sein würde, so fanden sie es doch besser als nichts.

„Herr, gib deiner entschlafenen Magd Ruhe unter deinen Heiligen“, sangen die Nonnen. „Gib ihr Ruhe auf grünen Weiden.“

Grüne Weiden. Wir befanden uns unter der Erde. Über unseren Zellen wuchs Gras. Kühe weideten dort. Wie wohl mußte ihnen sein an der Sonne und mit dem vielen Futter!

Unter den Nonnen in Jilava gab es Oberinnen, Novizen, Laienschwestern, die soziale Werke verrichtet hatten. Achtzehnjährige Mädchen, sechzigjährige Frauen. Als die Regierung die griechisch-katholische Kirche auflöste, wurden Priester, Mönche und Nonnen, die es ablehnten, sich der (kommunistisch kontrollierten) orthodoxen Kirche anzuschließen, eingekerkert. Dort waren sie mit ihren römisch-katholischen Brüdern vereinigt.

Unteroffizier Georgescu, ein schwerfälliges Mädchen mit ausdruckslosem Gesicht und noch ausdrucksloserer Stimme, war Feldwebel Aspras Stellvertreter. Sie sammelte die Gefangenen für den Ausgang.

„Wenn ich sage: ‚Hinaus!‘, so darf keine die letzte sein. Alle müssen gleichzeitig raus!“

Fünzig Frauen können nicht gleichzeitig durch eine einzige Tür hinausgehen. Aber niemand konnte mit Georgescu rechten.

„Wenn ich einen Befehl gebe, so gehorcht ihr“, brummte sie. Hinter ihrem Rücken kicherten die Frauen, bis sie zuletzt hysterisch lachten. Aber sie kuschelten schleunigst, sobald Georgescu zu schreien anfing. Immer mußten die Alten und Behinderten ihre Schläge über sich ergehen lassen, weil sie die letzten beim Hinausstürmen waren.

„Kennen Sie kein Mitleid?“ rief ich. „Es steht geschrieben, daß denen, die kein Erbarmen zeigen, auch keines zuteil wird am Ende der Tage.“

„Nein, ich weiß nicht, was Erbarmen ist“, krächte sie, „und will es auch nicht wissen.“

Aber sogar Georgescu hatte eine schwache Stelle. Obwohl sie, solange ich in Zelle vier saß, nie jemand die Erlaubnis erteilte, sich ärztlich behandeln zu lassen, so gestattete sie doch Frauen, die an Zahnschmerzen litten, zum Zahnarzt zu gehen.

Sie hatte selber Zahnschmerzen gehabt und wußte deshalb, was das heißt.

Wie hölzern diese Wärterinnen waren!

Ich war an Menschen gewöhnt, die liebten, haßten, auf ihre persönliche Art reagierten. Aber diese uniformierten Mädchen waren zu bloßen Puppen geworden. Erhielten sie den Befehl, uns zu schlagen, so schlugen sie. Wir hätten Teppiche sein können. War aber befohlen, sich besser zu betragen, so beachteten sie uns überhaupt nicht. Sie waren durch die Schule der Ge-

heimpolizei gegangen, in der blinder Gehorsam gelehrt wurde. Die meisten stammten vom Lande und hatten noch nie so etwas Hübsches besessen wie ihre neuen Uniformen, oder so etwas Teures wie ihre Revolver. Sie beherrschten Rumänien, und Rumänien war ihre Welt.

Die Diktatur des Proletariats demonstrierten sie vor allem an Lehrerinnen, Frauen von Professoren und anderen kultivierten Menschen. Es handelte sich nicht nur um die Mißgunst der Ungebildeten. Sie waren von der Idee erfüllt, daß die „bourgeois Intellektuellen“ den Fortschritt des Weltkommunismus bedrohten. Sie glaubten immer noch an die Versprechungen der Partei.

Sanda schien zu den gesünderen Insassen der Zelle zu gehören. Sie war jung und hatte klare Augen, groß, mit langem, dunklem Haar. Kurz vor ihrer Verhaftung habe sie noch einen akademischen Grad erworben, sagte sie mir. Ihre zarte Stimme schien über die Oberfläche der Dinge hinwegzugleiten, und man wußte nie, wo sie verweilen würde. Sanda war wegen ihres Bruders verhaftet worden, der sich den Freiheitskämpfern von Oberst Arsenescu in den Bergen angeschlossen hatte. Einige ihrer Äußerungen auf der Universität waren der Polizei hinterbracht worden.

Wenn wir zusammen plauderten, erstarrte ihr Blick manchmal plötzlich wie in Entsetzen, und sie hielt mitten im Satz inne. Ich hatte dies schon bei anderen Häftlingen gesehen und war beunruhigt.

Eines Abends wurden einige Schlafstellen in der Nähe von Sanda geräumt.

Eine Frau kletterte zu mir auf die zweite Bankreihe hinauf.

„Bitte lassen Sie mich bei Ihnen sitzen, Sanda benimmt sich so merkwürdig“, bat sie, „ich glaube, sie wird wieder einen Anfall erleiden.“

Ich stieg hinab, um nach dem Mädchen zu sehen.

Tränen strömten unaufhörlich über ihre Wangen. Die langen Finger spielten nervös mit einer Haarsträhne.

Plötzlich begann Sanda zu schreien: „Ich weiß nicht, ich kann mich nicht erinnern. Ich habe ihn nie zuvor gesehen . . .“

Viorica kam den Gang entlanggelaufen.

„Es ist zu schlimm“, jammerte sie, „warum wird sie nicht aus der Zelle entfernt? Als ob ich nicht schon genug zu tun hätte.“

Einige Frauen bekreuzigten sich angsterfüllt.

Sanda atmete schwer. Ihr Gesicht rötete sich. Dann, mit einem schrillen Schrei, wie ein in eine Falle geratenes Tier, sprang sie, die Arme vorwerfend und mit fliegenden Haaren, von ihrer Schlafbank herunter und davon. Was ihr in den Weg kam, wurde geschlagen. Sie packte einen Stoß von Eßnäpfen von einem Gestell und schleuderte ihn gegen Vioricas Kopf. Die Näpfe verfehlten ihr Ziel und schlugen gegen die Tür.

Köpfe verschwanden unter Bettdecken, Schreie, lautes Schluchzen erfüllte die Luft.

Zwei kräftige Mädchen rangen mit Sanda. Auf und ab ging's den schmalen Gang. Viorica brüllte nutzlose Ratschläge.

„Packt sie, werft sie um!“

Eine Legion unsichtbarer Teufel schien hereingeströmt zu sein.

Schwester Veronica hatte schließlich die Geistesgegenwart, von hinten eine Bettdecke über Sandas Kopf zu werfen. Sie strauchelten und fielen zu Boden. Die beiden Mädchen hielten Sanda nieder. Ihre Zuckungen hörten auf. Sie wurde still. Die Mädchen hoben die Bewußtlose, in Schweiß Gebadete auf eine Schlafbank. Ihre Kleider waren zerrissen.

Dann überlief mich eine Gänsehaut.

Vom entfernteren Ende der Zelle vernahm ich eine Männerstimme.

Die kalte, beherrschte Stimme eines Polizeioffiziers, Fragen stellend. Die gleichen Fragen. Immer und immer wieder.

Zitternd begab ich mich ans andere Ende des Raumes. Ein blasses, junges Mädchen kauerte auf einer Schlafstelle, die Knie ans Kinn heraufgezogen, starr vor Angst.

Sie gab in ihrer eigenen Stimme die Antworten: „Ich weiß nicht. Ich war nicht dabei.“

Dann Schreie: „Bitte schlagen Sie mich nicht. Bitte. Oh . . .!“

Ihre Augen waren offen. Sie erlebte in einem Trance-Zustand wieder ihre Einvernahmen durch die Geheimpolizei. Mit mechanischer Exaktheit ahmte sie die tiefe Stimme des Fragestellers nach und antwortete mit einer atemlosen Litanei von „Ich weiß nicht“. Sie würgte und hustete wie unter der Qual einer Folterung.

Das war nur der Anfang.

Eine Stunde lang war die Zelle erfüllt von einer schauerhaften Kakophonie von Schreien und Seufzern. Eine Frau nach der andern unterlag. Eine böse Macht schien uns in der stinkenden Dunkelheit zu umgeben. Die einzige Glühbirne warf irre Schatten an die gewölbte Decke.

Zuerst war ich starr vor Schrecken.

Dann fühlte ich etwas in mir anschwellen wie ein Eisen, das im Feuer glühend wird, und auch ich erlebte nun wieder meine Verhöre. Die angstvollen Nächte, die Ungewißheit, was sie mit Richard taten, was Mihai durchmachte.

Ich bekämpfte den Wahnsinn mit Gebeten. Nicht bewußt handelnd, sondern die Worte einfach dahinströmen lassend. Die Nonnen taten dasselbe.

Frauen sammelten sich um unsere Schlafstellen, als ob dies der einzige sichere Platz in der Hölle wäre. Gefangene drängten sich neben mich, faßten meine

Hände. Es war, als flüchteten sie vor dem Alpdruck eines Pogromes.

Die Wärterinnen hatten schon früher solche tragischen Szenen erlebt. Sie blieben draußen.

Sanda, der Funken im Pulverfaß, lag schlafend und vernahm nichts von allem.

Allmählich klang das Schluchzen ab. Nach einer Stunde durchbrach nur noch erschöpftes Schnauben die Stille. Die Furcht löste sich auf.

Lange Zeit lag ich wach und betete still vor mich hin: „Herr, wenn du mir einigen Einfluß über diese Frauen verliehen hast, gib mir auch genug Herzensweisheit, damit ich ihre Seelen für dich zu gewinnen vermag.“

In dem langen Korridor draußen hörte man die Schritte einer Wärterin verhallen, irgendwo in der Tiefe des Gefängnisses fiel eine große Tür mit dumpfem Knall ins Schloß. Ich glaubte, in einer anderen Zelle eine Frau husten zu hören. Winzige, schwache Urwaldgeräusche huschten durch den großen Kaninchenstall von Jilava, wo dreitausend Seelen versuchten, Schlaf zu finden, um ihr Elend zu vergessen.

Am folgenden Morgen hatte ich eine Aussprache mit Elsa Gavriloiu, die früher Parteimitglied gewesen war. Gerüchteweise verlautete, sie habe der Geheimpolizei angehört und sei in Ungnade gefallen. Viele Opfer von Parteisäuberungen bevölkerten jetzt die Gefängnisse.

Elsa streckte mir ihren breiten Unterkiefer entgegen.

„Wenn Sie nochmals hier predigen, werde ich an die Tür hämmern, bis die Wärterinnen kommen.“

Ich sagte: „Elsa, glauben Sie immer noch an die Partei?“

„Sicher. Ich habe meine Ansichten nicht geändert. Meine Verhaftung war nichts als ein Mißverständnis.“

„Auch mein Glaube wurde durch die Verhaftung

nicht verändert. Er wurde sogar noch stärker. Ich will den Menschen erklären, welch einen Freund sie in Jesus haben.“

„Die ganze Zelle wird Ihretwegen bestraft werden. Ich habe nicht die Absicht, für Sie und Ihren Gott zu leiden. Jedenfalls hat er Ihnen nicht viel geholfen.“

„Dieser Gott, der Ihnen so mißfällt“, fragte ich neugierig, „was für ein Wesen ist er denn? Wenn Sie sagen, ‚ich mag Hans nicht‘, dann wissen Sie, welche Art von Charakter Hans hat. Was also ist Ihre Auffassung von Gott?“

„Ha!“ Sie genoß die Gelegenheit zu einer Antwort aus dem Lehrbuch. Gott war der Fanatiker, der nicht dulden wollte, daß die Wissenschaft die Wahrheit lehrte. Der Schirmherr der Ausbeuter des Proletariats. Mit dem Geld, das sie den Proletariern abpreßten, erbauten sie Kirchen. Er segnet die Zerstörungswaffen beider Kampfparteien.

Ich erwiderte: „Was Sie Gott nennen, das kann man sicher nicht lieben. Der Gott, den ich liebe, ist anders. Er teilte die Armut der Arbeiter. Er wuchs unter den Unterdrückten auf. Er speiste die Hungrigen und heilte die Kranken. Er lehrt Liebe. Er starb für uns . . .“

„Liebe!“ Ihre Stimme klang gebrochen. „Wozu taugt das mir? Ich will Ihnen sagen, ich bin lauter Haß! Wenn Sie wüßten, wie ich jene verräterischen Genossen verabscheue, die mich hierherbrachten. Ich wünsche sie zur Hölle! Mein ganzes Leben gab ich der Partei, und dies ist der Dank dafür.“ Sie senkte den Kopf. Die Spur einer Träne war in ihrem Auge zu sehen. Es schien nicht, daß ich im Augenblick irgend etwas erreichen könnte.

„Beten? Vater, vergib ihnen?“ Sie zischte die Worte hervor. „Es gibt keine Vergebung. Das sind bloß Lügen.“ Sie begann zu weinen.

„Es ist überall dasselbe“, schluchzte sie, „kommen die Amerikaner, so werde ich gehängt, bleiben die Kommunisten, so stecke ich im Gefängnis. Vergabung!“

Die Tränen flossen. Nach einiger Zeit richtete sie sich auf und wischte sich das graue Gesicht mit einem Zipfel ihres Kleides ab. Dann betrachtete sie mich mit grüblerischem Blick.

„Sabine Wurmbrand, Sie sind durchtrieben. Ich hieß Sie, mit dem Predigen aufzuhören, und nach fünf Minuten hielten Sie mir eine Predigt.“

Aber Frau Gavrioiu drohte nicht mehr damit, die Wärterinnen zu rufen.

Jetzt kannten mich alle in Zelle vier. Einige Frauen wünschten bei mir Französisch- und Deutschstunden zu nehmen.

„Alle Lektionen von Frau Wurmbrand beginnen mit den Wörtern ‚Dieu‘ oder ‚Gott‘“, lachte meine beste Schülerin, Fanny Marinescu.

Die einen lernten bei mir, weil sie sich langweilten, andere dachten, das Gelernte würde ihnen nach der Freilassung von Nutzen sein. Wenn einmal die Truppen der Verbündeten in Bukarest einzögen, würde man Dolmetscher brauchen.

Fannys Mann und ihre Mutter waren ebenfalls im Gefängnis. Sie war fünfundzwanzig, ruhig und schüchtern, hatte kurzes Haar und große, runde Augen.

Wir sprachen zum erstenmal an einem Morgenappell im Hof miteinander. Aspra und ihre Gehilfinnen verkündeten wie Buchhalter die Zählungsergebnisse.

„Schauen Sie diesen Grashalm“, wisperte Fanny. „Seltsam, daß er hier wächst!“

„Wie stark das Leben ist!“ Sie hielt das Gras an ihre Lippen.

Wir wurden gute Freundinnen. Zu unseren Französischstunden benutzten wir Schuhsohlen, die wir mit

Seife beschmierten. In Jilava erhielt man nichts. Weder Papier noch Kleider noch Betttücher, noch Pakete von zu Hause. Aber periodisch wurde DDT verstäubt. Bespritzte man eine eingeseifte Sohle damit, so konnte man mit einem Span recht gut darauf schreiben.

Gelegentlich mußten wir den Unterricht abbrechen, weil sie an Schmerzen litt.

„Ich weiß nicht, was es ist“, keuchte sie dann. „Es kommt in Wellen.“

Aber einen Arzt zu besuchen, war einfach unmöglich. In langen Zwischenräumen erschien vielleicht ein weiblicher Sanitätsunteroffizier. Die kranken Frauen umdrängten sie, schrien, baten um Hilfe und Medikamente. Drei oder vier „dringende Fälle“ — diejenigen, die am aufdringlichsten waren — durften dann ins Krankenzimmer gehen.

Zur Behandlung standen zwei Mittel zur Verfügung: Waxativ für Durchfall und Aspirin für alles übrige.

Fanny Marinescu brach schließlich einmal zusammen. Sie wurde auf einer Decke hinausgetragen. Wenige Tage später war sie wieder zurück. Die ärztliche Diagnose lautete auf Unterleibstuberkulose.

„Sie versprachen mir, daß ich operiert werden würde“, hauchte sie und versuchte, schwach zu lächeln.

Viele Wochen vergingen, bis Fanny ins Gefängnis hospital übergeführt wurde, wo sie starb.

Es hatte sich herausgestellt, daß sie nicht an Tuberkulose, sondern an Krebs erkrankt war.

Später begegnete ich Fanys Mutter in einem Arbeitslager, wo ich ihr die traurige Nachricht mitteilen mußte.

Meiner Schlafbank gegenüber, auf der anderen Seite des Gangs, hauste Frau Ioanid. Ihr Sohn war in den Bergen bei den Widerstandskämpfern von Oberst Arsenescu. Ihre beiden Töchter befanden sich ebenfalls im Gefängnis, die eine in Mislea, die andere bei uns in Jilava, jedoch in einer angrenzenden Zelle.

Die Mutter sah ihre Tochter beim Rundgang im Hof. Sie hatte ein winziges Guckloch in die Übermalung des Fensters gekratzt. Jedermann, der in der Nähe des Fensters erwischt wurde, erhielt sofort eine Strafe. Aber die sechzigjährige Frau Ioanid nahm jede Gefahr auf sich, um diesen Blick auf ihr jüngstes Kind werfen zu können. Wenn sie hinausstarrte, rannen ihr die Tränen über die Wangen.

Manchmal kletterte sie mühsam zu meiner Schlafstelle empor und erzählte mir von ihrem Mann und ihren Kindern. Sie fragte nach Richard, den so viele Gefangene dem Namen nach kannten. Wann war ich ihm zum erstenmal begegnet? War er immer Pfarrer gewesen? Ein zum Christentum übergetretener Jude? Kam dies nicht eher selten vor?

„Das ist eine lange Geschichte“, sagte ich, „und es gab traurige und schlimme Tage neben glücklichen.“

Bisher hatte ich mir nicht erlaubt, meine Erinnerungen weit in die Vergangenheit zu verfolgen. Aber Frau Ioanid, die in dem trüben Licht bei mir saß, das Gesicht im Schatten, hörte so ruhig zu, daß mir fast schien, als spräche ich zu mir selber.

Von Zeit zu Zeit mochte sie murmeln: „Ja?“ oder einen kleinen Ausruf des Erstaunens von sich geben über die Geschichte, die, wie ich zugeben muß, seltsam war. Es begann mit unserer ersten Begegnung. Richard war siebenundzwanzig, ich vier Jahre jünger.

Meine Bekehrung

Ich bog in die Straße ein, in der die Wurmbrands in Bukarest wohnten. Einer meiner Onkel pflegte sie regelmäßig zu besuchen, und ich begleitete ihn zum erstenmal. Ein junger Mann stand auf einem Balkon und sah so erzürnt aus, daß ich fast umgekehrt wäre. Als er meinen Onkel erblickte, winkte er mit der Hand und

kam herunter. Nachdem er uns begrüßt und sich mir vorgestellt hatte, erklärte er mir rundheraus, warum er so verärgert ausgesehen habe.

„Meine Mutter drängt mich ständig, zu heiraten. Sie hat das wahre Mädchen — eine Erbin mit einem Familienunternehmen, zwei Häusern und einer Million Mitgift.“

„Das klingt sehr hübsch.“

„Ja, ich habe nichts gegen das Geschäft und die Erbschaft.“ Er lachte. „Aber das Mädchen paßt mir nicht! Mutter findet jedoch, dies sei der beste Weg, wenn wir alle reich werden wollten. Und deshalb trat ich auf den Balkon hinaus und sah Sie.“

Er fügte scherzhaft hinzu: „Dabei fiel mir gleich ein, daß ich der Million nicht nachtrauern würde, wenn ich ein Mädchen wie Sie haben könnte.“

Ich kehrte nicht nach Paris zurück. Ich nahm eine Stelle in Bukarest an, und wir trafen uns jeden Abend. Richard und ich fanden, daß wir alles gemeinsam hätten. Wir waren beide arme Kinder und waren beide Juden, die ihre Religion aufgegeben hatten.

Richard war ein aufstrebender Geschäftsmann, der seinen scharfen Verstand darauf verwandte, zum erstenmal viel Geld zu verdienen. Er liebte es, das Verdiente wieder auszugeben, und wir gingen in Nachtlokale und Theater und kümmerten uns wenig um das Morgen. Irgend etwas veranlaßte ihn indessen eines Abends zu der Bemerkung: „Du wirst mit mir viel zu leiden haben.“

Doch waren wir viel zu verliebt, als daß wir an etwas anderes hätten denken können.

Unsere Trauung wurde nach jüdischem Ritus vollzogen. Der Überlieferung gemäß wurde ein Weinglas zu Boden geschleudert. Damit sollte versinnbildlicht werden, wie Jerusalem unter den Tritten der Heiden zerstampft worden war.

Das Glück währte weniger als ein Jahr. Dann wurde Richard von einem lästigen Husten befallen. Als er vom Arzt zurückkehrte, war er bleich. Es war Tuberkulose: ein Schatten auf der Lunge. Er mußte unverzüglich ins Sanatorium.

Damals war Tuberkulose noch eine langwierige Krankheit, sehr oft mit tödlichem Ausgang. Mir war zumute, als hätte man Richard zum Tode verurteilt. Es schien mir die größte Tragödie meines Lebens, ein grausamer und schrecklicher Streich, der mir im Augenblick meines größten Glücks gespielt wurde.

Als Richard sich in das Bergsanatorium begab, zog ich zu seiner Mutter. Sie war gütig, aber manche Nacht weinte ich mich in Schlaf.

Alle zwei Wochen fuhr ich mit der Bahn zu Richard auf Besuch. Das Sanatorium war sehr schön gelegen. Ruhig, mit herrlicher Aussicht auf bewaldete Hügel und Täler. Richard fühlte sich nach einiger Zeit fast zufrieden. Er sagte: „Zum erstenmal in meinem Leben ruhe ich aus.“

Er schien dankbar, und sein Zustand besserte sich allmählich. Aber eine seltsame Veränderung ging mit ihm vor.

„Ich habe über meine Vergangenheit nachgedacht. Über all die Menschen, die ich verletzte. Meine Mutter und viele Mädchen, von denen du nichts weißt. Ich hatte immer nur an mich gedacht.“

„Gräme dich nicht deswegen“, antwortete ich. „Auch ich habe ein solches Leben geführt. So ist die Jugend.“

Eines Tages fand ich ihn bei der Lektüre eines Buches, das ihm von einer Patientin im Sanatorium gegeben worden war.

„Es handelt von den Brüdern Ratisbonne“, sagte er. „Sie waren die Gründer eines Ordens zur Bekehrung von Juden. Andere haben für mich gebetet, während ich mein Leben vergeudete.“

Er sprach von Jesus Christus. Ich war wie vom Blitz getroffen. In orthodoxen jüdischen Familien wie der meinen galt es in jener Zeit für unstatthaft, den Namen Christus zu nennen. Wir mußten wegschauen, wenn wir an einer Kirche vorbeikamen. Ich hatte die mir anerzogenen jüdischen Anschauungen abgelegt. Daß aber Richard überhaupt an solche Dinge denken konnte, bestürzte mich.

Ich kannte die ganze Geschichte der Judenverfolgungen. Wie Juden zwangsweise getauft wurden, und wie sie eher zu Tausenden ihre Kinder und dann sich selber töteten, als ihre Religion zu wechseln. Wie sie gezwungen wurden, katholischen Messen beizuwohnen, und sich die Ohren mit Wachs verstopften, um das zu vermeiden, was sie für Gotteslästerung hielten.

Was wir um uns herum sahen, war wenig ermutigend. Die orthodoxe Kirche war stark antisemitisch. Ebenso die lutherische. Die größte antisemitische Körperschaft des Landes nannte sich „Nationale christliche Verteidigungsliga“. Ihre Haupttätigkeit schien darin zu bestehen, Juden zu schlagen und jüdische Geschäfte zu verwüsten.

So vermochte ich nicht einzusehen, was Richard in Vergangenheit oder Gegenwart dazu hätte bewegen sollen, Christ zu werden. Niemand hatte mir jemals geschildert, was das Christentum wirklich war.

Richard genas langsam. Ich versuchte, mit ihm von dem schönen Leben zu sprechen, das unser wartete, sobald wir nach Bukarest zurückkehren würden. Er hingegen versuchte, mir von seiner Entdeckung des Neuen Testaments zu erzählen, in dem das Leben Christi geschildert wird. Früher hatten wir nicht daran gedacht, Kinder zu bekommen. Jetzt sprach Richard davon, wie wir sie erziehen sollten.

In dem Bergdorf, in dem Richard sich erholte, ereignete sich etwas Ungewöhnliches. Ein alter Mann, ein

Zimmermann, verbrachte den Tag mit uns. Als er vernahm, daß Richard Jude war, glänzten seine Augen vor Erregung. Er legte eine rauhe Hand auf Richards Arm und hielt eine kleine Rede: „Ich bat Gott, mir am Ende meines Lebens eine Gnade zu erweisen. Weil Christus Jude war, wollte ich ihm einen Juden bringen. Und da es hier keine gibt und ich das Dorf nicht verlassen kann, so mußte Gott mir einen senden. Und hier sind Sie jetzt als die Erhörung meines Gebetes!“

Richard war tief bewegt, ich aber verzagte. Ehe wir abreisten, übergab ihm der Zimmermann eine Bibel, wobei er sagte: „Meine Frau und ich haben viele Stunden über dieser Bibel gebetet und um Ihre Bekehrung gefleht.“

Richard las darin und las.

Ich wußte nicht, was tun. Ich war zutiefst niedergeschlagen. Wenige Außenstehende vermögen zu ahnen, wie tief anti-christliche Gefühle in einem Judenherzen verwurzelt zu sein vermögen. Zu den geschichtlichen Gründen kommen fast immer noch persönliche. Als Kind mußte ich auf dem Heimweg von der Schule an einer Straßenecke vorübergehen, an der mir zwei größere Mädchen auflauerten, um mich an den Haaren zu reißen, „weil du eine schmutzige kleine Jüdin bist“. Sie waren Christen. Es bedeutete einen besonderen Spaß für sie. Und dann, als ich älter wurde, setzten die Judenverfolgungen der Nazis in Deutschland ein. Man hörte nicht, daß viele deutsche Pfarrer gegen Hitler Stellung genommen hätten.

Richard legte mir dar, daß auch Jesus ein Opfer der Ungerechtigkeit war, aber ich empfand es als unerträglich, den verbotenen Namen aus seinem Munde zu hören.

„Ich brauche ihn nicht“, sagte ich. „Auch du brauchst ihn nicht. Es ist unnatürlich. Wir sind jüdisch — das ist eine andere Lebensart.“

Als er davon sprach, die Taufe empfangen zu wollen, verlor ich fast den Verstand. „Ich möchte lieber sterben, als dich Christ werden sehen. Es ist unnatürlich!“

Ich sagte, wenn er eine Religion brauchte, so könnte er seinen eigenen jüdischen Glauben praktizieren. Und vorübergehend tat er das auch. Er besuchte die Synagoge, aber sogar dort sprach er von Christus. Dann überredete er mich, eine Kirche von innen anzusehen. Ich fürchtete mich, war aber auch ein wenig neugierig.

Sie war voll Heiligenbilder, und er zeigte mir, daß die Hälfte der Heiligen Juden waren wie Jesus selber und seine heilige Mutter Maria. Die Gebote, die jedem Kind gelehrt wurden, waren jene des jüdischen Buches Moses. Die Psalmen waren die jüdischen Psalmen König Davids. Das Alte Testament enthielt zahllose Hinweise auf Christus.

„Man muß sich vergegenwärtigen“, sagte Richard, während wir den fremdartigen, gewölbten Raum durchschritten, „daß die christliche Religion einfach unser jüdischer Glaube ist, geöffnet für alle Völker der Erde.“

Wer machte es möglich, daß die Werte des Judentums, jüdische Moral und Weisheit, in der ganzen Welt vorherrschend werden konnten? Daß sie nach über zweitausend Jahren so viele hundert Millionen zu erreichen vermochten? Nur Christus vollbrachte dies. Dank seinem Wirken wurde das heilige Buch der Juden aus dem Hebräischen in tausend Sprachen und Mundarten übersetzt. Und nun wurde die Bibel sowohl von unwissenden Bauern als auch von den größten Gelehrten gelesen — von Pasteur, Einstein . . .

Auf diese Weise widerlegte Richard in vielen Nächten mit geduldiger Beweisführung meine Einwände. Ich las das Neue Testament. Ich bewunderte und liebte den Erlöser. Aber ich empfand Sympathie für Gandhi, der gesagt hatte: „Gebt mir vom Christentum Christus, und behaltet alles übrige.“ Ich wollte nichts mit seinen Be-

kennern zu tun haben, die mein Volk mißhandelt hatten.

Richard war damit nicht einverstanden. „Du kannst Jesus nicht anerkennen, ohne auch seine Jünger mit in Kauf zu nehmen. Er würde nicht ohne sie zu dir kommen. Und du kannst die Jünger nicht anerkennen, ohne wie Jesus sogar Judas einen Freund zu nennen.“

Allmählich wurden die Einwände meines Verstandes überwunden. Aber ich wußte, daß die gefühlsmäßigen immer noch bestanden. Sie wurden nicht schwächer, sondern stärker. Wenn auch mein Geist flüsterte: „Er hat recht“, so war doch mein Herz, mein ganzes Wesen, wie es die Erziehung geprägt hatte, in Aufruhr. Diese inneren Kämpfe dauerten noch wochenlang an.

Eines Abends kehrte Richard von einer Gebetsstunde in der anglikanischen Kirchenmission für Juden zurück. Er ergriff meine Hände und sagte, daß er „sein Herz Christus übergeben“ habe. Bald würde er sich taufen lassen.

Ich hatte mich für einen zähen, elastischen Charakter gehalten. Aber diese Nachricht war mehr, als ich zu ertragen vermochte. Ich schloß mich für Stunden allein in meinem Zimmer ein. Und ich beschloß, mir an dem Tage, an dem er getauft würde, das Leben zu nehmen.

Als dieser Tag kam und ich allein war, schloß ich meine Tür ab und warf mich zu Boden, gemartert von trockenem Schluchzen. Eine furchtbare Leere, eine den Winden preisgegebene Wüste dehnte sich in meinem Innern aus. In meiner Verzweiflung weinte ich laut. „Jesus, ich kann nicht zu dir kommen, ich will nicht, daß Richard einer der Deinen wird, ich ertrage es nicht länger!“

Die Stärke meines Aufschreis erschreckte mich. Während langer Zeit lag ich schluchzend da.

Und dann, langsam, wurde ich ruhiger.

Etwas hatte sich in mir verändert. Das Leben begann zurückzuströmen.

Als Richard von der Taufe, die in einer anderen Stadt erfolgt war, zurückkehrte, empfing ich ihn am Bahnhof mit Blumen. Er war so glücklich! Wir saßen bis spät in der Nacht zusammen und besprachen alles, was sich ereignet hatte. Ich erkannte nun, daß ich mich unter dem Einfluß einer geheimnisvollen Kraft allmählich mit dieser Veränderung abgefunden hatte, obwohl ich die ganze Zeit über der Meinung gewesen war, daß mein Geist sich dagegen auflehnt.

Aber wenn ich auch nachgegeben hatte, so war ich doch noch nicht darauf vorbereitet, mich eine Christin zu nennen. Ich war jung. Ich wollte auf Gesellschaften, auf Bälle und ins Kino gehen, nicht in Kirchen sitzen und Predigten anhören.

Um meine Stimmung zu heben, willigte Richard manchmal ein. Auf einer Gesellschaft, die wir an einem Sonntag besuchten, wurde mir plötzlich bewußt, daß ich mich nicht im geringsten vergnügte. Der Lärm, das Trinken, der Rauch und die Scherze wurden immer schlimmer. Alles an den geführten Gesprächen war entweder lästig oder ekelhaft. Meine Gedanken waren nicht länger dabei. Ich sagte zu Richard: „Wollen wir nicht gehen?“

Zu meiner Überraschung meinte er, es wäre unhöflich, so früh die Freunde zu verlassen. Meine Gemütsstimmung durchschauend, hielt er mich unter allen möglichen Vorwänden zurück. Bis mich das Ganze krank machte. Bis ich mich fast physisch unrein fühlte.

Als wir sehr spät heimkehrten, sagte ich stürmisch: „Richard, ich möchte sofort getauft werden!“

Er lächelte.

„Du hast lange gewartet. Laß es auf morgen.“

Am folgenden Tag nahm er mich zu seinen neuen

Freunden von der anglikanischen Mission mit, zu Pfarrer Adeny, einem heiligen Mann, und Pfarrer Ellison, der mir auch zu einer anderen Welt zu gehören schien. Beide hatten alles für ihr geistliches Amt aufgegeben, und durch sie lernte ich ein Christentum kennen, das Opfer und Selbstverleugnung bedeutete.

Ich überfloß von solcher Glückseligkeit, daß ich sie mit jemand teilen mußte. Am Tage nach meiner Taufe eilte ich zu einer Freundin, einem jüdischen Mädchen, ohne einen Augenblick daran zu zweifeln, daß sie auch schon gewonnen sei. Ich dachte bereits nicht mehr daran, was ich selber durchgemacht hatte! Aber je mehr ich ihr von der Wandlung meines Herzens erzählte, desto weniger wollte sie hören.

„So, nun habe ich dich also verloren!“ sagte sie und wandte sich weinend ab. Wir hatten einander so nahe gestanden.

Das war nur die erste Lektion.

Nach meiner Bekehrung bekam ich ein Kind. Wir hatten uns früher keine Kinder gewünscht, weil wir fürchteten, daß sie unser fröhliches Leben stören würden. Unser Sohn Mihai wurde im Jahre 1939 geboren. Schon hatten sich die dunkelsten Wolken über Rumänien gesammelt. Wir lagen im Machtbereich Hitlers und wußten, daß die Juden bald ausgerottet würden. So sprachen alle Vernunftsgründe dagegen, ein Kind in die Welt zu setzen. Aber wir bekamen Mihai. Wie glücklich sind wir heute, ihn zu haben!

Richards Mutter war fast so stolz wie wir selber. Schon am ersten Tag suchte sie alle Verwandten auf: „Das wahre Ebenbild von Richard und so intelligent!“

Richard sagte zu mir: „Er ist dunkel wie du und sehr schön. Aber er schreit nur. Wann wird er etwas Gescheites sagen?“

Wir waren so glücklich.

Schließlich war in der Zelle meine Geschichte zu Ende. Die Nacht war hereingebrochen. In der ganzen Zelle nahmen Streitigkeiten ihren unvermeidlichen Verlauf. Arme und gestikulierende Hände warfen ihren Schatten an die Decke. Der vollgepackte Raum dröhnte wie ein zorniges Bienenvolk, als die Frauen sich für die Nacht bereit machten.

Versprechungen

Männerstimmen erklangen im Korridor. Stiefel stampften zackig. Die große Tür ging auf.

„Aufstehen!“

Eine Abteilung Wärter marschierte herein, gefolgt von neuen Offizieren. Sie stellten sich in einem Halbkreis in der Zelle auf. Auf ihren sauberen, gutgebügelten Uniformen glitzerten Litzen. Ihnen gegenüber das Häufchen zerlumpter Frauen mit langen, fettigen Haaren. Niemand sprach. Die Offiziere starrten uns angewidert an. Einer hielt sich das Taschentuch vor die Nase. Dann marschierten sie wieder hinaus, ohne daß ein Wort gesprochen worden wäre. Die Tür krachte zu.

Wir waren zum ersten und letzten Mal in Jilava inspiziert worden.

Großer Lärm! Jedermann vertrat seine eigene Ansicht, was dies zu bedeuten hatte, denn im Gefängnis bedeutet es etwas, wenn drei statt zwei Bohnen in der Suppe sind.

„Fragt mich nicht, woher ich es weiß, meine Lieben“, sagte Viorica zu ihren Freundinnen. „Aber die Amerikaner haben Moskau ein Ultimatum gestellt! Ich habe es schon gestern gehört, glaubte aber nicht daran. Nun, das ist nur für eure Ohren bestimmt!“

Das „Geheimnis“ machte blitzschnell die Runde durch

die Zelle. Schwatzende Frauen wandelten auf ihren Schlafbänken die Geschichte endlos ab. Sie haben sich bereits frei und als Nationalheldinnen gefeiert. Die Amerikaner kamen! Wenn sie nicht schon eingetroffen waren.

Der Gedanke machte uns froh, bis die Tür zum zweitenmal aufflog.

„Kommt her, meine Damen, Rübensuppe!“

Noch bevor der dampfende Kessel eintraf, war sein Gestank wahrnehmbar. Aber manche der älteren Frauen erhoben sich nicht. Sie waren jetzt zu schwach dazu. Diese tödliche Diät bildete — was wir damals noch nicht wußten — einen Teil der Vorbereitungen für die Verschickung ins Arbeitslager. Die Schwachen verrieten sich dabei. Auch die „Inspektion“ gehörte zu den Vorbereitungsmaßnahmen. Unser Schicksal hatte sich ohne Amerika entschieden.

„Natürlich handelt es sich um Sklavenarbeit“, erklärte uns eine junge Lehrerin. „Aber am Kanal erhält man anderthalb Pfund Brot am Tag. Und Nudeln!“

Welch ein Segen! Jilava überströmte von Gerüchten. Jede Neue hatte etwas über die Wunder vom Kanal beizufügen. Das gewaltige Projekt, das Milliarden kosten sollte, war schon lange erörtert worden. Der Kanal würde die kahlen Ebenen des südlichen Rumänien über eine Strecke von vierzig Meilen durchqueren und die Donau mit dem Schwarzen Meer verbinden.

Millionen Tonnen Fels waren gesprengt worden. Zur Herstellung des Betons hatte man besondere Fabriken gebaut. Zu maßlosen Preisen waren bei der Sowjetunion die Betriebsanlagen gemietet worden. Ein Heer von Ingenieuren, Beamten, Direktoren arbeitete schon an der Verwirklichung des Planes. Ein neues Ministerium war geschaffen und die gesamte rumänische Wirtschaft auf den Kanal ausgerichtet worden.

In den Arbeitslagern, die dem projektierten Kanal

entlang angelegt wurden, dürfe man, so hieß es, sogar Pakete empfangen.

„Was würden Sie sich von zu Hause wünschen?“

„Schokolade!“

Schokolade war der Traum aller.

Warme Kleider und ärztliche Behandlung standen am Kanal frei zur Verfügung.

Aber noch besser als all das: am Kanal durfte man seine Kinder sehen und den Gatten — nicht nur während eines kurzen Besuchs, sondern den ganzen Tag über.

Wir glaubten das alles. Wir dachten an wenig anderes.

„Aber nicht jede wird das Recht haben zu gehen“, warnte Viorica. „Wie der politische Offizier mir kürzlich sagte: ‚In einer sozialistischen Gesellschaft bedeutet Arbeit ein Vorrecht, das nicht für Banditen bestimmt ist.‘“

Das Gedränge wurde in Jilava immer schlimmer. Zelle vier bot vierzig Personen Platz. An Weihnachten 1950 waren es achtzig. Man konnte sich nicht bewegen, ohne auf Körper zu treten. Und der Gestank!

Wir waren überglücklich, eines Morgens zu einem Bad befohlen zu werden. Aber dieses Glück war, wie alle Gefängnisvergnügungen, von kurzer Dauer. Von männlichen Wärtern gestoßen und gepufft, hasteten wir durch dunkle Gänge. Die plötzliche Leibesübung war zuviel für Frauen, die monatelang auf dem Rücken gelegen hatten, und viele brachen zusammen.

„Fünf Minuten! Fünf Minuten!“ bellte ein junger Leutnant mit einem Zigeunergesicht. „Ausziehen, duschen und wieder raus hier. Und kein Wort! Sonst werdet ihr alle bestraft.“

Unmittelbar darauf kreischte eine Frau und wandte sich an die hinter ihr stehende.

„Sie traten auf meine wunde Ferse!“

Eine Entschuldigung wurde gemurmelt.

„Sie wissen wohl nicht, wer ich bin?“

Wir wußten es alle: sie war eine der schlimmsten Denunziantinnen in der Zelle. Ruhig, obwohl atemlos von dem Laufen durch die Korridore, erwiderte die Schuldige — sie war fast siebzig —:

„Meine Liebe, ich weiß kaum, wer ich selbst bin. Wie sollte ich da wissen, wer Sie sind?“

Ein wahnsinniger Ton zerriß die Luft. Der Leutnant blies heftig auf einer Signalpfeife. Rot vor Zorn schrie er:

„Keine Dusche! Zurück in eure Zellen. Marsch!“

Und zurück ging's die dunklen Korridore, die nach Urin rochen. Wärter schlugen drein und fluchten.

In Zelle vier hörten wir Gebrüll aus dem angrenzenden Raum. Jemand verlangte Rache an der Denunziantin. Andere wollten die gebrechliche alte Dame bestraft wissen, die, wie es schien, die Frau eines ehemaligen Führers der Nationalen Bauernpartei war, eines der größten Demokraten des Landes. Arme Frau Mihalache! Sie spielte nur eine Zufallsrolle in diesem Theater.

Die Wahrheit stellte sich erst später heraus: die Duschen waren schadhaft, die Röhrenanlage geborsten. Von oben aber war der Befehl gekommen: Bäder! Wie sollte man so viele Frauen ohne Wasser waschen? Die Oberwärterin löste das Problem, indem sie die Denunziantin beauftragte, Unordnung zu stiften.

Frau Mihalaches treffende Antwort verbreitete sich durch das ganze Gefängnis. Wie konnten wir wissen, wer wir waren? Unsere Familien, unser Besitz, selbst unsere Identität waren uns weggenommen worden. Weiß eine Raupe, daß sie ein Schmetterling werden soll? Vielleicht befanden sich in Zelle vier, in Leid eingesponnen wie Seidenraupen, künftige Heilige.

Am anderen Tag kam Unteroffizier Georgescu mit

einem Blatt Papier in der Hand herein. „Jede, die auf dieser Liste steht, muß sofort zum Weggehen bereit sein!“

Erwartungsvolles Schweigen.

„Dürfen wir wissen, wer auf der Liste steht?“ wagte Frau Gavrioiu zu fragen.

„Sie haben mir keine Befehle zu erteilen!“ Sie packte Frau Gavrioiu drohend am Kleid. „Hier!“ Sie schob ihr das Verzeichnis zu. „Lesen Sie es ihnen vor. Ihr macht mich alle krank!“

Georgescu hatte Schwierigkeiten mit dem Lesen, und das Verzeichnis war handgeschrieben.

Die Namen wurden heruntergelesen, und die Gruppe verließ die Zelle. Gründe für die Abreise wurden nicht angegeben, und nur wenige glaubten jetzt, sie dürften heimgehen. Aber nichts konnte schlimmer sein als Jilava!

Neidisch sahen wir sie fortgehen. Diejenigen, die uns verließen, hatten ihrerseits Mitleid mit uns und verschenkten kostbare Habseligkeiten.

„Möchten Sie dieses Taschentuch, Sabine? Ich fürchte, es ist nicht besonders sauber.“ Frau Ioanid bot mir das Tuch an, das ihr als Waschlappen, Tischdecke und vieles andere gedient hatte.

Die Nonne Veronica gab mir ein langes, gefältetes Kleid. „Nehmen Sie es, nehmen Sie es!“ bat sie. „Ich besitze noch eines, und draußen müssen zehn Grad Kälte herrschen.“

Ich nahm es. Es schleifte am Boden, aber es wärmte meine Beine. Schwester Veronica küßte mich fröhlich und eilte davon, vielleicht in den Tod.

Und ich wartete Tag für Tag darauf, daß mein Name aufgerufen würde.

Ich entsinne mich des 6. Januar 1951. Ich lag auf meiner Schlafstelle, den Kopf voll Erinnerungen, denn es war Mihais Geburtstag. Richard hatte vor der Geburt

bestimmt, daß es ein Sohn sein, und sogar, wann er ankommen würde. Eines Abends hatte er gesagt: „Genug ist genug. Wenn er bis neun Uhr nicht erscheint, werde ich eine Autodroschke bestellen und dich ins Spital bringen.“ — „Aber ich habe keine Wehen.“ — „In dieser Familie bestimme ich, wann du Wehen hast!“ So brachte er mich ins Spital, und als er am nächsten Morgen zurückkam, hatte er für einen Sohn zu sorgen.

Nach einer schwierigen Geburt lag ich in der chirurgischen Abteilung. „Wie wär's mit einem zweiten?“ fragte er. „Ich hätte gern zwei. Aber schneller diesmal.“ Ich lächelte und sagte: „Bedauere, aber das geht nicht.“ Wie glücklich waren wir damals. Jetzt zählte Mihai elf Jahre.

An diesem Tag stand mein Name auf der Liste.

Ich verließ Zelle vier und wartete im Korridor. Mein leichter Sommermantel wurde mir zurückgegeben. Georgescu und die Wärterinnen waren auf höchst komische Art höflich zu uns wartenden Frauen. Sie wußten ebensowenig wie wir selber, was mit uns geschehen sollte. Und vielleicht würden wir einander unter anderen Bedingungen wieder begegnen. Die Amerikaner konnten immer noch kommen!

Den ganzen Tag standen wir herum und froren schrecklich. Frauen aus anderen Zellen gesellten sich zu uns. Zuletzt kletterten wir in Lastwagen, die nach Ghencea fuhren, einem Durchgangslager in der Nähe von Bukarest.

Ich sah Baracken, in denen Männer und Frauen arbeiteten. Wir wurden über steinharten Boden geführt. Über uns die winterlichen Sterne. Welch ein Himmel! Nach so vielen Monaten unter der Erde in Jilava konnte ich hinaufblicken und den Mond zwischen kleinen Wolken segeln sehen. Der Freund der Liebenden! Wie oft mußte er sein Gesicht verbergen, in den alten Tagen, wenn Richard mich auf der Straße küßte!

Ghencea war eine alte Kaserne der Deutschen, ein großes, stacheldrahtumzäuntes Areal, auf dem verfallene Holzhütten mit Feldlatrinen standen. Die Disziplin war locker. Man konnte durch eine Tür eintreten und ungehindert mit den Leuten einer anderen Hütte reden. Für kurze Zeit vergaßen wir unser Elend. Durch die klare, frostige Luft ertönten Begrüßungsrufe.

„Freigelassen?“ rief ein schwächtiges Mädchen mit dunklen Augen, als es das hoffnungsvolle Geplauder von Neuankömmlingen hörte. „Was fällt euch ein! Dies hier ist der Abgangsort für den Kanal. Ihr werdet in einigen Tagen abtransportiert werden.“

Wir hörten hier noch mehr Kanalnachrichten. Arbeitslager und Dörfer schossen wie Pilze entlang der geplanten Route aus der Erde. Ein neuer Seehafen sollte an der Schwarzmeerküste in der Nähe von Tasaul entstehen. Dazu mußte auch das ganze Karasu-Tal entwässert werden.

Am dritten Tag wurde ich vor den Kommandanten, Hauptmann Zaharia Ion, geführt, der seit den zwanziger Jahren Parteimitglied war. Die prunkvolle Uniform hing lose um seinen ausgemergelten Körper. Ich mußte verblüfft dreingeschaut haben. Er lächelte. Sein Kopf erinnerte an einen Totenschädel.

„Wissen Sie, warum ich so aussehe?“ fragte er. „Weil ich im Gefängnis hungerte unter der Herrschaft der Bourgeoisie! Leuten wie Sie!“

Ich erwiderte, ich bedauere, wenn er ungerechterweise eingekerkert gewesen sei. „Aber ich gehöre nicht zur Bourgeoisie.“

Er sah mich nachdenklich an.

„Ich will Ihnen ein Angebot machen.“ Statt am Kanal zu arbeiten, hätte ich als bevorrechtete Gefangene verhältnismäßig bequem in Ghencea bleiben können. Ich hätte ihm nur von Zeit zu Zeit vertrauliche Berichte über die Gefangenen erstatten müssen.

„Danke“, sagte ich, „aber Sie können in der Bibel von zwei Verrätern lesen. Der eine verriet König David und der andere Jesus. Beide erhängten sich. Ich wünsche kein solches Ende zu erleiden und will deshalb nicht Spitzel werden.“

„Dann werden Sie die Freiheit nie wiedersehen.“

Was Hauptmann Zaharia Ion anbetrifft, so war keiner seiner „bourgeois“ Verfolger so gnadenlos gewesen wie seine kommunistischen Genossen sich ihm gegenüber erwiesen. Sie verhafteten ihn nämlich später unter falschen Anschuldigungen, und er ist im Gefängnis gestorben. Inzwischen wurde er „rehabilitiert“. Wird dies seine Seele trösten, an die weder er noch seine brutalen Herren glaubten?

Auf einem Verschiebebahnhof nahe bei Bukarest bestiegen wir endlich einen Zug, der uns zum Kanal fahren sollte. Der lange, schwarze Gefängniswagen („Duba“) war nicht nur mit „politischen“ Gefangenen, sondern mit Dieben, Landstreichern und Zigeunern angefüllt. Von übellaunigen Wärtern wurden wir durch die Schiebetüren gestoßen. Dann saßen wir im Halbdunkel und warteten auf die Abfahrt. Durch kleine, vergitterte Fenster hoch oben fiel etwas Licht ein. Zuletzt knarrten wir langsam südwärts.

Einmal konnte ich einen flüchtigen Blick auf eine Wasserfläche werfen. Von dichtem grünem Gras bewachsene Flußufer. Ich dachte an den Pruth, der nahe meiner Heimatstadt vorüberfließt. In den Wäldern hatten wir Erdbeeren gesammelt, die wir mit Rahm und Zucker verzehrten.

Viele Stunden später hielt der Zug an, und wir taumelten hinaus, müde und mit schmerzenden Gliedern: Auf einer Tafel am Bahnsteig stand Cernavoda, der Name einer kleinen Stadt an der Donau. Das Lager war meilenweit entfernt. Wir begannen, durch die schwarze Winternacht zu marschieren. Schließlich

durchschritten wir Torflügel, die mit Stacheldraht bespannt waren und von großen Wachttürmen überragt wurden. Scheinwerfer bestrichen Reihen gleichförmiger Hütten.

Der Kanal

Als unsere Gruppe eine der Hütten am Ende der Reihen betrat, rief die darin versammelte Menge zur Begrüßung:

„Valea, gute alte Valea!“

Sie rannte voraus und wurde umarmt.

Valea war ein etwa sechszwanzigjähriges Zigeunermädchen und eine vollendete Diebin. Viele Zigeuner stahlen, aber Valeas Erfolge waren berühmt. Sie wurde unter die Fittiche der Anführerin der Zigeuner genommen, einer älteren Frau mit einer hübsch geschwungenen Nase und einer Unmenge pechschwarzer Haare. Sie verschafften ihr ein Bett, verpflegten sie und schwatzten wie Stare.

Ich kannte niemand, und niemand kannte mich oder sah mich auch nur an. Es war am späten Sonnabend, und sie räkelten nach des Tages Arbeit herum. Ich suchte einen Platz, aber es gab bereits zu wenig Betten für die vielen Gefangenen. So ließ ich mich am Boden nieder, und sofort begann eine Frau, die neben mir auf einem Bett lag, mir von ihrer Tochter zu erzählen. Sie wußte nicht, ob das Mädchen auch verhaftet oder einfach aus der Wohnung hinausgeworfen worden war.

„Die große Sache hier ist, daß wir auf einen Vorbitor (Erlaubnis zum Empfang von Verwandtenbesuchen) hoffen können. Wir dürfen sie sogar bitten, uns Kleider zu bringen.“

Diese Neuigkeit, der Gedanke, Mihai zu sehen, hielt mich die ganze Nacht über wach. Ich mußte nachdenken und grübeln. Gegen Morgen schlummerte ich ein wenig und erwachte mit Herzklopfen. Etwas raschelte und quiekte im Dunkeln.

„Biest!“ keuchte eine Frau neben mir. „Sie ist auf mein Bett gesprungen!“

Jetzt erkannte ich den scharfen tierischen Geruch. Ratten!

Eine gebildete Stimme etwas weiter vorn sagte mild: „Wirklich, die Ratten haben mehr Grund, uns als Ärgernis zu betrachten als wir sie. Sie wohnten schon länger hier. Schon seit Generationen.“

Eine andere sagte fröhlich: „Sie sollten etwas Brot für sie auf die Seite legen. Das hält sie vom Beißen ab.“

Nachdem ich die Nacht am Boden zugebracht hatte, hoffte ich, am Sonntagmorgen ausruhen zu können und Gelegenheit zu finden, mich zu waschen und die Kleider auszubessern. Es war eine vergebliche Hoffnung.

Die Frauenabteilung des Lagers wurde von einer Gefangenen geleitet, die ein langes Vorstrafenregister besaß. Die herrschsüchtige Rina war von der Lagerkommandantin auserkoren worden, weil sie die politischen Häftlinge haßte. Während die gemeinen Verbrecherinnen herumlungerten, krochen die politischen Gefangenen auf den Knien herum und scheuerten die Böden.

„Alle Neuen sammeln sich draußen, um ins Badehaus zu gehen“, schrie sie.

Wir stellten uns in Reih und Glied auf und marschierten, bewacht von bewaffneten Wärtern, über den gefrorenen Boden davon.

Neben den gebildeten Frauen und guterzogenen Mädchen gab es eine Handvoll Prostituierte. Sie quietschten und kreischten und gaben ihr Bestes an Zoten.

Die Wärter lachten und stampften in ihren Stiefeln vorwärts. Rina hatte sich ein buntes Halstuch um den Kopf geschlungen. Daraus sah ihre kleine Nase wie die Schnauze eines Schweines hervor, während sie die Gefangenen gackernd zur Eile antrieb.

Die Welt begann sich zu drehen. Der nasse Beton-

boden hob sich empor und stieß mich. Die Anstrengungen der Reise, der Hunger und die Schande wirkten zusammen, so daß ich ohnmächtig wurde. Ich wurde zur Hütte zurückgetragen und auf ein Bett gelegt.

Nun geschah etwas Seltsames. Man warf mir eine Jacke und ein Hemd aus schmutziggrauer Sackleinwand mit weißen Streifen zu. Meine Strümpfe waren voll Löcher. Aber ich trug immer noch das lange, gefältelte Kleid, das ich in Jilava von der Nonne erhalten hatte. Mit meinen schwarzen Haaren und jüdischen Gesichtszügen mußte ich ein fremdartiges Aussehen haben.

Die politischen Häftlinge betrachteten mich und wurden sich einig, daß ich nicht eine von ihnen sei. So folgerten die Zigeuner, daß ich zu ihnen gehöre.

„Ich versichere euch, daß ich nicht eine von den euren bin. Ich verstehe eure Sprache nicht.“

Die alte Frau mit der gebogenen Nase klopfte mir weise auf den Arm. „Wir wissen, meine Liebe. Wir wissen.“ Sie waren überzeugt, daß ich aus bestimmten persönlichen Gründen versuchte, meine Rasse zu verheimlichen. Von da an war ich in Cernavoda ein Adoptivkind der Zigeuner.

Wo immer sie sind, führen die Zigeuner ihr eigenes Leben. In Osteuropa war Rumänien ihr bevorzugtes Land. Sie streiften mit ihren Wagenkarawanen herum, die Männer mit langem, geöltem Haar, die Frauen in knöchellangen Kleidern und reichen Unterröcken. Sie waren auffallend schön, und viele von ihnen stahlen alles, was ihnen in die Hände kam.

Die Kommunisten schickten Tausende in die Gefängnisse oder in Arbeitslager, wo sie fortführen zu stehlen. Es war unmöglich, ein altes Kleidungsstück oder auch nur einen Lumpen aufzuhängen. Alles, alles verschwand unter jenen umfangreichen Unterröcken.

Fast allein unter den politischen Gefangenen am Kanal, entbehrte ich doch nichts.

Richard und ich hatten den Zigeunern geholfen, wenn sie bei Kriegsende aus den Nazi-Lagern zurückkehrten. Jetzt wurde mir vergolten.

Sie sagten, ich würde mit Mann und Kind wieder vereint werden, viele Länder und Meere bereisen und mein Glück finden. Ich dachte indessen nicht, daß ich fünfzehn Jahre darauf würde warten müssen.

Sie machten gute Geschäfte mit ihren Auskünften. Die Frauen waren bereit, ihr Brot herzugeben, um nur hören zu dürfen, daß sie bald freigelassen würden und daß es ihren Familien gut ergehe. Die Zigeuner besaßen keine Karten, bedienten sich jedoch zur Voraussage der Zukunft eines noch weit älteren Mittels, das bis auf die Zeiten Timurs und Dschingis Khans zurückgehen mochte. Sie streuten Körner auf den Boden und lasen aus den Mustern, die sich dabei bildeten, die wunderbarsten Zukunftshoffnungen.

Als Nomaden waren die Zigeuner überall zu Hause. Sogar im Gefängnis bildeten sie gleichsam eine große Familie. Später, als wir Postkarten an Verwandte senden durften, war ich ihr Schreiber — keine konnte lesen oder schreiben —, und jede Botschaft mußte mit den Worten beginnen: „Dem ganzen Zigeunervolk unseren Gruß!“

Zuweilen gab es wilden Streit unter ihnen — es ist nicht bloß eine Legende, daß Zigeunerfrauen manchmal ihre Säuglinge als Keulen benutzen, um sich gegenseitig zu schlagen, und damit nicht aufhören, bis die Kinder tot sind. Dann kam es wieder vor, daß sie wild herumtanzten und sangen, um zu vergessen, wo sie waren.

Mit der Zeit lernte ich alle in der Hütte kennen, auch die Straßenmädchen. Einige besaßen einen wunderbaren Charakter und taten, sobald sie den Ruf Jesu vernommen hatten, ihr Bestes, um sich aus dem Schmutz herauszuarbeiten, in den sie das Leben geworfen hatte.

Am folgenden Tag verließen wir frühmorgens das Lager. Vom Schwarzen Meer her blies ein kalter Wind über die Ebene. Die Wärter rieben sich, während wir auf den Abmarsch warteten, finster und grollend über die Trennung von ihren warmen Betten, die Hände. Sobald wir uns in Bewegung setzten, machten sie ihren Gefühlen mit Schlägen und Flüchen Luft.

Am Tor unter den eisernen Wachttürmen rief der Anführer: „Ausmarsch mit zweitausend Verbrechern und Gegenrevolutionären!“ Oder wie hoch die Zahl an dem betreffenden Tag gerade sein mochte.

Der bittere Wind schlug uns ins Gesicht und zerrte an unseren Kleidern. Die Kolonne schien endlos. Ich blickte nach vorn und sah nichts als Gefangene in Reih und Glied und bewaffnete Wärter, die neben ihnen herstapften. Manchmal blickte ich zurück, was verboten war, und sah die Kolonne sich in der Ferne verlieren. Sie glich einem einzigen, ungeheuren Tier, einer Einheit, die ihr eigenes Leben hatte. Ein blindes, hoffnungsloses Tier, die Summe all dieser Körper und Arme und Beine, ohne anderen Lebenszweck, als sich abzuschinden, bis es starb. Ich dachte an die Sklaven vergangener Zeiten. An meine Vorfahren in Ägypten, welche die Bauwerke der Pharaonen errichteten.

Wir bauten einen Damm, Männer und Frauen gemeinsam.

Ich hatte einen Schubkarren mit Erde zu füllen. Jedesmal, sobald der Karren aufgefüllt war, mußte ihn ein männlicher Gefangener etwa zweihundert Meter weit schieben, dann den steilen Hang zum oberen Rand des Dammes hinaufstoßen. Dort leerte er die Erde aus und rannte zu mir zurück, um neue zu holen. Die Arbeit der Männer war härter als die unsrige, aber nach einigen wenigen Wagenladungen wankte ich stets, wenn ich versuchte, die schwere Schaufel mit der Erde über den Karrenrand zu heben.

Jeder Gruppe stand eine „Abteilungsleiterin“ mit mehreren Gehilfinnen vor, die feststellen mußten, wieviel Arbeit wir zu leisten vermochten. Die verlangte „Norm“ mochte etwa acht Kubikmeter am Tag betragen. Wenn wir unter ungeheuren Anstrengungen dieses Ziel erreichten, so wurde die Norm am folgenden Tag um entsprechend viele Karrenladungen erhöht. Erfüllten wir sie nicht, so wurden wir bestraft.

Die „Abteilungsleiterinnen“ waren verlässliche Gefangene. Sie erhielten Sonderrationen — sogar einen kleinen Lohn. Und rührten nie einen Finger. Sie besaßen Macht über Leben und Tod. Rina übte die ihre restlos aus.

Sprechen war, wie jede andere Art menschlicher Beziehungnahme, verboten. Aber ich wagte es, beim Füllen des Karrens einige tröstliche Bibelworte an meinen Arbeitskameraden zu richten. Er war bestürzt — ein Mann mittleren Alters, von bäurischem Aussehen. Dann ergriff er seinen Schubkarren und wankte davon. Ein anderer Mann kam heran, ein anderer Karren. Dann wieder einer. Und wieder einer.

Der vierte schließlich sagte zu mir: „Graf Rakosi dankt Ihnen für Ihre wunderbaren Worte und möchte wissen, wer Sie sind.“

Der „Bauer“ war ein ungarischer Aristokrat aus Siebenbürgen, einer dicht mit Ungarn besiedelten rumänischen Provinz, die während vieler Jahrhunderte unter habsburgischer Herrschaft stand. Ich war so überrascht, daß ich meine Schaufel einen Augenblick in der Erde stecken ließ.

„Vorwärts! Wach auf!“ Es war Rina, die, etwa zwanzig Meter entfernt, mir zurief. „Willst du eine Nacht in den Karzer?“

Ich begann aus Leibeskräften zu schaufeln. Der Mann hob seinen Karren auf und trottete von dannen.

Karzer war ein Wort, das einem das Blut in den

Adern erstarren ließ. Ein zwei Meter hoher und 75 Zentimeter breiter Kasten, die übliche Strafzelle in den Arbeitslagern. Nach der Tagesarbeit mußte man die ganze Nacht über aufrecht darin stehen. Am folgenden Tag kehrte man an die Arbeit zurück, und wenn man diese infolge der Übermüdung zu langsam verrichtete, lief man Gefahr, eine zweite Nacht in den Karzer zu wandern.

Zu Mittag erhielten wir ein Pfund Brot und etwas Hafersuppe. Es war besser als in Jilava, sprach aber den Hoffnungen, die wir uns gemacht hatten, Hohn. Mit dieser Verpflegung mußten wir den ganzen Tag auskommen.

Wenn ich unsere abgezehrte Mannschaft betrachtete, verstand ich, warum ich einen Grafen nicht hatte erkennen können. Es war schwierig, die Leute voneinander zu unterscheiden. Jeder trug geflickte, zerlumpte Kleidung. Jeder hatte den gleichen leeren Gesichtsausdruck, der höchstens dann und wann einer Miene der Angst wich.

Und doch befanden sich darunter bedeutende Akademiker, Verleger, Priester, Geschäftsleute und hohe Beamte. Unmöglich, sie jetzt von den Einbrechern, Kupplern und Taschendieben zu unterscheiden, die neben ihnen arbeiteten.

Wir plagten uns weitere vier Stunden ab. Es dämmerte, wir schlossen uns wieder zu dem langen Zug zusammen, um zum Lager zurückzukehren. Unterwegs brachen mehrere Gefangene zusammen. Einer fiel gerade neben mir um. Ohne ein Wort zu sagen, hoben stärkere Männer ihn auf, legten seine Arme um ihre Schultern und schritten weiter. Eine alte Frau wurde Huckepack getragen, ihre Beine in völlig durchlöchernten Strümpfen waren steif ausgestreckt. An der Kolonnenspitze gab es ein kurzes Durcheinander. Ein Mann war gestürzt und konnte nicht wieder belebt werden. Er

wurde an den Straßenrand gezogen und im Dämmerdunkel auf die Schultern dreier murrender Schatten gehoben. Unaufhörlich wehte der Wind.

Am Lagereingang rief der Kolonnenführer: „Mit zweitausend Banditen zurück!“

Es war dunkel. Im Westen glühte der Himmel noch rötlich.

„Erfrischende Brise!“ rief, in seinen Mantel gehüllt, fröhlich ein Wärter.

Ich war bis aufs Mark durchfrozen. Meine Hände hatten Blasen bekommen. Jeder Muskel schmerzte, und mein Kopf schien jemand anderem zu gehören. Morgen würde ich eine schwere Erkältung haben.

Und jetzt mußten wir warten, eine dunkle Herde, die sich im Winde zusammendrängte, während die Kolonnenspitze sich durch das Eingangstor schob. Andere Kolonnen, von anderen Arbeitsplätzen kommend, waren ebenfalls beim Eingang eingetroffen und verursachten große Verzögerungen.

Als wir uns endlich in der Hütte befanden, brach ein Streit aus. Eines der Straßenmädchen hatte entdeckt, daß ihr irgend etwas, das sie unter der Matratze verborgen hatte, abhanden gekommen war.

„Diebische Zigeuner“, schrie sie, „ich bin eine Hure, aber ich lasse wenigstens meine Hände von anderer Leute Sachen!“

Das gab Anlaß zu einer Antwort von seiten Tanias, eines Zigeunermädchens, das meinte: „Ich habe vielleicht gestohlen, aber ich schlief nie mit jemand anderem als meinem eigenen Mann.“

Lisa, eine Moldauerin, kreischte: „Wer ist das? Dein Bruder?“ Und kicherte über ihren eigenen traurigen Scherz. Bei den Zigeunern schlief oft alles im gleichen Raum: Mann, Frau, Mutter, Schwiegermutter, Schwiegertochter. Oft auch im gleichen Bett.

Aber Lisa war eine Mörderin. Sie hatte aus Eifersucht

ihren Mann, der ein Schürzenjäger war, mit einem Gewehr erschossen.

„Gib mir keinen Verhaltensunterricht!“ schrie Tania, „wenn ich will, kann ich zurückgeben, was ich genommen habe. Aber du hast einem Mann das Leben genommen, kannst du das etwa zurückgeben?“

Ich versuchte, vor diesem hochmoralischen Disput die Ohren zu verschließen. Nach weiteren gegenseitigen Anwürfen stapfte Tania in die Diebesecke zurück, wo sie mit Jubel empfangen wurde, was sie mit Grinsen quittierte.

Die große, hübsche Tania mit dem glänzend schwarzen Haar wurde von ihren Kolleginnen höchlich geachtet und auch gefürchtet. Die Abenteuer, die sie mit so großem Vergnügen erzählte, hatten ihr den Namen Tania Schwarzhand eingetragen. Jeder, der sie beleidigte, lief Gefahr, aus dem Kreis ausgeschlossen zu werden. Jeder, der sie betrog, mußte damit rechnen, eine Nacht im Karzer zu verbringen, denn Tania war nicht darüber erhaben, die Wärterinnen auf irgendein wirkliches oder erfundenes Vergehen hinzuweisen, um sich an einem Feind zu rächen. Gegenüber Freunden war sie von unerschütterlicher und rührender Treue. Und sie war stolz auf ihre Geschicklichkeit. Ihre lärmende Erzählung, wie sie ein Kleidergeschäft halb ausgeräumt hatte, verursachte bei den jüngeren Mädchen Lachkrämpfe. Sie wählte die schlausten unter ihnen aus, um ihnen Privatunterricht zu geben, und bewies dabei gute Menschenkenntnis.

Die Mädchen hegten eine fast mystische Bewunderung für ihr Können. Sie erzählten, Tania lese immer „Bücher und solches Zeug“, wenn sie nicht im Gefängnis sitze. Einmal sei sie in Abwesenheit der Eigentümer in ein Haus eingebrochen und habe sich im Bücherzimmer befunden. Sie habe zu lesen begonnen und sei von der Lektüre ganz in Anspruch genommen worden,

zuletzt aber ermüdet und mit einem Buch in der Hand eingeschlafen. Die Eigentümer hätten sie bei der Rückkehr aus dem Theater so angetroffen. Tania gab nicht zu, belesen zu sein. Sie befürchtete, damit ihrem Ruf zu schaden.

Man lernte rasch zwischen Dieben, Prostituierten, Gangsterbräuten usw. unterscheiden. Die Begehung der immer gleichen Sünden während Jahren hinterließ tiefe Spuren in ihren Seelen. An der Art, wie sie sich ausdrückten und benahmen, konnte man, ohne Fragen zu stellen, sofort erkennen, mit wem man es zu tun hatte. Aber Tania war frei von solchen Bindungen. Sie entbehrte nicht eines gewissen Adels.

Zu mir sagte sie scherzend: „Glauben Sie nicht, daß wir Diebe keine Moral besäßen. Aus moralischen Gründen bin ich entschieden gegen jeden Diebstahl, der von einer anderen Bande als der meinen begangen wird.“

Ich versuchte, vorsichtig an ihr Herz zu rühren. Es lag mir daran, sie besser zu verstehen. Ich fragte sie, ob sie, da doch so viele Juden und andere Flüchtlinge Rumänien verließen, nicht auch wünsche, außer Landes zu gehen.

„Zur Hölle damit!“ Sie sah mich verachtungsvoll an. „Alles, was ich will, ist, aus diesem Schutthaufen herauskommen und mit meinem Freund zusammen sein. Ihn konnten sie nicht erwischen! Ich werde diesen sogenannten Kommunisten zeigen, wozu wir fähig sind.“ Ohne jede Zurückhaltung schwatzte sie über die Unterwelt-Abenteuer dieses Prachtkerls, über sein Aussehen und sein Können.

Wie stand es mit ihren Eltern?

„Oh, meine Eltern!“ Als ob sie von abgenützten Möbelstücken spräche. „Sie sind ein unnützes Paar. Meine Mutter sah als Mädchen gut aus und hatte deshalb auch Männer. Dann bekam sie mich. Und Vater: wer er auch immer gewesen ist, er ist tot! Sie ging

schließlich mit einem Trunkenbold, der sie jede Nacht verprügelte. Und hatte noch eine Menge Kinder.

Tania würzte ihre Reden mit so vielen Zoten, daß man sie nach einiger Zeit gar nicht mehr hörte. Man wurde gleichsam eine verdorbene Sprache gewöhnt. Sie tat mir leid. Ich sehnte mich danach, auch nur eine Saite ihrer Seele berühren und einen Widerhall wecken zu können. Es war mir verhaßt zu sehen, wie sie andere ohne Spur von Reue verdarb.

Wie es sich herausstellte, war der große Geliebte ihr Schwager. Die Prostituierte hatte mit ihrer Stichelei nicht weit danebengetroffen. Sie hatte mit sechs anderen das gleiche Zimmer, und mit ihrer Schwester und deren Mann das gleiche Bett teilen müssen. So war es geschehen. Sie war zwölf damals. Vom fünften Jahr an hatte man sie stehlen gelehrt.

Ein andermal brach es aus ihr heraus:

„Ja, ich weiß — du sollst nicht stehlen! Das sagte die Polizei, als sie mich schlugen, die Soundsos. Ich sagte ihnen: „Ihr seid die Soundso-Diebe. Ihr habt das ganze Land ausgequetscht, jedes Haus, das ganze Soundso-Land. Ihr wollt mich lehren, was ich tun soll? Und dabei sitzt ihr auf eurem Fett in euren gepolsterten Büros. Ihr solltet versuchen, summers und winters unter den Brücken von Bukarest zu schlafen und dann zu mir kommen und von mir fordern, daß ich nicht stehle!“ Sie lachte rauh. „Oh, sie verdroschen mich. Ich verlor alle meine Vorderzähne. Jetzt habe ich dieses Gebiß bekommen.“ Sie nahm es heraus und zeigte es mir.

Ihre Augen blitzten. Einige ihrer Bewunderer, die sich um sie versammelt hatten, nickten zustimmend.

„Tania, du bist wunderbar. Ich hätte nie die Nerven dazu gehabt“, sagte Ioana, ein flaumiges junges Mädchen, das die Freundin eines Bukarester Gangsters gewesen war. Er hatte sie fallenlassen, als die Polizei kam, und befand sich nun in Paris in Sicherheit.

Die anderen Mädchen erwarteten meine Zustimmung.

„Du hast großen Mut, Tania. Mit deiner Energie und Klugheit könntest du viel besser für dich sorgen. Daß deine Eltern Versager waren, bedeutet nicht, daß auch du einer sein mußt. Viele große Männer und Frauen hatten untaugliche Eltern oder wuchsen als Waisen auf. Wenn du deinen Gedanken den rechten Weg weisen würdest, könntest du vielleicht auch Größe erlangen.“

„Ich berühmt! Was sollte ich tun?“ Sie nannte einige profane Möglichkeiten. „Verderben Sie mich nicht. Ich liebe das Stehlen. Es ist mein Leben, es ist das, wofür ich geboren bin!“

Ich wagte ein Beispiel anzuführen. „Ein sehr großer Mann hat sein Leben als Schwindler und Erpresser begonnen. Er hieß Matthäus. Aber als er dem Herrn begegnete, war er so bewegt, so entzückt von seiner Güte, daß er alles, was er besaß, aufgab und der Jünger Matthäus wurde. Der Dieb wurde zum Heiligen. Ihm wurde vergeben, und er wird geliebt auf der ganzen Welt bis zum heutigen Tag. Ein Märtyrer der Kirche, der Verfasser des Evangeliums, das auf der ganzen Welt gelesen wird.“

„Jünger, Heiliger, Märtyrer! Woher nimmst sie alle diese Wörter?“ spottete Tania.

Die Kluft zwischen Verbrechern und politischen Gefangenen (alle aus religiösen Gründen Verhafteten wurden zu den politischen Gefangenen gezählt) wurde nicht häufig überbrückt. Als Normprüfer oder Zimmerchef wurden immer Frauen gewählt, die sich gemeiner Vergehen schuldig gemacht hatten. Sie machten allen Angehörigen der früheren Mittel- und Oberschicht das Leben zur Hölle. Die Diebinnen sprachen sie sarkastisch als „gnädige Frau“ an und fanden hundert Wege, um sich zu rächen. Die politischen Gefangenen wünschten und versuchten nie, mit diesen Nachbarn in Verbindung

zu treten. Ich stand ungefähr in der Mitte zwischen den beiden Gruppen, eine Zigeuner-Juden-Christin, die mit Liebe zu den schlimmsten Verbrecherinnen in der Hütte sprach und vornehmen Damen ihre Sünden vorhielt — natürlich erntete ich von mancher Seite böse Blicke.

Cernavoda war voll berühmter Namen. Über ihre Tätigkeit hätte sich eine beißende Gesellschaftschronik führen lassen. In der dritten Person vielleicht. „Beim Schlangestehen vor der Latrine bemerkte die Bericht-erstatteerin die ungarische Gräfin X. im Gespräch mit der ehemaligen Hofdame Baronin Y. Sie unterhielten sich über das neueste Gerücht, wonach sämtliche Gräber sozial unwürdiger Personen geöffnet und Gold und Juwelen zum Wohl des Staates daraus entfernt werden sollen.“

Welch seltsame Begegnungen haben wir gesehen!

Eine Arbeitsgruppe bestand aus Frauen von Faschisten. Sie wurde von Frau Codreanu, der Gattin des Führers der Eisernen Garde, geleitet, der dazu beigetragen hatte, daß Rumänien sich mit den Nazis verbündete. In einem Buch hatte er damit geprahlt, nie einem Juden die Hand geschüttelt und nie ein jüdisches Geschäft betreten zu haben.

Nun verrichtete Frau Codreanu neben Jüdinnen Sklavenarbeit für die Kommunisten. Aber ihr Vorurteil war geblieben.

„Dieser Verbrecher Churchill!“ wütete sie, „ein Zionist, ein Handlanger der Juden! Und Roosevelt, sicher selber ein Jude! Ihnen haben wir es zu verdanken, daß wir hier sind.“

Die Wärterinnen waren gegen diese Frauen grausam. Mitgefangene griffen sie an. Aber sie besaßen Mut. Weil ich ihnen Verständnis und Liebe entgegenzubringen versuchte, wandte sich eine mit den Worten an mich:

„Meine Freundinnen und ich haben beschlossen,

daß Sie, meine Liebe, sowie Ihre Familie verschont werden sollen, sobald alle rumänischen Juden ausgemerzt werden.“

Sie war überrascht, daß ich diese Nachricht nicht mit Begeisterung aufnahm.

Die Frauen anderer Politiker und solche, die selber politisch tätig gewesen waren, führten lange Gespräche darüber, wie die Welt regiert werden sollte. Eine sagte mir: „Ich war die ganze Nacht über wach und entwarf einen Plan für die Zukunft — möchten Sie ihn hören?“

Es blieb mir keine Wahl.

„Zunächst muß eine vollständige Militärreform durchgeführt werden. Alle Uniformen müssen königsblau sein. Dazu große Tschakos . . .“

Ich unterbrach sie: „Vielen Dank — nicht nötig, den Plan weiter zu entwickeln. Wenn alle Uniformen königsblau sind, so wird dies vollkommen genügen.“

Aber manchmal hatten uns Menschen, die verrückt oder zutiefst böse zu sein schienen, etwas zu lehren. Eine orthodoxe Klosterfrau in unserer Hütte fluchte, erzählte gepfefferte Geschichten und stahl wie eine Zigeunerin.

Ich fragte sie: „Bedenken Sie doch, wie wollen Sie erlöst werden?“

Sie lachte. „Ein Mönch hat mich gelehrt, wie man erlöst werden kann. Ich befolge unfehlbar zwei Gebote. Ich richte nie. Und ich vergebe denen, die sich an mir versündigen. So wird Gott verpflichtet sein, mir ebenfalls zu vergeben.“

Nicht die beste Theologie. Aber ich war trotzdem froh, sie zu vernehmen, denn die Schwester besaß wirklich die Tugenden, deren sie sich rühmte.

Im Jahre 1951 erschienen immer mehr Kommunistinnen in den Arbeitslagern und Gefängnissen. In Cer-

navoda begegnete ich Frau M. Dragoescu, die vom früheren Regime als führende Revolutionärin eingekerkert worden war. Jetzt wurde sie von ihren Genossen als „Gegenrevolutionärin“ zur Zwangsarbeit verschickt.

Sie kämpfte indessen weiter für das kommunistische Ideal. Die große marxistische Gesellschaft stand unmittelbar vor der Verwirklichung. In dem großen Frauengefängnis Mislea hatte sie ihr zwei Monate altes Kind gepflegt, dann war es ihr weggenommen und in ein staatliches Waisenhaus gesteckt worden. Sie wußte nicht, ob sie es je wiedersehen würde.

Sie hatte Gheorghe Cristescu bemitleidet, einen Parteigründer, der im Jahre 1907 seine erste Freiheitsstrafe für den Sozialismus verbüßte. Er war auch der erste Generalsekretär der kommunistischen Partei gewesen. Jetzt, mit zweiundsiebzig Jahren, arbeitete er neben uns auf den Feldern von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang, bei Schnee, Regen und Wind.

Manchmal füllte ich seinen Karren mit Erde. Er spannte sich wie ein Zugtier davor. Es war leichter, den Karren die Abhänge hinaufzuziehen als zu stoßen. Ich entsann mich der Worte, die Richard einmal kurz vor seiner Verhaftung gesprochen hatte, und wiederholte sie: „Unter einer Tyrannei ist das Gefängnis der ehrenvollste Aufenthaltsort.“

Ein Lächeln erhellte sein Gesicht. Der Wärter schrie ihn an, und er eilte mit seiner Last davon. Als wir am folgenden Tag wieder zusammen draußen waren, flüsterte ich: „Es tut mir leid, daß Ihnen durch mein Gerede Unannehmlichkeiten entstanden sind.“

„Nein, sprechen Sie! Es klingt wie Musik in den Ohren, nach so langer Zeit einmal etwas anderes zu hören. Ich hungerte seit Jahren nach einer sanften Stimme, wie ich in dieser grauen Umgebung auch nach Farben hungere.“

Später erzählte er mir von seinen Enttäuschungen. „Dieser Kommunismus, wie sie ihn hier betreiben, ist nicht das Ideal, wofür ich kämpfte und litt. Ich fand es unehrenhaft, nicht zu protestieren.“

Wer von uns im Glauben lebte, entdeckte zum erstmal, wie reich er war. Die jüngsten Christen und die schwächsten verfügten über mehr Hilfsquellen, aus denen sie schöpfen konnten, als die reichsten alten Damen und die glänzendsten Intellektuellen.

Menschen mit großem Verstand, guter Erziehung und mit Humor erschienen, sobald sie auf ihre Bücher und Konzerte verzichten mußten, oft zu verdorren wie Zimmerpflanzen im Wind. Herz und Geist waren leer.

Frau Nailescu, die Gattin eines Professors von Cluj, sagte mir eines Tages:

„Wie glücklich müssen Sie sein, daß Sie denken und Ihren Geist in Tätigkeit halten und beten können! Ich kann nicht. Ich versuche, mich an ein Gedicht zu erinnern, dann kommt die Wärterin herein und schreit. Sofort kehrt mein Geist wieder zurück in dieses ewige Lager. Ich vermag mich nicht zu konzentrieren, mich nicht zu disziplinieren.“

Damen der guten Gesellschaft waren oft am meisten zu bemitleiden. Das Leben war härter für sie als für alle anderen. Sie hatten in materieller Hinsicht am meisten verloren und besaßen am wenigsten innere Hilfsquellen, um die Lücke zu füllen. In ihren Köpfen herrschte ein Durcheinander von Erinnerungen an vergangene Bridgepartien, Hüte, Hotels, Theaterpremieren, verlorene Wochenende und Liebhaber. Sie waren die ersten, deren Nerven rissen, wie auch ihre zarten, weißen Hände am ehesten wund wurden.

Nach der Arbeit kamen die Frauen etwa zu gläubigen Gefangenen und baten, ja bettelten um eine Geschichte aus der Bibel, an die wir uns erinnerten.

Wir besaßen keine Bibel. Wir selber hungerten danach mehr als nach Brot. Wie wünschte ich, mehr davon auswendig gelernt zu haben! Aber wir wiederholten täglich jene Stellen, die wir kannten. Manchmal des Nachts, wenn wir Gebetsstunden abhielten. Auch andere Christinnen hatten, wie ich, längere Stücke des Bibeltextes dem Gedächtnis eingeprägt, wohl wissend, daß die Verhaftung bald bevorstand. Sie brachten Reichtum ins Gefängnis. Während sich die anderen zankten und stritten, lagen wir auf unseren Matratzen und bedienten uns der Bibel zum Beten und Meditieren und sagten uns immer wieder die Verse auf, durch die ganzen langen Nächte. Wir lernten, was die Neuankommenden mitbrachten, und gaben an sie unsere eigenen Kenntnisse weiter. So machte eine ungeschriebene Bibel die Runde durch Rumäniens Kerker.

Meditation schreitet in die Tiefe fort. In der ersten Phase meditiert nicht unser wahres Selbst, sondern etwas, das wir irrtümlicherweise als unser Selbst ansehen — ein Konglomerat von allem, was wir aus Zeitungen, Büchern, Filmen wissen. Nur wenig in uns bildet wirklich unser Selbst. In einer weiteren Phase müssen wir mehr und mehr von dem verdrängen, was nicht unserem Selbst zugehört, sondern nur Leihgut ist, um zur letzten Wirklichkeit in uns vorzudringen. Sobald wir einmal wieder uns selbst geworden sind, fällt es verhältnismäßig leicht, mit jemand, den wir lieben, in Beziehung zu treten. Es kommt der Augenblick, in dem wir, gleich einem Schriftsteller, in dessen Geist sich eine Idee zum Bilde verdichtet, diejenigen sehen, über die wir meditieren. Jesus sagte: „Selig sind, die reines Herzens sind; denn sie werden Gott schauen“, aber nicht nur Gott.

Ich unterhielt mich häufig mit Richard, vor allem in den Jahren, die er in Einzelhaft zubrachte. Er übermittelte mir Botschaften. Ich hatte die tiefe innere

Gewißheit, daß wir miteinander in Verbindung standen, daß er anwesend sei. Und es stand für mich fest, daß auch ihn meine Gedanken erreichten. Solche Augenblicke ereigneten sich während der ganzen vierzehn Jahre seiner Gefangenschaft, auch lange Zeit nach meiner Freilassung. In meiner Bibel finde ich eine Bleistiftnotiz aus dem Jahre 1953, die ich einige Monate nach der Entlassung eintrug: „Richard besuchte mich heute. Er beugte sich über mich, als ich beim Lesen war.“

Ich befürchtete stets, daß auch er vielleicht in eines der Sklavenlager verschickt worden sei. Wie sollte er solche Arbeiten überstehen? Schreiben und predigen pflegte seine ganze Kraft aufzuzehren. Aber als eine Frau mir sagte, er sei gestorben, glaubte ich ihr nicht.

Am Kanal fragte ich alle, ob sie etwas von Richard gehört hätten, immer voll Furcht, eine schlimme Nachricht zu vernehmen, aber niemand wußte etwas. Dann trafen drei Frauen aus Vacaresti ein, einem Gefängnis, in dem viele kranke Häftlinge gehalten wurden. Jeder Neueintritt glich der Ankunft des Postboten. Wir stellten die üblichen Fragen in der Hoffnung, Neuigkeiten von unseren eingekerkerten Verwandten zu erfahren. Niemand wußte etwas von Richard.

Wenige Tage darauf kam eine Frau dieser Gruppe zu mir.

„Jedesmal, wenn Sie von Gott reden, erinnere ich mich an Vacaresti“, sagte sie. „Ich war nur kurze Zeit dort, aber wir hatten dort auch einen Prediger.“

Vacaresti war ein in ein Gefängnis umgewandeltes Kloster. Die Wände zwischen den einzelnen Mönchszellen waren niedergerissen worden, um größere Sträflingszellen zu schaffen. Aber einige wenige kleine Räume hatte man übriggelassen, und dort konnten gewisse Häftlinge isoliert werden.

„Wir warteten auf dem Treppenabsatz, um ins Bad zu gehen“, sagte die Frau, „als wir hinter einer geschlossenen Tür die Stimme eines Mannes vernahmen. Er sagte: ‚Liebet Jesus und vertrauet auf Gottes Barmherzigkeit.‘ Wir waren betroffen. Jeder fragte, wer der Mann sei. Aber dies wurde natürlich geheimgehalten.“

Nachdem diese Frau nun mir begegnet war, zweifelte sie nicht mehr daran, daß es sich um Richard gehandelt hatte. Er schien sehr krank zu sein. Nach einigen Tagen predigte er nicht mehr. Sie hatte gehört, er sei gestorben.

Welche Ströme von Tränen vergoß ich insgeheim! Wie nagte der Schmerz an meinem Herzen! Aber in all diesem Kummer wuchs eine Hoffnung empor. Ich fuhr fort zu beten und flehte den Herrn an, das Leben des Mannes, der ihm sogar in der Einzelhaft treu gedient hatte, noch um viele Jahre zu verlängern.

Ich fürchtete, daß sogar Mihai verhaftet und an den Kanal verschickt werden könnte. Er war zwölfjährig, und es gab hier Knaben, die nicht älter waren. Täglich sah ich einen Knaben dieses Alters, Marin Motza, mit seiner vierzehnjährigen Schwester. Ihr Vater war früher ein Führer der Eisernen Garde gewesen. Er hatte Antisemitismus mit streng orthodoxem Glauben verbunden. Als die Anarchisten im spanischen Bürgerkrieg die Kirchen schändeten, sagte er: „Sie schießen in das Antlitz Christi. Ich kann es nicht mehr ertragen.“ Er begab sich nach Spanien und fiel dort im Kampf auf der Seite des späteren Diktators Franco.

Welche Widersprüche gibt es im menschlichen Herzen! Er hinterließ ein wunderbares christliches Testament. Darin schrieb er: „Als Christus verhieß, daß die Pforten der Hölle seine Kirche nicht bezwingen werden, da zählte er darauf, daß die Kirche kämpfen würde.“

Wenn die Christen ihre Pflicht nicht erfüllen, verliert diese Verheißung ihre Gültigkeit.“ Welch richtiger Gedanke!

Jetzt befanden sich seine Frau und seine Kinder im Gefängnis, lediglich weil sie zu ihm gehört hatten. Frau Motza litt an Zwangsvorstellungen: „Mein Sohn Marin wird nach der Überwindung des Kommunismus König von Rumänien, da der verbannte König Michael nicht zurückkehren wird.“

Die ganze Bewegung der Eisernen Garde war voll innerer Widersprüche. Ihr Gründer Codreanu tötete und billigte das Töten von Menschen, die nicht einmal das Verbrechen begangen hatten, Juden zu sein. Aber zu seinen letzten Worten gehörte der Satz: „Es kommt nicht darauf an, wie ein Mensch lebt oder wie er stirbt, sondern nur darauf, wie er aufersteht.“ Er wurde von seinen Gegnern erdrosselt.

Im Lager Cernavoda erhielten wir Postkarten, und man forderte uns auf, unsere Familien an einem bestimmten Sonntag zu Besuch einzuladen. Ich vermutete, daß es sich um eine Falle handle. Sollten wir nicht nur einige Freunde nennen, die dann von der Geheimpolizei beobachtet und beschattet würden? So verbrachte ich Tage damit, mir zu überlegen, wem ich wohl schreiben könnte. Und würden sie wohl noch am alten Ort wohnen und meine Karte erhalten? So viele waren verhaftet worden.

Alles um mich herum schrieb Postkarten. Jede Gefangene fragte sich, ob jemand zu Hause sein würde, um zu antworten. Ob es überhaupt noch ein Zuhause gäbe. Da gab es Söhne, die ihren Glauben verloren hatten oder die verhaftet worden waren, Gatten, die sich im Gefängnis befanden oder mit anderen Frauen zusammen lebten. Ich sah so viele Tragödien kommen.

Aber als der große Tag da war, gab es keine Tragö-

dien zu erzählen. Unsere Verwandten waren zwar hergereist, aber wir erhielten nicht die Erlaubnis, mit ihnen zu sprechen.

Ich erwachte am Sonntag lange vor dem Weckruf. Das Licht brannte (es war untersagt auszulöschen), und draußen herrschte noch tiefe Finsternis. An den Fensterscheiben hatte es Eis. Ich sehnte mich nach dem Morgen.

Und schließlich kam er. Ich lief hinaus in der Hoffnung, die Besucher auf einem umzäunten Grundstück vor dem Lagereingang zu sehen. Es war weit entfernt, vom Lager durch drei Stacheldrahtverhaue sowie ein Niemandsland, das nicht betreten werden durfte, getrennt.

Dort sah ich meinen Sohn. Größer, magerer, in ärmlicher Kleidung. In dem Mann neben ihm erkannte ich den Pfarrer unserer Kirche. Tragische Ereignisse haben zwischen ihm und uns seither eine Kluft aufgetan, aber wir erinnern uns dankbar der großen Hilfe, die er und seine Frau uns in schweren Zeiten gewährten. Und wenn er uns jetzt haßt, so hören wir unsererseits nie auf, ihn zu lieben.

Ich winkte und winkte, aber sie konnten mich mitten unter den anderen am Zaun stehenden Frauen nicht sehen. Ich rannte zurück zur Hütte, um der Frau, die neben mir ihr Bett hatte, zu berichten.

Sie sah mich an. Sah auf mein verflecktes und zerrissenes Kleid, meine beschädigten Schuhe, die Überbleibsel meines leichten Sommermantels, die Schnur, die mir als Gürtel diente.

„Das arme Kind wird erschrecken, wenn es Sie in diesem Aufzug erblickt“, sagte sie. „Nehmen Sie meine Bluse — sie ist wenigstens ganz.“

Tania bot mir ein langes, helles Zigeunerkleid an. Valea schlang mir ein weißes Kopftuch um die Haare. Strümpfe, sogar ein schmutziges Taschentuch wurden

mir ausgeliehen. Während wir meine neue Eleganz bewunderten, brach in der Hütte ein Aufruhr los.

Rina stand in der Mitte des Zimmers und krächte triumphierend. Wir sollten bestraft werden. So viele von uns hatten in der vergangenen Woche ihre Arbeitsnorm nicht erfüllt, daß die Besuche abgesagt wurden.

Sie waren die ganze Nacht von Bukarest her unterwegs gewesen, hatten ihre Ersparnisse, die sie so verzweifelt selber brauchten, umsonst geopfert. Wir durften sie nicht sprechen. Wir durften nicht einmal die Kleider und Nahrungsmittel, die sie mitgebracht hatten, in Empfang nehmen.

Die Besuchergruppe, etwa dreißig Menschen, wartete den ganzen Tag über am Tor in der Hoffnung, die Leiterin würde ändern Sinnes werden. Dies geschah indessen nicht. Wir hatten nicht mehr Gelegenheit, zu ihnen hinüberzusehen oder zu winken. Während des ganzen Tages jagten uns die Wärter von den Verhau zurück. Die Geschütze in den Wachttürmen wurden auf uns gerichtet. Von Zeit zu Zeit berichtete eine Frau, der es gelungen war, bis zum Zaun vorzudringen: „Sie sind noch dort!“ Am Abend aber waren sie fortgegangen.

Wenn auf der Erfüllung der Arbeitsnorm durch alle Gefangenen bestanden wurde, war es kaum denkbar, daß ich Mihai je sehen würde. Von Jilava war eine große Anzahl eingetroffen. Hunger und Krankheit hatten sie zu sehr geschwächt, als daß sie den ständig gesteigerten Anforderungen hätten genügen können.

Aber wir durften wieder schreiben. Ein neuer Stoß Postkarten wurde ausgegeben.

Mehrere Wochen später unternahm Mihai die Reise nach Cernavoda zum zweitenmal. Bei dieser Gelegenheit erfolgte keine Bestrafung. Aber die Besuche wickelten sich in alphabetischer Reihenfolge ab, und mein Name war immer der letzte. Der Tag würde viel-

leicht vorbeigehen, ohne daß ich überhaupt noch an die Reihe käme.

Geborgte Kleider wechselten von Frau zu Frau.

„Wie sehe ich aus?“

„Ausgezeichnet!“

Die meisten hatten die ganze Nacht wach gelegen und darüber nachgedacht, was sie sagen wollten, die Worte fort und fort wiederholt. Am Besuchstag aber waren sie meistens zu gerührt, um sprechen zu können. Und wenn man versuchte, nach Freunden und Verwandten zu fragen, geboten die Wärter Schweigen. Unter allen möglichen Vorwänden untersagte man uns sogar die Annahme der Kleidergeschenke, von denen man uns zuvor versichert hatte, daß wir sie empfangen dürften. Mancher Gefangenen brachten die Besuche mehr Leid als Freud. Sie eilten zurück, um die ausgeborgten Sachen wieder auszuziehen, die sich die nächste umlegte.

Die übrigen beobachteten uns traurig. Vielleicht kämen sie am nächsten Besuchstag — in zwei Monaten — an die Reihe.

Wir wurden zu einer Hütte in der Nähe des Lagereingangs geführt. Natürlich wurde nichts aus dem „ganzen Tag mit eurer Familie“, der uns in Jilava versprochen worden war. Eine Viertelstunde stand man sich in zehn Meter Entfernung im gleichen Raum gegenüber, während die Wärter auf jedes Wort achteten, das gesprochen wurde.

Aber ich sah meinen Sohn und vergaß, daß ich eine Gefangene war, wie ich aussah, wo ich mich befand, und mit meinen Blicken umarmte ich ihn. Wie mager war er und wie ernst! Wir starrten einander an, und im Handumdrehen waren die fünfzehn Minuten vorüber. Unsere Ergriffenheit löschte die Zeit aus. Wir redeten kaum. Es war ohnehin unmöglich, etwas Vertrauliches zu sagen.

Ich erinnere mich, daß ich ihm über den Raum, der uns trennte, zurief: „Mihai, glaube an Jesus mit deinem ganzen Herzen!“ Einen besseren Rat hätte ich ihm nicht erteilen können. Aus meiner Gefängniserfahrung unter so vielen alten und jungen Menschen wußte ich, daß einzig Christus uns mit der Hoffnung zu erfüllen vermag, die noch in der tiefsten Finsternis leuchtet.

Gleich Tausenden anderer Knaben und Mädchen war er ohne Führung auf sich selber angewiesen. Die Kommunisten würden dies auszunutzen wissen. Wie in dem Gleichnis vom verlorenen Sohn, der all seinen Besitz vergeudete und sich dann um Hilfe an einen Mann wandte, der ihn die Schweine hüten ließ, so ließen sie die jungen Menschen nach Ideen leben, die gut für Schweine waren. Ich sagte: „Glaube an Jesus“, denn ich wußte, daß Jesus allein die Worte des ewigen Lebens hat und der beste Freund eines mütterlosen Kindes ist.

Er erschien mir wundervoll: jede Mutter ist überzeugt, daß ihr Sohn der schönste sei. Was wichtig war an dieser Begegnung, entwickelte sich später wie ein Baum aus einem kleinen Samenkorn. Wie er meine Worte aufgenommen, erfuhr ich erst nach meiner Freilassung.

Ein roher Schlag auf meine Schulter, und ich wurde von den Wärtern hinausgeführt. In unserer Hütte drängten sich alle um mich und fragten, was Mihai gesagt, wie er ausgesehen habe. Ich schüttelte jedoch bloß den Kopf. Stundenlang vermochte ich nicht zu sprechen. Ich war ein anderer Mensch. Ich befand mich nicht im Gefängnis.

Am Abend gab es viele, die auf jemand gewartet hatten, der niemals kam. Jetzt weinten sie laut auf ihren Strohmattmatzen.

Die Strafzelle

Des Nachts hatte in jeder Hütte eine Frau Wache zu halten. Worüber eigentlich zu wachen war, wurde niemals bekanntgegeben. Ich vermute, es ging darum, Selbstmorde zu verhüten, aber man mußte aufbleiben. Schief man ein, so wurde man brutal bestraft.

Eine schirmlose Glühbirne, die in der Mitte des Raumes von der Decke herabhing, schwankte sachte in der Zugluft hin und her. Reihen von Frauen warfen sich im Schlaf herum und wälzten sich auf ihren Lagern. Einige schnarchten laut. Andere schrien in Alpträumen. Jedes Gesicht zeigte Spuren von Furcht und Leiden. Wie lang waren die Stunden! Wie trostlos der Wind draußen heulte! Als ob er alle diese Fremden hier zusammengeweht hätte: alte und junge, vornehme Frauen und Landstreicherinnen, die unter Brücken gehaust hatten. Das einzige, was sie miteinander gemein hatten, war das Leid.

Als Kind liebte ich die Nacht nicht. Jetzt sehnte ich mich danach als der einzigen Unterbrechung der mörderischen Arbeit. Und doch konnte ich, wenn es dunkelte, nicht schlafen. Ich stand auf und betete für die Frauen in unserer Hütte, im Lager, für die Millionen von Gefangenen in der kommunistischen Welt, und auch für die Christen, die jetzt im Westen friedlich schliefen, und für jene, von denen ich dachte, sie würden selber für uns beten.

Einmal, als ich ohnehin wach war, bot ich mich an, eine Schicht zu übernehmen. Tania war an der Reihe. Sie hatte keine Schwierigkeiten mit dem Schlafen. Sie lehnte schroff ab.

„Schlafen Sie selber.“ Aber es war gut gemeint.

Später, als sie bemerkte, daß ich immer noch nicht schlief, setzte sie sich auf mein Bett. Wir flüsterten. Sie erzählte mir eine ihrer Diebsgeschichten. Einmal war

sie in einem Gefängnis mit viertausend weiblichen Gefangenen gewesen. Unter diesen befand sich eine, die unter dem alten Regime Direktorin gerade dieses Gefängnisses gewesen war.

„Sie hatte sich während des Krieges mit kommunistischen Gefangenen schlecht betragen“, sagte Tania, „und jetzt war sie selber im Gefängnis, wohin sie auch gehörte. Sie fälschte nicht nur Bücher und knauserte mit dem Essen, um Geld zu machen. Das taten alle. Aber sie pflegte außerdem die gescheitesten Mädchen für einige Tage freizulassen, sie dann wieder aufzugreifen und ihnen einen Teil ihrer Diebesbeute abzunehmen.“

Als ich versuchte, von Gott zu sprechen, unterbrach mich Tania: „Ehe du Gott erreichst, bringen dich die Heiligen um!“

Das war eine in Rumänien übliche Redensart. Es fehlte nicht an äußerlicher Heiligenverehrung, aber nur wenige wußten, wer die Heiligen waren. Ich machte ihr begreiflich, daß die Heiligen uns helfen, für uns eintreten und uns wirklich zu Gott führen können. Heilige beschäftigen sich nicht damit, Menschen zu töten.

„Es gibt zwei Welten, eine körperliche und eine geistige — aber nur in der körperlichen schreiben die göttlichen und menschlichen Gesetze vor: ‚Du sollst nicht stehlen.‘ In der geistigen Welt bildet ‚stehlen, was man kann‘ die Regel. Stiehl alles, was du kannst an Wissen, Lebensart, Verständnis. Wenn du mir in der körperlichen Welt etwas stiehlest, verliere ich. In der geistigen verliere ich nichts. Ich habe nichts dagegen, daß du eine Diebin bist. Das Schlimme ist nur, daß du nicht weißt, was zu stehlen. Alles, was du heute stiehlest, wirst du, wenn nicht schon morgen, so doch beim Tode verlieren. Aber Weisheit und Wissen, die du einmal von jemand übernommen hast, besitzt du ewig.“

Vielleicht waren diese Worte nicht in den Wind ge-

sprochen. Tief in uns schlummert die Erkenntnis, daß „du sollst nicht stehlen“, mit den erwähnten Ausnahmen, eine der Grundregeln des Universums bildet. Etwas in uns sagt: „Begehre nicht das Eigentum eines anderen und sei nicht zudringlich. Nicht nur seine äußeren Güter, sondern sein Wesen ist sein geheiligtes Eigentum.“ Gott hat verfügt, daß die Menschen wie die Sterne am Himmel voneinander einen gewissen Abstand wahren sollen. Er hat uns Schüchternheit, Schamgefühl, Stolz, Würde, Furcht als einen Schutzwall um unser Selbst gegeben, und niemand soll diesen Wall übersteigen. Jeder Mensch gleicht einem Atom, in das mit Gewalt nicht eingedrungen werden kann, ohne daß es sich auflöst, ohne daß zerstörerische, revolutionäre Energien frei gemacht werden, welche die Welt zugrunde richten könnten.

Obgleich sie häufig hungern mußte, vergaß Tania nie die Vögel. Jede Gefangene verzehrte ihre kleine Brotration auf dem Bett und sammelte sorgfältig die Krumen zusammen. Jedes Bröcklein war wertvoll. Es war das einzige solide Ding, das wir besaßen. Aber Tania nahm ihre zusammengelesenen Brotkrumen und streute sie für die Sperlinge vor das Fenster.

Einmal sagte sie zu einer Nachbarin: „So eine Christin bist du! Lauter Geschwätz. Du gibst den Vögeln nie etwas.“

Wenn ich sah, wie solche Mädchen diese kostbaren Krumen weggaben, so konnte ich nicht glauben, daß irgendein Mensch von Grund auf böse sei. Die menschliche Natur wird, sich selber überlassen, wenigstens darin guten Willen zeigen, daß sie Dinge wie diese tut: Vögel füttern, wenn man selber Hunger leidet.

Ich war beeindruckt, bei Diebinnen einen Charakterzug zu entdecken, der für die Tibetaner, dieses Volk, das seit Tausenden von Jahren einen starken metaphysischen Geist bewies, typisch ist. Sven Hedin erzählt, daß

die Tibetaner kleine Kuchen für die wilden Vögel auf die Felsen legten, während wir in Europa nur zahme Vögel füttern, um sie später selber aufessen zu können. Sven Hedin nährte sich, als er den Weg verloren hatte, von jenen Kuchen. Bildet nicht die Natur einen Teil des Brahma, des großen Alls?

Bei Mörderinnen und bei jeder Art von Verbrecherinnen, die sich im Gefängnis befanden, konnte man ein kleines Stück selbstloser Güte finden.

In Cernavoda mußten wir jeden Sonntag ideologischen Unterricht über uns ergehen lassen, obwohl wir Ruhe vorgezogen hätten. Am Nachmittag marschierte der Zimmerchef mit uns zur Versammlungshalle, wo eine Rednerin uns einen Vortrag hielt. Sie begann damit, uns mitzuteilen, wie sie über Gott dachte, was nicht viel war, und erklärte warnend, daß jeder, der über den Himmel sprach, bestraft werden würde.

„Außerhalb des Lagers ist jetzt jedermann Kommunist“, behauptete sie. „Nur ihr verharret in diesem religiösen Wahnsinn, und wir beabsichtigen, euch umzuschulen. Die Partei befindet sich jetzt an der Macht, und sie weiß über diese Dinge am besten Bescheid. Ihr seid hier nicht im Gefängnis. Ich will dieses Wort nicht einmal hören! Ihr seid in einer Umerziehungsanstalt. Ihr baut euer eigenes künftiges Glück auf! Indem ihr für künftige Generationen arbeitet! Und indem ihr die festgesetzte Arbeitsnorm überschreitet, könnt ihr eure Freilassung als rehabilitierte Bürger beschleunigen.“

Dann folgte ein Propagandakonzert. Unter uns gab es Kabarett Sängerinnen und Kleinbühnenschauspielerinnen. Einige gehörten zur deutschen Minderheit. Sie mußten kommunistische Lieder singen, in denen Deutschland verspottet und die sowjetischen Sieger gerühmt wurden. Ich fühlte die Qual ihrer Erniedrigung. Körperlicher Schmerz geht vorüber und mag in einigen Stunden vergessen sein. Aber Demütigung, selbst wenn

sie trivial erscheint, versengt das Herz. Erst jetzt begann ich zu verstehen, warum Jesus davon sprach, „verspottet und gekreuzigt“ zu werden. Früher hatte ich mich gefragt, warum Spott so gewichtig sei, um im gleichen Atemzug erwähnt zu werden. Jetzt wurde mir bewußt, wie er zu schmerzen vermochte.

Auf der Bühne am Ende der Halle stand eine Deutsche. Sie war mittelgroß und früher drall und hübsch gewesen. Während sie sang, klatschte sie pathetisch in die Hände. Ihre Stimme war bei den höheren Tönen unrein.

Die Offiziere in den vorderen Reihen lachten. Was konnte lustiger sein als ein „Fräulein“, das sich über sich selber lustig machte? Tränen rannen ihr über die Wangen, während sie mit zitternder Stimme weitersang.

Dann folgte eine noch ganz junge Frau, die ein vor Dankbarkeit gegenüber den Sowjets triefendes Gedicht vorlas, weil sie uns von den Nazis befreit hatten:

„Mutter Rußland, habe Dank für das, was du heute für uns getan! Die ruhmreiche Rote Armee hat uns allen den Weg gewiesen . . .“ usw.

Dieses Machwerk wurde von allen Anwesenden, insbesondere den Zimmerchefs, laut bejubelt. Wer mangelnde Begeisterung zeigte, hatte mit Unannehmlichkeiten zu rechnen. Spitzel lauerten auf sozial verrottete Reaktionen.

Ich konnte die Frauen, die an diesen Scharaden teilnahmen, nicht verurteilen. Sie waren erschöpft von Leiden. Was für einige von uns ungenießbar war, bedeutete für andere eine Stunde Vergessen. Und jedermann machte mit. Hatte nicht Rumäniens bekanntester Komponist von Kirchenmusik, Aurel Baranga, sich auf das Schreiben kommunistischer Hymnen umgestellt? Er war jetzt Gefangener in einem der Lager am Kanal.

Wenige widerstanden. Und selbst jene, die es vermochten, blieben von diesen Unterweisungsstunden, die

jeden Sonntag in fast jedem Lager am Kanal abgehalten wurden, nicht völlig unberührt. Etwas von dem Kot, mit dem man beworfen wurde, blieb hängen.

Ich brachte es nicht über mich, bei diesen Versammlungen zu applaudieren. Alle rieten mir: „Tu doch, als ob, was hat das schon zu bedeuten? Lohnt es sich, sich dafür schlagen zu lassen?“ Aber wenn ich hörte, wie Gott und Vaterland verleumdet und die Schönheit in den Schmutz gezogen wurde, konnte ich einfach nicht. Immer standen Leute im Hintergrund der Halle, und ich verschwand unter ihnen.

Aber ich entkam nicht. Irgend jemand erstattete Bericht über mich, und am Abend wurde ich ins Büro der Lagerleiterin geführt. Ihre Augen starrten reglos unter der spitzen Mütze hervor.

„Es wurde mir mitgeteilt, daß Sie während der heutigen Nachmittagsvorlesung und Umschulungsstunde nicht geklatscht haben, Wurmbrand. Ihr ganzes Verhalten hier hat gezeigt, daß Sie ein gegenrevolutionäres, für eigentliche Umerziehung unzugängliches Element sind.“ Sie leierte die üblichen Phrasen herunter und leckte sich dann die Lippen. „Wir versuchten, gut zu Ihnen zu sein. Jetzt werden andere Mittel angewandt.“

Es wurde mir diese Nacht nicht gestattet, in die Hütte zurückzukehren. Ich wurde ins Wachgebäude geführt und in eine Strafzelle gesperrt. Es war ein schmaler, in die Wand eingelassener Schrank, in dem ich knapp stehen konnte. In der eisernen Tür gab es einige Löcher, die Luft einließen, und das Essen wurde durch einen schmalen Schlitz gereicht.

Strafzellen gab es in jedem Gefängnis. Sie dienten dazu, den Widerstand zu brechen, bevor ein falsches Geständnis erzwungen werden sollte. Am Kanal bildeten sie das übliche Bestrafungsmittel.

Nach wenigen Stunden begannen die Füße zu brennen. In meinen Schläfen klopfte der Pulsschlag mit lang-

samen, qualvollen Schlägen. Wie manche Stunde würde ich mich hier halten können? Wie manches Jahr vermochte ich in diesen Verhältnissen zu leben? Ich dachte: dieses Übel breitet sich über die ganze Welt aus. Millionen werden gepeinigt werden, niemand wird ihm entgehen. Aber dies war der Beginn des Wahnsinns. Ich wußte, daß Menschen in diesen Schränken wahnsinnig geworden waren. Sie hatten sich durch die grauenhaften Gedanken überwältigen lassen. Aber wie dem entgehen?

Richard hatte mir von den Mönchen auf dem Berg Athos erzählt, die unaufhörlich das „Gebet des Herzens“ wiederholten. Bei jedem Herzschlag sagten sie: „Herr Jesus, Sohn Gottes, erbarme dich meiner.“ Ich hatte mich dieses Gebets selber bedient.

Dann entsann ich mich, wie Richard ganze Abende damit zubrachte, mir die Zahlengeheimnisse der Bibel zu erklären. Die Hebräer und die Griechen hatten für jeden Buchstaben auch eine Zahlenbedeutung. Die Buchstaben der Bibel sind zugleich Zahlen (a = eins, b = zwei und so weiter), und jede Zahl hat symbolische Bedeutung. So versuchte ich zu zählen.

Von irgendwoher fielen Wassertropfen auf den Schrank. Es war ein trostloser Ton. Ich zählte die Tropfen, um mir die Zeit zu vertreiben.

Eins: es gibt nur einen Gott.

Zwei: es gibt zwei Gesetzestafeln.

Drei bedeutet: die Heilige Dreifaltigkeit.

Vier: Christus wird seine Auserwählten von den vier Winden sammeln.

Fünf: die fünf Bücher Moses.

Sechs: In der Offenbarung wird die Zahl des Tieres mit 666 angegeben.

Sieben: die heilige Zahl.

Aber es tropfte immer weiter auf den Schrank, und als ich bei fünfzehn, sechzehn war, bedeuteten die Zahlen

nichts mehr. Ich begann von vorne: eins, zwei, drei vier.

Wie lange ich dies tat, weiß ich nicht, aber in einem bestimmten Augenblick fing ich einfach an, laut zu schreien, um mich der Verzweiflung zu erwehren.

„Eins, zwei, drei, vier“, schrie ich, und wieder: „Eins, zwei, drei, vier . . .“ Mit der Zeit wurden die Wörter unverständlich. Ich wußte nicht mehr, was ich sagte. Mein Verstand ruhte, löschte aus. Aber meine Seele sprach weiter zu Gott.

Ich muß das eingehender erklären, denn es handelt sich um einen wesentlichen Punkt, der das Überleben im Gefängnis ermöglicht. Bei all dem Kummer und Elend hoffte man häufig, das Denken ausschalten zu können. Man versuchte verzweifelt zu flüchten, aber man wurde von Gedanken gehetzt, die in noch tiefere geistige Verwirrung führen konnten. Wie ein verletztes Bein in Gips gehüllt und ruhig gehalten werden muß, so bedarf auch ein gequälter Geist, ein kranker Geist, ein von Reue gepeinigter Geist der Ruhe, wenn er heilen soll.

Wir wissen, daß es in der ersten Kirche und auch in den griechischen Mysterienkulten ein als Glossolalie — Sprechen in unbekanntenen Sprachen — bezeichnetes Phänomen gab. Die Religion kann sich nicht in vernünftigen Worten allein ausdrücken. Von Anfang an hat sie sich auch der Musik, des Tanzes und der Malerei als Ausdrucksmittel bedient. Die Sprache ist ein unvollkommenes Werkzeug. Wenn ich sage, ich liebe Apfelkuchen, ich liebe meine Frau, ich liebe Gott, so bezeichne ich drei vollständig verschiedene Gefühle mit dem gleichen Wort. Zwischen Liebe und Haß bestehen so viele Gefühlsschattierungen, wie es zwischen eins und zwei Bruchzahlen gibt. Was eine Mutter für ihr Kind empfindet, kann nicht in Worte gekleidet werden, und häufig bedient sie sich ihrer gar nicht. Sie sagt „Eia-popeia“ oder irgend etwas Ähnliches, und das Kind ist übergücklich.

So gibt es denn dieses Phänomen der Glossolie, der unbekanntenen Sprachen, der unartikulierten Wörter. Aus den Tiefen des Herzens steigen in Augenblicken der Verzückung oder furchtbaren Schmerzes Laute, steigen Ausdrücke der Liebe zu Gott, zu den Mitmenschen empor, aus Wörtern zusammengesetzt, die in keinem Wörterbuch zu finden sind. Der Verstand löscht aus. Die Bibel faßt es in die Worte: „Denn wer in Zungen redet, der redet nicht zu Menschen, sondern zu Gott.“

In der Strafzelle bewahrte mich dieses Auslöschen des Verstandes, durch das Raum geschaffen wurde für irrationale Laute aus der Tiefe des Unbewußten, vor dem Irresein. Nach einer oder zwei Stunden kehrte das Bewußtsein zurück, mein Geist war ausgeruht. Ich entdeckte dabei, daß das Sprechen in diesen unverständlichen Sprachen einen großen Vorteil hat. Man lügt niemals, man betrügt niemand.

Bald danach fand eine Lagerinspektion durch Oberst Albon statt, einen Beamten, der die Lager am Kanal besuchte. Sie war kurz und streng. Er machte einen Rundgang durch Cernavoda, sprach kein Wort, warf einen verächtlichen Blick auf die grauen, gespenstisch aussehenden Frauen und war im Begriff wegzugehen, als ein Zigeunermädchen zu ihm hinlief. Sie hatte ihm schnell mitgeteilt, was sie beschäftigte. Ingeheim hatte sie sich mit einem Leutnant der Geheimpolizei getroffen und war nun schwanger.

Das Ergebnis war, daß Albon Bericht nach Bukarest erstattete und eine Untersuchung durchgeführt wurde. Viel von dem, was vorgegangen war, kam dabei an den Tag. Deshalb wurden alle Frauen aus Cernavoda fortgeschafft und, getrennt von den Männern, in eine Arbeitskolonie wenige Meilen weiter unten am Kanal übergeführt. Dies war das Lager „Kilometer 4“.

Lager K4: Winter

Wir verließen das Lager früh am Morgen, um am Ufer der Donau zu arbeiten. Ein Steinbett mußte im Wasser angelegt werden. Von morgens bis abends luden wir schwere Steinblöcke auf einen Lastkahn. Dann fuhr der Kahn auf den Fluß hinaus, und die Steine wurden über Bord geschüttet. Es war unvermeidlich, daß dabei das Wasser weitherum spritzte, und in wenigen Minuten nach Arbeitsbeginn waren wir alle durchnäßt. Der eisige Wind, der über die Ebene von Baragan wehte, ließ unsere Kleider steif gefrieren. Man war gleichsam in einen Metallpanzer eingeschlossen. Meine Finger waren vor Kälte gesprungen und angeschwollen und voller Quetschungen von den schweren Steinen.

Am Abend mußten wir nach der Rückkehr in die Hütte in den nassen Kleidern zu Bett gehen. Es gab keine Möglichkeit, sie zu trocknen, und wenn man etwas über Nacht aufhängte, so war es bestimmt anderntags gestohlen. Gewöhnlich benutzte ich die feuchten Kleider als Kopfkissen zum Schlafen. Am Morgen zog ich sie immer noch feucht wieder an. Auf dem Wege zur Arbeit trockneten sie gerade rechtzeitig, um aufs neue naß zu werden. Wie sehnte ich mich in dem Wind, der unseren Kahn schaukelte, nach etwas Sonne! Ich war mager wie ein Brett, und der Wind ging mir durch Mark und Bein.

In der zweiten Woche mußte ich Steine auf Karren laden. Andere Frauen rollten sie zu den Kähnen und schütteten sie in die Donau. Wenigstens blieb ich hier trocken. Aber die Steine waren scharf und rissen mir ständig die Hände auf. Meine Knöchel waren rauh, meine Nägel gebrochen und blutig. Die vollständige Erschöpfung milderte irgendwie die Schmerzen. Aber ich schien wie in einem Traum einige Zentimeter über dem Boden zu schweben.

Einen Steinblock aufheben. Ihn zusammengekrümmt zweihundert Meter weit schleppen. Zu den andern auf den Haufen werfen. Einen Steinblock aufheben . . . Ich fragte mich, ob ich je wieder aufrecht würde gehen können.

Am Nachmittag erschien ein Kraftwagen am Horizont. Die Frauen warfen einen raschen, furchtsamen Blick darauf. Er befand sich von uns aus gesehen auf Hüfthöhe neben der Wärterin. Niemand sprach. Sogar den Wärterinnen war ungut zumute. Das Licht blinkte am Kühler auf. Ein neuer, glänzend lackierter Wagen. Das konnte nur eines bedeuten: die Geheimpolizei. Irgendeine Gefangene wurde für weitere Einvernahmen benötigt.

Jede der Frauen betete still vor sich hin. Nur nicht zurück in die Zellen, in die Folternächte!

Plötzlich begannen die Wärterinnen zu rufen. Die Normprüferinnen, immer noch sklavischer böse als ihre Vorgesetzten, beeilten sich, die Befehle zu wiederholen.

Zu unserer Erleichterung mußte niemand fort. Statt dessen wurde den Wärterinnen eine junge Frau übergeben. Der Wind preßte ihr Baumwollkleid gegen ihren mageren Leib. Aus einem fahlen Gesicht starrte sie uns schauernd an. Wir waren vollständig weiß vom Staub der Steine, nur unsere Augen starrten groß aus den mehligem Gesichtern wie aus Totenmasken an einem Karneval.

Die Wärterinnen stießen sie vorwärts. Ich bemerkte, daß sie barfuß war. Sie begann zu arbeiten. Es war ein erbarmungswürdiger Anblick. Sie zerrte einen Stein einige Zentimeter weit. Dann strauchelte sie, fiel auf die Knie und verletzte sich. Dann richtete sie sich mühsam wieder auf und zerrte den Stein ein kleines Stück weiter. Die gespenstische Blässe ihres Gesichts konnte nur bedeuten, daß sie Monate, vielleicht Jahre in unterirdischen Zellen zugebracht hatte.

Es war unmöglich, an diesem Nachmittag mit ihr zu sprechen. Irgendwie überstand sie den Rückmarsch zum Lager. Wir kamen an den Wachttürmen vorüber, und die Kolonnenführerin rief: „Melde mich mit dreihundertfünfzig Banditen zurück.“

Spätabends, nachdem ich zwei Stunden Kartoffeln geschält hatte, begab ich mich in die Hütte zurück, wo ich die Frau auf ihrem Bett liegend antraf. Das Bett war zwischen meines und das nächste gestellt worden. Der weiße Staub klebte noch auf dem Gesicht der jungen Frau, außer dort, wo die Tränen tiefe Rinnen hindurchgezogen hatten. Ich holte Wasser und half ihr, sich zu waschen. Sie blinzelte mit den Augen und spähte nach mir, als ob sie halb blind wäre.

Als sie sich etwas belebte, sammelten sich noch andere um sie.

„Armes Ding. Sie kann kaum mehr als dreißig sein!“

„Sie ist recht hübsch, nicht?“

„Wir müssen etwas für ihre Füße finden.“

„Und dieses Kleid ist lauter Lumpen.“

Klara Strauß, eine der deutschen Schauspielerinnen, durchstöberte ihr Bündel und brachte ein zerknülltes Kleid zum Vorschein. Eine andere kam mit einem Paar Sandalen. Diese so freigebig überlassenen Schätze trieben ihr wieder die Tränen in die Augen. Und langsam begann sie, etwas von ihrem Schicksal zu erzählen.

Zwei Jahre hatte sie in Einzelhaft in den Zellen unter dem Innenministerium verbracht. Während der Periode der Einvernahmen in Bukarest wurde sie zehn Tage lang wach gehalten, und die Inquisitoren lösten einander im Verhör ab. Starkes Licht und Scheinwerfer waren Tag und Nacht auf ihr Gesicht gerichtet. Jetzt vermochte sie nur noch auf Armeslänge zu sehen.

Aber nichts hiervon fiel schwer ins Gewicht neben der anderen großen Frage:

„Trifft es zu, daß wir hier unsere Kinder sehen dür-

fen? Ich habe einen Jungen und ein Mädchen. Seit zwei Jahren habe ich sie weder gesehen noch von ihnen gehört. Ich ließ sie bei meiner Mutter zurück, aber diese war damals fast siebzig und nicht bei guter Gesundheit. Besteht eine Möglichkeit, Nachrichten zu erhalten?“

Es war, als strecke uns ein Bettler seinen Hut entgegen. Wir versuchten, sie zu trösten. Ich erzählte ihr von meiner Begegnung mit Mihai. Aber das war ein Fehler.

„Sie wollen sagen, daß wir auf Zimmerlänge voneinander getrennt sein werden! Ich kann nicht so weit sehen!“

Sie weinte und barg das Gesicht in dem grauen Kissen.

An den nächsten Tagen versuchten einige Frauen, mehr von ihr zu erfahren. Aber sie blieb verschlossen. Da sie so verzweifelt schwach war, bemühten wir uns, ihr im Steinbruch soweit wie möglich zu helfen. Es war nicht viel. Ich gab ihr ein wenig von meinem Brot und plauderte mit ihr.

„Jetzt wissen wir, warum Christus beim Abendmahl erst das Brot segnete und dann den Wein. Gewöhnlich pflegt man zu Beginn der ganzen Mahlzeit Dank zu sagen, und das ist alles. Aber hier habe ich gelernt, daß jedes Ding seinen eigenen Wert besitzt. Niemand sagt hier: ‚Ich bekam etwas Bohnensuppe‘, wenn er auch ein Stück Brot erhalten hatte. Sie sagen: ‚Ich bekam Bohnensuppe mit Brot.‘ Es ist ein Sondervergnügen, wofür man Gott dankt.“

Plötzlich fiel sie mir in die Arme und schluchzte.

Nach einiger Zeit beruhigte sie sich etwas.

„Meine Mutter ist auch gläubig wie Sie. Wie gern möchte ich sie jetzt sehen! Oder berühren. Sie besaß alle Kraft. Sie war der Felsen, an den wir uns klammerten. Und ich war so töricht. Wenn ich nur auf sie gehört hätte!“

Sie erzählte mir den Rest ihrer Geschichte. Es war eine Variation über ein tragisches Thema, das immer alltäglicher wurde: das des gläubigen Kommunisten. Im Jahre 1951 wurden immer mehr Parteimitglieder, die von ihren Genossen verhaftet wurden, in die Gefängnisse eingeliefert. Faschisten konnten in Verachtung und Haß schwelgen: sie hatten ihre Zeit des Glanzes gehabt. Christen konnten lieben: ihre Zeit würde kommen. Aber die kommunistischen Frauen waren verloren. Sie hatten an die Partei wie an einen Gott geglaubt. Jetzt war es, als sähe man einem Massaker Unschuldiger zu. Als Menschen litten sie mehr als ich, die für die kommenden Dinge bereit waren, die von Anfang an begriffen hatten, welch ein Regime wir haben.

Arme Helena Coliu! Sie hatte im Unterrichtsministerium einen recht hohen Posten bekleidet. Ihr Gatte war auch ergebenes Parteimitglied und hatte eine gute Stellung in der Regierung. Helena arbeitete selbstlos für den Kommunismus. „Proletarischer Geist“, lautete ihre Parole. Die beiden Kinder wurden als gläubige kleine Mitglieder der kommunistischen Jugend auferzogen.

„Ich wäre für den Kommunismus gestorben“, sagte sie, „ich glaubte, die Partei würde Rumänien in ein Paradies verwandeln, sobald sie an die Macht gelangt sei.“

Dann hatte sie eine Liebesaffäre mit einem Bildhauer.

„Er war recht erfolgreich, wenn man die Zahl der Stalinbüsten zählt, die er innerhalb einer Woche herzustellen vermochte.“

Aber dem Bildhauer wurde das Verhältnis lästig, und er verließ sie. Helena, welche die Sache ernst genommen hatte, war verbittert. In einem unbedachten Augenblick sagte sie zu einer Freundin: „Er gehört zu jener Art von Käuzen, die sogar den Partisanen in den Bergen helfen würden. Ich verlor meine Zeit mit einem Gegenrevolutionär.“

Die Freundin war ebenfalls eine fanatische Kommunistin. Sie denunzierte den Bildhauer bei der Geheimpolizei. Er wurde furchtbar gefoltert, so sehr gefoltert, daß er dem Wahnsinn verfiel.

Dann wurde Helena selber verhaftet. Sie hatte bei diesem Mann geschlafen. Sie wußte, welche Beziehungen er zu den Gegenrevolutionären unterhielt. Jetzt sollte sie reden! Unnütz zu behaupten, sie habe im Zorn gehandelt, sie sei ein loyales Parteimitglied. Der zwei-jährige Alptraum begann.

Zuletzt wurde sie vor Gericht gestellt. Auch der Bildhauer war da. Nach zehn Minuten Verhandlung wurde er zu zehn Jahren verurteilt. Der Mann war völlig gebrochen. Er sah Helena nicht an und sprach während der Verhandlung kein Wort.

Am schlimmsten empfand sie es, daß auch ihr Gatte mit den beiden Kindern anwesend war. Auch er wurde natürlich nicht verschont. Er verlor seine gute Position. Die Kinder wurden von der Schule gejagt und von ihren Spielkameraden gemieden.

„Ich träume jede Nacht davon. Sogar am Tage habe ich Halluzinationen und sehe Gregor im Gerichtssaal mit grauem Gesicht und stumpfem Blick wie ein Fisch. Warum habe ich es tun müssen! Warum sind wir uns je begegnet?“

Ich dachte an Richards Worte: „Hölle bedeutet allein in der Finsternis sitzen und über begangene Sünden nachdenken.“ Alte Erinnerungen vermochten wie Feuer zu brennen. Es gab keine Fluchtmöglichkeit: keine Bücher, keinen Rundfunk, keine Zerstreung, keinen Ort, um sich zurückzuziehen, wenn sie einem ins Ohr flüsterten. Hier hörte der Selbstbetrug auf. Theorien über neue Moralformen waren hier nutzlos. Hier erfuhr man, daß die neue Moral die alte Lüsternheit war. Helenas Reue war furchtbar. Ich wußte, was sie fühlte.

Fast jede Frau empfand im Gefängnis ähnliche brennende Gewissensbisse. Fast alle waren bis zu einem gewissen Grad religiös. Erklärte Atheisten ertappten sich dabei, wie sie Gott anriefen. Jede wünschte, daß ihre Gebete erhört würden.

Aber diese Gebete waren falsch. Als ob man betete, daß zwei und zwei etwas anderes als vier gebe. Eine Anhäufung von Sünden kann nur Unglück und Reue bringen. Am meisten Gewissensbisse empfanden sie wegen sexueller Fehler — Ehebruch, Vertrauensbruch, Abtreibung. Die Frauen wünschten, darüber zu sprechen und sich zu erleichtern. Ich dachte an die Worte Davids, der eine solche Sünde begangen hatte: „Wohl dem, dessen Übertretung vergeben und dessen Sünde bedeckt ist.“

In unserer Hütte befand sich Frau Radu, die Gattin eines bekannten Bukarester Geschäftsmannes. Sie hatte in der Vorkriegsgesellschaft eine große Rolle gespielt, aber ihre alten Freunde hätten jetzt die fröhliche Zenaïda Radu, deren Hüte, Pariser Modelle und Juwelen einst ihren Neid erregten, nicht wiedererkannt.

Seltsam klang die elegante Sprechweise von den Lippen dieses abgehärmten Gesichts.

Als wir des Abends auf unseren Strohmattentzen saßen, bemerkte sie, wie ich mich in unserer ungewöhnlichen Versammlung von Verbrecherinnen, Prostituierten, Nonnen, Bäuerinnen und Professorinnen umsah.

„Zu welchem Schluß gelangen Sie?“ fragte sie, indem sie ihr fettiges Haar mit einer Handbewegung, die ihr aus den „guten Tagen“ geblieben war, zurückstrich. „Sie haben alles gesehen — was halten Sie davon? Ich habe nur noch einen Gedanken: wenn ich freigelassen würde, wäre ich mit dem täglichen Brot für den Rest meines Lebens zufrieden.“

Wie viele ihrer Art bedrückte sie ein starkes Schuldgefühl, weil sie ihr Leben verträdelte hatten. Häufig

sprach sie zögernd mit mir, wobei sie auf eine geheime Qual anspielte, die sie gerne mitgeteilt hätte. Manchmal setzte sie sich auf mein Bett. Oder sie starrte mich von der anderen Seite des Zimmers her an. Immer lächelte ich zurück.

Nach mehreren Wochen eröffnete sie mir, was sie beschäftigte. Als die Kommunisten die Macht übernahmen, war sie Witwe und Mutter eines kleinen Kindes. Mit den Gesellschaften war es aus, das Geld war weg, ihre Schönheit verwelkte.

„Alle meine Sachen waren mir weggenommen worden.“ Sie schluchzte, wenn sie daran dachte. „Ich mußte arbeiten. Meine Hände waren ruiniert. Alle meine alten Freunde mieden mich. Und schließlich — bot sich mir eine Gelegenheit, wieder zu heiraten.“

Aufs neue diese Bewegung zum Glätten der Haare.

Aber Männer lieben die Kinder anderer Männer nicht. Ich war mir bewußt, daß meine arme Jenny — sie war damals dreijährig — das Hindernis bildete.

Und ich . . .“

Schweiß brach ihr aus der Stirn. Es kostete sie einen Kampf weiterzuerzählen. Ich legte meine Hand auf die ihre. Sie fuhr schnell fort:

„Ich fing an, sie zu vernachlässigen. Ich ernährte sie ungenügend. Es geschah mit Vorbedacht. Zuletzt . . . sie weinte zuviel. Ich pflegte sie anzuschreien: ‚Schweig, kleine Hexe!‘ Sie wurde immer magerer. Aber ich scherte mich nicht darum.“

Es war, als würde sie sterben, als sie dies herausbrachte. Sie packte meine Hand und drehte sie, als ob sie in den Wehen läge. Sich erleichtert zu fühlen war unmöglich, solange sie noch etwas verbarg.

„Ich scherte mich nicht darum“, wiederholte sie mit trockener Stimme. „Ich ließ sie allein, um auszugehen und mich zu vergnügen! Mit ihm! Ich dachte, er sei meine Erlösung.“

„In den kalten Winternächten öffnete ich das Fenster, sobald sie eingeschlafen war. Es bestand die Möglichkeit, daß sie sich abdecken und erkälten würde. Natürlich bin ich mir dessen jetzt bewußt. Damals sagte ich mir: ‚Frische Luft ist gut für ein Kind, und ich darf sie nicht überfüttern.‘ Ich tötete sie nicht. Aber ich ließ sie an Vernachlässigung sterben.“

Sie flüsterte die letzten Worte ihres Geständnisses. Niemand hörte zu. Fünfzig Stimmen ertönten in dem üblichen Lärm von Klagen und Gezänk und Erzählungen. Fluchen. Singen unanständiger Lieder.

„Ich habe es noch nie jemand erzählt. Und ich weiß bereits, daß es für mich keine Vergebung gibt.“

Ich versuchte, sie zu überzeugen, daß dem nicht so sei. Ich sagte, daß der Herr im ursprünglichen griechischen Evangelientext Christos heißt, was fast gleichlautend mit chrestos „gnädig“ ist. Wir können ihn uns nicht anders denken. Gnade und Vergebung liegen schon in seinem Namen. Gehen wir zur Grundbedeutung des griechischen Wortes chrestos zurück, dann erschließt sich uns ein wundervoller Sachverhalt. Chrestos kommt von chresthai = gebrauchen, Gebrauch machen von etwas, sich gebrauchen lassen. Christos chrestos heißt dann nichts Geringeres als: Christus läßt sich von uns gebrauchen. Er läßt sich in Anspruch nehmen. Wir dürfen ihn in allen Dingen angehen, gebrauchen, „ausnützen“ in gutem Sinne.

Zenaida erwiderte: „Wenn ich je von hier fortkäme, wäre mein einziger Wunsch, gut zu sein; denn ich habe hier auf jede Art und Weise gesehen, was es bedeutet, nicht gut zu sein.“

Ich erwiderte: „Niemand ist aber wirklich gut. Deshalb sagt der Apostel, wer behaupte, frei von Sünden zu sein, sei ein Lügner. Aber wenn wir unsere Sünden aufrichtig bekennen, dann kann Jesus vergeben.“

Zenaida beendete ihre Geschichte. Der erhoffte Gatte

erwies sich als bloßer Courmacher. Sie wurde seine Geliebte, und das kleine Taschengeld, das sie erhielt, bewahrte sie vor der Arbeit in der Fabrik. Dies, zusammen mit ihrer „bourgeoisen“ Vergangenheit, bildete den einzigen Anklagepunkt gegen sie. Von einer neidischen Nachbarin wurde sie denunziert: sie sei von sozial verrotteter Herkunft. Sie wurde administrativ, ohne Gerichtsverfahren, zu zwei Jahren verurteilt.

Auf meiner Reise durch verschiedene Lager und Gefängnisse begegnete ich vielen, die um absurder und phantastischer Gründe willen verhaftet worden waren. Im Lager K 4 gab es eine alte Frau, man nannte sie allgemein Oma Apostol, deren Verbrechen darin bestand, daß sie einmal zu einem Irren freundlich gewesen war.

Bei diesem hatte es sich um einen älteren Metallarbeiter gehandelt, der einige kleine Münzen mit der Aufschrift: „Nikolaus, Kaiser von Rumänien“ hergestellt hatte. Natürlich war er selber Nikolaus, und sein größtes Vergnügen bestand darin, den Leuten solche Münzen zu verschenken. „Behalte sie“, pflegte er zu sagen, „denn jeder, der eine besitzt, wird Minister werden, sobald ich den Thron bestiegen habe.“

Die Geheimpolizei verhaftete den armen Kaiser und führte bei allen seinen Freunden und Bekannten Untersuchungen durch. Wann immer sie eine Münze fanden, wurde ein Mann oder eine Frau unter Anklage gestellt. Strafen von fünfzehn und zwanzig Jahren wurden von Gerichten ausgesprochen, deren Mitglieder nichts als willenslose Werkzeuge waren.

„Wie schmachvoll!“ rief Helena, das ergebene Parteimitglied. „Konntest du deine Unschuld nicht beweisen?“

„Ich konnte wohl. Aber wem sollte ich sie beweisen? Gott und der König sind weit weg, wie man früher sagte. Es ist immer noch dasselbe. Was kannst du mit

dieser Bande anfangen? Sie sind Ignoranten. Oder Verängstigte.“

Oma Apostol war eine kluge alte Frau, obwohl sie ihr Leben lang als Magd gedient hatte. Sie besaß eine Einfachheit, welche die Dinge durchschaute.

Schlimm war nicht die Unwissenheit unserer neuen Herren, sondern ihre Einbildung. Kleine Büroangestellte wurden Offiziere der Geheimpolizei. Und diese Erhöhung der Unwissenheit setzte sich durch alle Ränge bis zu den Regierungsspitzen hinauf fort, wo der ehemalige Eisenbahnarbeiter Gheorghiu-Dej sich zum Parteiführer aufschwang. Zu jener Zeit machte ein Witz die Runde: Gheorghiu-Dej prahlte de Gaulle vor, daß er den Analphabetismus in Rumänien ausgemerzt habe. Er fragte: „Gibt es bei Ihnen immer noch Analphabeten?“ — „Ja“, antwortete der General, „aber nicht in der Regierung.“

Die Offiziere am Kanal dachten nicht im Traum daran, mit den zerlumpten und schmutzigen Frauen zu sprechen. Aber wenn sie die Umstände dazu nötigten, das Wort an uns zu richten, so hörten wir immer wieder wie von Papageien die gleichen Parteischlagwörter. Wie oft wurde ich gelehrt: „Die Menschheit hat vier große Genies hervorgebracht, nämlich Marx, Engels, Lenin und Stalin.“ Hätte man nach Plato oder Bergson oder Edison fragen dürfen, so wäre ihnen nichts eingefallen, weil sie von ihnen nie etwas gehört hatten.

Die Dummheit der Machthaber und die Furchtsamkeit der ihnen unterstellten Bürokraten fügten der langen Liste harmloser und unschuldiger Gefangener immer neue Namen hinzu.

Da war eine Ärztin, die zufällig die Bemerkung gemacht hatte, sie benutze immer einen im Westen hergestellten Thermometer. Er sei viel leichter zu lesen als das russische Modell. Kurz darauf wanderte sie wegen dieser gegenrevolutionären Erklärung ins Gefängnis,

begleitet von einer Krankenschwester, der zur Last gelegt wurde, hiervon nichts gemeldet zu haben, wie dies eine „loyalere“ Schwester getan hätte.

Einen anderen seltsamen Fall bildeten zwei leichte Damen. Die eine war, kurz gesagt, die Mätresse König Carols gewesen. Und die andere diejenige des kommunistischen Innenministers Georgescu. Beide begingen den Fehler, mit den Tagen ihres Glanzes zu prahlen. Die Mätresse des Königs war automatisch durch ihre Beziehungen zum Hof kompromittiert, während diejenige Georgescus zuviel von dem Luxus, in welchem der neue Minister lebte, erzählt hatte, von seinen Champagner- und Kaviargelagen. Er ließ sie verhaften und ins Gefängnis werfen. Später wurde er selber von seinen Genossen eingekerkert.

Ich begegnete Hunderten von Angehörigen religiöser Sekten, die es ablehnten, sich anzupassen. Frauen der Bewegung der Christlichen Wissenschaft, Theosophinnen, Zeugen Jehovas.

„Es ist Sonnabend“, rief die kleine Annie Stanescu. „Es muß sein. Sie schlagen die Adventisten!“

Jeden Sonnabend wurden die Frauen dieser Sekte vorgeführt und zum Arbeiten angehalten. Und jedesmal weigerten sie sich. Sie wurden grausam mißhandelt, aber nichts vermochte ihren Sinn zu ändern. Orthodoxe, Katholiken und Protestanten arbeiteten am Sonntag, um nicht geschlagen zu werden. Die Adventisten jedoch litten Woche um Woche.

Zahlreiche Frauen wurden wegen einer angeblichen Erscheinung der Jungfrau Maria verhaftet. Es geschah in einer Hauptstraße von Bukarest. Jemand zeigte auf ein Kirchenfenster und rief: „Schaut! Die Jungfrau Maria!“ Und sofort sahen Hunderte die Erscheinung. Priester warnten. Die Polizei nahm Verhaftungen vor. Und immer noch strömten Menschen herbei.

Die Polizei glaubte, die Frage dadurch zu lösen, daß

sie die Fenster einwarf. Sofort zeigte sich die Jungfrau Maria hinter dem nächsten. Die ganze Fensterreihe wurde eingeworfen. Dann bewegte sich die Jungfrau die Siegesstraße hinauf und erschien an den Fenstern des Polizeihauptquartiers.

Als einzelne Polizisten das Wunder ebenfalls erblickten (viele stammten aus streng orthodoxen Kreisen), setzten Massenverhaftungen ein.

Und so ging es weiter. „Es ist eine große Lotterie“, sagte Klara, die deutsche Kabarettchauspielerin. „Manchmal ziehst du eine Karte mit dem Vermerk ‚Gefängnis‘ und manchmal eine mit der Aufschrift ‚Freiheit‘.“

Zenaida Radu sagte: „Die Karte, die ich mir wünsche, trägt die Aufschrift: ‚Westen.‘“ Sie wandte sich an mich: „Was meinen Sie dazu?“

Ich antwortete: „Ich habe meine Karte schon längst gelöst. Darauf steht ‚Paradies‘.“

Um elf Uhr nachts wurde die Tür der Hütte aufgerissen. Sechs Wärterinnen marschierten herein und schrien:

„Jedermann aufstehen! Inspektion durch die Lagerkommandantin!“

Die Eisenbahnschiene wurde angeschlagen und verkündete klirrend den Weckruf.

Geblendete, erschrockene Frauen sprangen schauernd aus ihren grauen Bettdecken. Wir stritten und balgten uns, um alle unsere Sachen zusammenzubringen. Vielleicht wurden wir anderswohin verlegt!

In voller Uniform mit Mütze und glänzenden Stiefeln trat unsere breitschultrige Lagerleiterin ins Zimmer, als ob sie eine militärische Parade abnehmen wollte.

„Frauen! Alle unter euch, die eine fremde Sprache sprechen, sollen einen Schritt vortreten. Ich betone:

eine fremde Sprache. Nicht Russisch oder Serbisch, vielmehr Englisch, Französisch oder so was.“

Eine Anzahl Frauen trat vor, Lehrerinnen, Journalistinnen, ehemalige Damen vom Hofe — eine Reminiscenz aus bürgerlichen Tagen.

Unsere Namen wurden aufgezeichnet. Die Wärterinnen strengten sich furchtbar an und wurden ärgerlich, weil sie dabei lächerlich aussahen. Dieses Theater war immer eine elende Sache. Zuletzt wurde Wurmbrand als Französisch und Deutsch sprechend eingetragen. Und fort waren sie. Wir hatten zwei Stunden Schlaf verloren, und während zwei weiteren Stunden tauschten wir ängstlich Vermutungen aus. Was sollte das bedeuten?

„Übersetzer, darum geht es“, versicherte Klara.

„Die Amerikaner kommen!“

„Und die Franzosen!“

„Glückliche Hexen“, meinte eine der Dirnen. „Warum sollt ihr so bequeme Posten bekommen, nur weil ihr sagtet, ihr könntet ein paar Worte Französisch quaken?“

„Und was fällt dir ein, Klara, zu behaupten, du sprächst Französisch? Wir wissen, daß du eine Deutsche bist!“

„Ich und nicht Französisch sprechen!“ Klara lachte theatralisch. „Meine Liebe, meine ‚Phèdre‘ war berühmt. *Oui, prince, je languis, je brûle pour Thésée.*“ Sie umfaßte mit den Händen ihren Hals und starrte Oma Apostol an. „*Que dis-je? Il n'est point mort puisqu'il respire en vous. Toujours devant mes yeux . . .*“

„O bitte, laßt uns ein wenig schlafen!“

Aber die kriminellen Gefangenen barsten vor Bosheit und Neid. Es war schon fast Morgen, als ich in einen von unruhigen Träumen erfüllten Schlaf sank.

Als wir dann aber über die Ebene zur Arbeit stapften, fühlte ich mich leichten Herzens. Konnte es wahr sein?

Arbeit als Übersetzerin in einem warmen Büro, fern von diesem endlosen Wind? Hatte irgendeine große internationale Änderung stattgefunden? In unserer Gruppe im Steinbruch gingen alle möglichen Gerüchte um.

Ich arbeitete diesen Tag neben einer winzigen Jüdin namens Jessica. Schon oft hatte ich sie im Lager bemerkt. Sie besaß ein ruhiges, süßes Lächeln, das unter den vielen verängstigten Gesichtern so friedlich wirkte. Ich behielt die Wärterinnen im Auge und erzählte Jessica, was sich in der Nacht in unserer Hütte ereignet hatte.

„Das geschieht überall“, erwiderte sie. „Und in jedem Lager. Manchmal kommen sie herein und fragen, wer eine Ausländerin sei. Dann beeilen sich Deutsche und Jüdinnen, ihre fremden Namen anzugeben, weil sie glauben, die Erlaubnis zur Auswanderung zu erhalten. Aber es ist nichts dabei. Sie wollen euch damit nur quälen.“

Bald entdeckte ich, daß sie recht hatte. Es handelte sich einfach um eine neue Marter, um den Geist zu erschöpfen und den Willen zu untergraben. Wir wurden noch oft nach Mitternacht aus den Betten geholt, um eine Neuauflage dieses bitteren Scherzes zu erleben. Einmal fragten sie nach Sportlerinnen. Das Gerücht ging um, daß Rumänien knapp war an Bewerberinnen für die Olympischen Spiele — jede die laufen, springen oder schwimmen konnte, würde vielleicht zum Training zugelassen werden! Die meisten vermochten kaum zu gehen, und trotzdem glaubte man daran wie an ein Dogma.

Das machte uns empfänglicher für die Umerziehung. Ein Frauenchor war nun zusammengestellt worden, der kommunistische Lieder, allen voran die Internationale, lernen mußte.

„Wacht auf, Verdammte dieser Erde, die stets man noch zum Hungern zwingt . . .“

„Und beginnt mit uns!“ jubilierte Annie Stanesco.

Auch ein Stück mit dem Titel „Das wahre Glück“ wurde aufgeführt. Es zeigte, daß das wahre Glück darin bestand, einen Kanal für den Sozialismus zu bauen. Ferner kamen Verse darin vor, welche die Schrecken kapitalistischer Ausbeutung brandmarkten. Und als wir aufgerufen wurden, für die Millionen hungernder Amerikaner zu weinen, sah ich Frauen unter uns, die tatsächlich Tränen vergossen.

Nachdem der Versuch des schurkischen Onkel Sams, den Kanal zu sabotieren, zum Scheitern gebracht worden war, sang eine aufrichtige junge Kommunistin mit quietschendem Sopran:

„Wie lieben wir unseren Vater Stalin,
nie wird unsere Freude an der Partei verblassen . . .“

Das Traurigste bildete am Schluß der Jubel und Beifall. Etwas davon war echt. Zwischen Folterknecht und Gefoltertem kann eine Art Haßliebe entstehen. Wärterinnen, die uns schlugen und verhöhnten, wurden oft mit zärtlichen Kosenamen bedacht.

„Bevor ein Haus gebaut werden kann, muß der Schmutz mit allem Ungeziefer weggeräumt werden!“ Die jüngeren Wärterinnen, denen man beigebracht hatte, daß wir lauter Banditen seien, wiederholten diese im Unterricht gelernten Schlagwörter. Und wir lernten, uns vor blankäugigen Mädchen in den Zwanzigern zu hüten. Sie konnten brutaler sein als irgendein Mann. Solange der Unterricht dauerte.

Dann aber wurden sie für Monate und Jahre am Kanal eingesetzt und lebten an diesem öden Ort neben ihren Gefangenen. Sie marschierten mit uns die vielen Meilen bis zum Steinbruch. Sie überwachten uns bei der Arbeit. Und obwohl es streng verboten war, sprachen sie manchmal mit uns.

Nach einiger Zeit stellten sie fest, daß sie es nicht bloß mit „Ungeziefer“ und „Banditen“ zu tun hatten,

sondern oft mit einfachen Bäuerinnen, wie jenen ihrer eigenen Familie. Es war die Zeit der erzwungenen Kollektivierung, als Land und Vieh ihren Besitzern weggenommen wurden. Als die Wärterinnen vernahmen, daß ihre eigenen Verwandten hungerten und verhaftet wurden, begannen Zweifel in ihnen aufzusteigen.

Sie büßten den Stolz auf ihre Arbeit ein, dann den Glauben an die Partei. Hand in Hand mit dem Angriff auf die Kirche ging die Beschlagnahmung aller Dinge, die ihnen lieb gewesen waren. Der Stimmungsumschwung gegenüber den Folgeerscheinungen des Kommunismus brachte bei einigen unserer Wärterinnen eine wunderbare Wandlung mit sich.

Im Lager K₄ gab es mehrere Schulumädchen, die hierher verschickt worden waren, weil sie patriotischen Studentengruppen angehört hatten. Unter ihnen befand sich die fünfzehnjährige Maria Tilea, eine große Schönheit. Die Sklavenarbeit schien diese Schönheit nur noch zu steigern. Die Haut wurde überzart, die dunklen Augen lebhafter, die feinen Gesichtsformen traten noch deutlicher in Erscheinung. Sie besaß ein Selbstvertrauen, das im wachsenden Bewußtsein, von allen geliebt und bewundert zu werden, begründet war.

Nina, eine rosenwangige Wärterin, die mir früher einige Freundlichkeiten erwiesen hatte, war diesem zarten Mädchen aus einer andern Welt gegenüber sehr aufmerksam.

„Welch ein Jammer, dieses arme Mädchen. Sie ist ja noch ein Kind! Man hat mir gesagt, ich werde mit Diebinnen und Mörderinnen zu tun haben, aber sie ist eine richtige junge Dame!“

Eines Tages fragte Nina meine christliche Freundin Karina: „Sind Sie eine der Klosterfrauen?“

„Nein, ich bin die Frau eines Pfarrers.“

„Ah, sie haben mir von Ihnen erzählt. Brot verschenken und solche Sachen . . . Damit werden Sie sich noch krank machen. Hier — in einer Minute gehen Sie in die Latrine und greifen mit der Hand zum Fensterbrett rechts hinauf.“

Sie ging. Sie griff hinauf, und ihre Hand berührte etwas, das in Papier eingewickelt war. Ein Butterbrot. Nina wäre selber in ein Arbeitslager verschickt worden, wenn man ihre Freigebigkeit entdeckt hätte.

Karina und ich führten mehrmals ein Gespräch mit ihr. Sie erzählte uns, wie sie als Kind immer die Kirche besucht habe. Sogar als sie der kommunistischen Jugend hatte beitreten müssen, ging sie immer noch zur Kirche — sie wanderte jedoch meilenweit in das nächste Dorf, wo man sie nicht kannte.

„Einmal begegnete ich auf dem Heimweg einer der Jugendführerinnen. Sie fragte mich, wo ich gewesen sei. ‚Es ist Sonntag — warst du etwa in der Kirche?‘ Ich antwortete, ich hätte dies alles schon vor Jahren aufgegeben. Heute wünschte ich, daß ich ihr gesagt hätte, sie sollte sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern, aber was hätte das schon genützt? Daheim mußte ich heftig weinen. Mir war zumute wie Petrus, als er Christus verleugnet hatte.“

Sie hatte geweint, aber sich bekehren wie Petrus ging über Ninas Kraft. Vielmehr ließ sie sich von der Kirche trennen und in die Miliz aufnehmen. Schließlich wurde sie Lagerwärterin. Gierig nahm sie das Gerede vom Aufbau einer besseren Welt und von der damit verbundenen Ausmerzung des Mittelklassenungeziefers in sich auf. Sie hatte Gefangene geschlagen und mißhandelt. Jetzt sah sie, was der Kommunismus in Dörfern wie ihrem eigenen getan hatte, und fühlte sich schuldig.

Karina war nicht die einzige, der sie half. Aus gewissen Anzeichen schloß ich, daß sie sich mit Maria

Tilea angefreundet hatte. Das Schulmädchen erzählte mir Monate später, als Nina nicht mehr bei uns war, was diese für sie getan hatte.

„Meine Eltern verfügten immer noch über ein wenig Geld. Und einige Sachen waren irgendwie gerettet worden, als unser Eigentum konfisziert wurde. Ich fragte Nina, ob sie meinen Eltern mitteilen wollte, daß es mir gut gehe. Als sie hinging, versprach ihr mein Vater Geld oder ein Geschenk, wenn sie mir einige Sachen brächte — Aspirin, Schokolade, eine wollene Überziehhjacke.“

Das hätte Nina das Leben kosten können. Aber sie tat es, schmuggelte die Sachen ins Lager und lehnte das Trinkgeld ab. Der Besuch in Marias Wohnung bedeutete für sie eine Offenbarung. Die netten Gegenstände, das ruhige Haus, die Freundlichkeit der Tileas, das alles war neu für sie. Ihr Glaube an den Kommunismus wurde noch mehr erschüttert.

Als ich das erstemal mit ihr sprach, kam ich nur mühsam vorwärts. Sie papageite damals noch die Verhöhnung der Religion, die sie alle in den Unterrichtskursen lernten. Ihr Herz war verschlossen. Wenn ich von Christus sprach, sagte sie: „Wir Kommunisten sind die besten Freunde von Christus! Falls es einen Himmel gibt und Christus der Richter ist, werden wir von ihm am meisten begünstigt werden. Dein Mann ist Pfarrer. Wie viele Leute hat er wohl zu Christus geführt? Einige Dutzend? Einige hundert? Aber wir Kommunisten sorgen dafür, daß Christus jedes Jahr Tausende von Kunden bekommt, die mit seinem Namen auf den Lippen sterben. Wir füllen seinen Himmel. Er sollte dankbar sein!“

Ich bemerkte, das könnte mehr bedeuten, als sie glaubte. Die bösen Menschen, die aus Maria Magdalena eine Sünderin gemacht hatten, hatten sie auch vorbereitet, eine Heilige zu werden. Derjenige, der in Saulus

von Tarsus den Haß gegen das Christentum geweckt hatte, legte zugleich die Grundlagen zum künftigen Paulus. Die Bibel sagt: „Wo aber die Sünde mächtig geworden ist, da ist doch die Gnade viel mächtiger geworden.“ Und ich fragte mich, ob die Kommunisten mit ihren Scherzen, daß sie Christen in den Himmel schicken, nicht das Mitleid Gottes auf ihre Bosheit anziehen. Dies war ein Schritt auf dem Wege ihrer Bekehrung.

Nina wurde wieder Christin, und dies läßt sich nicht leicht verheimlichen. Ein Verräter wie Kim Philby mag unentdeckt zwanzig Jahre lang wirken, weil er von Schlechtigkeit umgeben ist, und er sich darin verbergen kann. Unter jedem Stein lauert eine neue Schlange. Aber Güte ist ein seltener Schmetterling, der selbst gleichgültigen Augen auffällt. Niemand übersieht ihn, und irgend jemand wird ihn töten wollen.

Irgendeinmal im Jahre 1951 verschwand Nina aus dem Lager K 4.

Lange Zeit wußten wir nicht, was aus ihr geworden war. Dann entpuppten sich drei Neue als frühere Wärterinnen aus Lagern am Kanal, die verurteilt worden waren, weil sie von Gefangenen Trinkgelder angenommen hatten. Nina war mit ihnen zusammen vor Gericht gewesen und hatte zehn Jahre bekommen.

Die arme Maria war völlig fassungslos.

„Alles ist meine Schuld!“ weinte sie.

Ich erwiderte, sie sollte es nicht so schwer nehmen. Im Grunde ihres Herzens habe Nina dies tun wollen. Sie würde als Gefangene mehr Freude erleben als je als Wärterin.

Wir sprachen oft über Nina. Karina sagte, sie wisse, was ihr bevorstehe, und sie werde eine sehr gläubige Christin werden. Das Leid werde ihr große Überzeugungskraft beim Sprechen mit anderen verleihen. Aber wenn sie im Gefängnis stürbe? Dann würde es um

einer guten Sache willen sein, und Gott lasse nicht einmal eine Schale Wasser unvergolten, die jemand einem Leidenden gespendet hat. Er werde auch sie belohnen. Diejenigen, die für ihren Glauben stürben, lassen die größte Erbschaft eines Einflusses zum Guten zurück.

Die Donau

Während der Nacht schneite es stark. Als wir uns vor den Reihen der Hütten aufstellten, fielen immer noch dicke Flocken. Die Wachttürme, die wie Skelette aussahen, waren hinter dem weißen Schleier fast verschwunden. Aber der Wind hatte aufgehört. Jeder Ton war dumpf und tot.

Aus einer entfernten Küche stieg Dampf aus einem Ventilator auf. Diese Erinnerung an Wärme bedeutete nur noch eine zusätzliche Pein. Nur wenige „Politische“ wurden zur Küchenarbeit zugelassen. Fast ebenso begehrt war die Waschküche. Die tägliche Norm war schwer zu erfüllen — dreißig Leintücher, dreißig Kissenbezüge, dazu Hemden und Hosen, alles von Hand mit Brocken schlechter Seife. Aber man war wenigstens drinnen.

An diesem Morgen versuchten ungewöhnlich viele Frauen, sich krank zu melden. Anna Cretzeanu, die Lagerärztin und selber eine Gefangene, zeigte kein Interesse.

„Dir fehlt nichts!“ sagte sie, „arbeitsfähig.“

Wie die Gefangenen diese wimmernde Stimme verabscheuten! Dr. Cretzeanu hatte sich selbst verkauft, um drinnen bleiben zu dürfen, geschützt vor Regen und Schnee. Sie besaß Macht über Leben und Tod in einem Sinn, der für den medizinischen Beruf etwas Neues bedeutete. Sie wußte, daß sie gewisse Frauen, indem sie sie zur Arbeit schickte, zum Tode verurteilte.

Manche waren so schwach, daß sie ohnmächtig wurden, sobald sie hörten, daß sie wieder zum Steinbruch hinaus mußten. Aber sie hatte ihre Befehle vom Gesundheitsamt. Je mehr Frauen sie gestattete, krank zu sein, je geringer wurden ihre eigenen Aussichten zu überleben oder freigelassen zu werden.

In Hütte 10 gab es eine andere Ärztin, die ihre Redlichkeit bewahrt hatte. Die Insassinnen brauchten alle Ausflüchte, um sie im Lager zurückzuhalten, wenn es sich auch nur um einige Tage handelte. Sie war über sechzig und nicht mehr kräftig genug, um meilenweit bis zum Steinbruch zu marschieren oder gar dort zu arbeiten. Und sie verstand ihr Handwerk viel besser als Cretzeanu. Aber die Kommandantin war sehr zufrieden mit der Wahl ihrer Ärztin. Die andere aus Hütte 10 mußte Karren schieben.

Eine Aspirin, ein warmes Getränk, jede Art von Schmerzstiller war ein Traum für uns. Zahnschmerzen mußten ertragen werden. Das Lager war voll von Frauenkrankheiten, die durch die harte Arbeit verursacht wurden. Ärztinnen, die sich als Gefangene im Lager aufhielten, diagnostizierten sie richtig. Die Frage der Behandlung stand auf einem anderen Blatt.

Als wir durch den Schnee stapften, sagte Karina: „Wir wollen nicht an Cretzeanu denken. Sie ist zu bemitleiden. Jedesmal, wenn ich sie schreien höre ‚arbeitsfähig‘, fällt mir eine Freundin ein, eine Ärztin, die mit Vorbedacht der Miliz beitrug. Sie zog um Christi willen diese verhaßte Uniform an und spielte die überzeugte Kommunistin, um anderen zu helfen. Sie tat sehr viel Gutes für die Kranken, bevor sie von einer Denunziantin angezeigt wurde. Jetzt befindet sie sich im Gefängnis.“

„Arme Seele. Sie muß eine Art Heilige gewesen sein.“

Wir taumelten über die weiße Decke unter dem dunk-

len Himmel. In dem Schweigen, das ringsum herrschte, tönte das Hämmern vom Steinbruch seltsam verloren.

Im Verlauf des Morgens quetschte ich mir die Hände zwischen zwei schweren Steinen. Es war eine Qual, die Blöcke auf den Karren zu heben. Eine ältere, neu hinzugekommene Frau bemerkte meine Schwierigkeiten und versuchte, mir zu helfen. Sie fragte mich, ob ich im Gefängnis einem Mädchen namens Fanny Marinescu begegnet sei.

„Ja“, sagte ich, „ich kannte sie gut. Ich pflegte ihr in Jilava Französischstunden zu geben, und wir wurden Freundinnen.“

„Was ist aus ihr geworden?“

„Sie ist jetzt im Himmel. Sie starb an Krebs, weil sie zu lange nicht behandelt worden war.“

Die Frau begann zu weinen. Ich begriff, daß sie Fannys Mutter war.

Eine Wärterin trat herzu, und wir konnten nicht mehr miteinander sprechen. Man hört nicht auf zu arbeiten, weil man ein Kind verloren hat. Sie taumelte blindlings herum, ergriff Steinblöcke. Tränen rannen ihr über die Wangen. Unsere Herzen bluteten wie unsere aufgeschürften Hände.

Erst am anderen Tag bot sich mir Gelegenheit, einige tröstende Worte an sie zu richten. Wir warteten in der Mittagspause auf das Essen.

„Fanny ist jetzt im Himmel“, sagte ich. „Sie starb im Glauben an den Erlöser, der uns das ewige Leben gibt.“

„Im Himmel! Das läßt sich leicht sagen. Wenn sie Ihre Tochter wäre . . .“

Ich erzählte ihr, daß ich meine eigene Familie unter der Nazi-Herrschaft und meine Pflegekinder beim Untergang eines nach Israel fahrenden Schiffes verloren hatte.

„Aber das ist kein Grund, Frieden und Ausgeglichenheit einzubüßen. Wir sind alle vorübergehende Wesen— aber es gibt auch ein ewiges Dasein in Gott. Das sei Ihr Trost.“

Wir saßen zusammen, pflegten unsere zerquetschten Finger, warteten auf die fettige Suppe. Unsere Arme und Beine zitterten vor Erschöpfung.

Sie sagte mir, sie heiße Cornelia.

„Ihre Tochter“, erwiderte ich, „hat vielen Gefangenen in kummervollen Stunden geholfen, indem sie ihnen vom ewigen Leben erzählte. Anderen habe ich geholfen. Und Sie helfen mir, diese Steine aufzuheben. Und im Himmel ist der große Helfer, der für jene sorgt, die wir verloren haben.“

Sie schien ein wenig getröstet.

Eines Abends kam sie in meine Hütte. In kalten Nächten waren nicht viele Wärterinnen anwesend, und sie hatte unbemerkt den Hof überquert.

Ich fühlte, daß sich jemand auf mein Bett setzte und meinen Arm berührte. Ich öffnete die Augen und richtete mich auf.

Cornelia lächelte bebend. „Lassen Sie mich ein wenig hier sitzen. Die Teufel scheinen in Ihrer Nähe keine große Macht zu haben.“

Jeder Christ strahlt etwas von der Herrlichkeit des Herrn aus. In Zeiten des Leids mögen andere dies empfinden.

„Alle Insassen unserer Hütte sind bestraft worden“, sagte Cornelia. „Ich konnte nicht früher hinaus. Wir mußten in dieser Woche jeden Abend den Boden scheuern.“

Sie schlug sich auf die dünnen Arme, um sich zu erwärmen. Sie trug eine alte Wolljacke.

„Ich bin nicht hergekommen, um zu klagen. Vielmehr möchte ich Ihnen etwas erzählen, das ich in meinem ganzen Leben sonst niemand erzählen werde.“

Das zarte Gesicht wurde durchscheinend, das Leid von Freude verklärt.

„In der vergangenen Nacht fiel ich, noch ehe ich mich entkleidet hatte, in Schlaf. Und da befand ich mich auf einem großen Feld, so weit wie die Ebene Baragan, wo wir arbeiten. Aber soweit das Auge reichte, war es voll Blumen. Die Luft war erfüllt von einem durchdringenden süßen Duft. Wie Maiglöckchen. Und ich fühlte, daß meine Tochter da war. Trotz der Weite war es ganz traulich. Ich hatte noch nie so viele Blumen und Gräser zusammen gesehen. Es summte von Bienen und Wespen. Und Wolken von Schmetterlingen, in allen Farben schillernd, flogen mir entgegen. Ich empfand eine solche Ruhe des Geistes. Alle Schönheit und Hoheit der Erde schien an einem Ort vereinigt zu sein.

Während ich dastand, kam eine Frau auf mich zu. Sie besaß Augen, mit denen sie mir sanft gerade ins Herz hineinblickte. Sie legte mir einen Strauß weißer Maiglöckchen in die Hand. Der Duft war so süß! Ich empfinde ihn noch jetzt. Von der Mitte des Feldes her vernahm ich eine starke und zugleich sanfte Männerstimme, welche deutlich die Worte aus Salomos „Hoheslied“ sprach: ‚Wie die Lilien unter den Dornen, so ist meine Freundin unter den Mädchen.‘

Dann erwachte ich und erkannte, daß ich mich immer noch am Kanal befand. Und daß diese furchtbaren Verrückten, die Wärterinnen, auf mich warteten. Aber als sie um fünf Uhr auf die Eisenbahnschiene schlugen, erhob ich mich und ging hinaus zum Steinbruch, als tanzte ich über Wiesen, um meinen Geliebten zu erfreuen.

Noch sehe ich das Feld und die Blumen, empfinde ich ihren Duft und höre ich die Stimme. Und die Frau, ich werde sie nie vergessen.“

Die Erinnerung lebte in ihrem Herzen fort. Sie sah

nun die tausend kleinen Freundlichkeiten, Schönheiten, all die Zeichen und Wunder, die von Seinem Dasein zeugen, mit anderen Augen an.

Manchmal waren die Erinnerungen aus dem Tal der Leiden sehr schön.

Erst nach vielen Tagen begann es zu tauen. Ich erwachte über dem Geräusch von Wassertropfen, die aus den Dachrinnen herunterfielen. Die eisenharte Erde hatte sich in Sumpf verwandelt. Gräulicher Schnee klebte noch an den Mauern, an die er vom Winde hergetragen worden war, aber die milde Luft brachte auch diese letzten Flecken noch zum Verschwinden. Wie hatten wir in diesen Monaten alle darauf gehofft, aus der Umklammerung des Winters befreit zu werden!

Sogar die Wärterinnen fühlten sich munter. Sie schrien und bellten uns und sich selber gegenseitig an wie spielerische Hunde. Eine leichte Brise wehte von Süden her und brachte einen unbestimmten Duft mit sich. Vom Meer vielleicht. Oder vom Frühling.

Ich arbeitete wieder an den Lastfähren. Hinaus ging's auf die sanften, schwarzen Fluten der Donau, wo wir unsere großen Steine mit viel Gespritz ins Wasser fallen ließen. Meine Hände und Füße waren starr und blau. Große Flecken klaren, blauen Himmels erschienen zwischen Wolken, die in einem neuen Weiß erstrahlten.

Auf dem Hin- und Rückweg wurde die Kolonne immer von Wärtern begleitet. Sie waren die einzigen Männer, die wir zu sehen bekamen, und die Frauen riefen ihnen manchmal schmutzige Scherze zu. Heute ertönten mehr denn je.

Annie Stanescu, eine zänkische kleine Prostituierte, führte diesen Reigen immer an.

„Was unterstehst du dich!“ sagte Zenaida. „Dieser

Peter hat Hände wie ein Gorilla. Und all das schwarze Haar auf dem Rücken! Ich bin sicher, er ist von Kopf bis Fuß damit bedeckt, wenn man es sehen könnte.“

„Und hier gibt's Frauen, die auch welches haben!“ Annie zeigte ihre goldenen Zähne. Lachen ertönte.

„Puh!“ Zenaida schauderte.

„Was sie an uns nur anziehend finden mögen“, verwunderte sie sich. „Ich kann es mir nicht vorstellen. Gibt es eine unappetitlichere und geschlechtslosere Bande von Geschöpfen, als wir sind? Ich bin sicher, wir riechen furchtbar!“

Annies Antwort hierauf löste bei ihren Freundinnen Lachströme aus. Schmutzige Worte wurden ausgetauscht. Niemand verbot es.

„Unsere kleine Heilige liebt unflätiges Geschwätz nicht!“ schrie Annie. Die Wärter, die herumlungerten und rauchten, während wir arbeiteten, grinsten und sahen mich an. „Sie denkt, wir seien scheußlich!“

Ich verhielt mich still, was natürlich einen Vorwurf bedeutete. Aber Annie, deren lockere Reden selten boshaft waren, hatte mir einen übleren Streich gespielt, als sie dachte.

Gegen Abend traten wir ins Glied, wund und müde.

„Antreten! Antreten!“ bellten die Wärter. Wir marschierten nach dieser Arbeit zu einem Sammelplatz, wo Lastwagen warteten.

Der schmutzige Pfad führte am Flußufer entlang. Ich bemerkte, daß die Blicke des Wärters Peter auf mich gerichtet waren. Ein häßliches, kleines Grinsen machte seine Augen schmal. Er stieß seinen Kameraden, einen stumpfsinnig dreinschauenden, flachnasigen Jungen, an. Dann streckte er einen Fuß vor, so daß ich zu Boden fiel, in den Kot, der den Weg bedeckte.

Die Wärter grölten vor lachen.

Eine Hand streckte sich nach mir aus und hob mich

auf. Ich schrie auf und wehrte mich, schlüpfrig vom Schlamm, gegen Peters Griff.

„Was Sie jetzt brauchen, meine Dame“, brummte er, „ist eine Waschung.“

„Schmeiß sie in die Donau!“ schrie eine weibliche Stimme.

Ich fühlte die Pranken des anderen Wärters. Einer faßte meine Handgelenke, der andere meine Knöchel. Ich wurde vom Boden gehoben, einmal hin und her geschwungen und flog dann durch die Luft. Ich landete platschend auf dem steinigen Grund des seichten Ufers, halb betäubt, aber immer noch bei Bewußtsein. Eisiges Wasser floß über mich hin, so reißend, daß es mich über die Felsen zog. Die Strömung wirbelte mich herum. Vom Ufer her ertönten Rufe, aber ich verstand nichts. Jedesmal, wenn ich aufzustehen versuchte, warf mich die Strömung wieder um. Ich schlug hilflos um mich und verletzte mich dabei an den Steinen.

Zwei Hände packten mich unter den Armen. Ich wurde durch das seichte Wasser gezogen. Der Mann, der mich angefaßt hatte, strauchelte, fiel rücklings um und blieb im Wasser sitzen. Dann lag ich flach am Ufer.

Jemand zwang mich aufzustehen und schlug mir auf den Rücken. Mir war übel, und ich fühlte mich leer. Jetzt erst achtete ich auf den scharfen Schmerz auf der einen Seite. Schwindel zwang mich, wieder hinzuliegen. Als die Übelkeit vorüber war, lag ich eine Weile und hörte dem Fluß zu — war es das Wasser des Lebens, das im Paradiese fließt? Aber dann sah ich durch schwarze, nasse, nackte Sträucher zum Himmel empor. Ich war noch nicht im Paradies.

„Dir fehlt nichts. Steh auf!“ Eine weibliche Stimme. Die Frau sah auf mich herab. „Beweg dich, sonst erfrierst du.“

Die junge, bäurisch aussehende Wärterin half mir, mich aufzurichten. Der behaarte Peter war nirgends zu

sehen. Ich versuchte, den Rand meines langen Kleides auszuwringen.

„Komm jetzt, komm!“

Sie zerrten mich empor. Ich schauderte nun, aber mehr vor Schrecken als vor Kälte. Die Kolonne war ein paar hundert Meter weiter vorne auf dem Marsch. Ich hinkte hinterher, unterstützt von den Wärterinnen, die mich vorwärts stießen.

Als wir uns der Hauptkolonne angeschlossen hatten, warfen mir die Frauen mitleidige Blicke zu. Wir warteten auf die Lastwagen.

Der behaarte Peter rief: „So ist's besser. Es geht nichts über ein kaltes Bad!“

Meine Kleider waren kalt und klebrig, die Schuhe glucksten. Ich griff an meine Seite und fragte mich, was mich dort schmerzte. Es wurde schlimmer. Sobald wir im Lastwagen waren, durchfuhr es mich bei jedem Ruck wie mit einem glühenden Dolch. Das Schwanken des Fahrzeugs verursachte mir heftige Übelkeit.

„Dieses Scheusal von einem Peter!“ murmelte Zenaida empört. Unsere Gruppenführerin, eine Kriminalgefangene, befand sich im Wagen. Sie hatten mich schleunigst herausgefischt, nachdem für sie der Spaß vorbei war. Schließlich mußten sie im Wachgebäude die gleiche Anzahl Gefangener zurückmelden, mit der sie am Morgen ausgerückt waren. Eine Arbeitssklavin weniger würde einen Verlust für den Staat bedeuten.

Irgendwie gelangte ich in die Hütte zurück, wo ich meine nassen Sachen auswang. Meine Seite war stark geschwollen und Hände und Beine aufgeschürft. Die Arme hochzuheben, verursachte Qualen. Während der Nacht versuchte ich alle paar Minuten eine bequemere Stellung einzunehmen. Aber es gab keine.

Am Morgen sah ich „Doktorin“ Cretzeanu. Ein riesiger violetter und gelber Flecken wie eine Landkarte von Afrika breitete sich auf der einen Körperseite aus, und

es war mir unmöglich, den Arm über Hüfthöhe zu heben.

„Arbeitsfähig!“ urteilte Cretzeanu.

Ich trat mit den andern ins Glied.

„Was ist mit dir los?“

Die Aufseherin glotzte mich an. Vielleicht hatte ich geschwankt. Ich fühlte mich matt. Ich sagte: „Es ist mir unmöglich, heute zur Arbeit zu gehen. Ich habe große Schmerzen. Ich glaube, meine Rippen sind gebrochen.“

Aber der behaarte Peter schaute nach mir aus. Er faßte mein Handgelenk und zog mich aus der Reihe. „Was los ist mit ihr: sie hat gestern ihre Norm nicht erfüllt. Vorwärts!“

Er wirbelte mich herum und stieß mir den Fuß in den Rücken. Es war mehr als ein Fußtritt: ich wurde fast in die Luft gehoben und in die Reihe der Frauen geworfen.

So ging ich an jenem Tag und an allen folgenden Tagen zur Arbeit. Ich hatte zwei Rippen gebrochen (nach meiner Freilassung wurde dies von den Ärzten festgestellt), aber Gott heilte sie. Wir haben im Gefängnis viele wunderbare Heilungen erlebt.

Lager K4: Sommer

Der Frühling kam. Büschel zarten, neuen Grüns sproßten zwischen dem armseligen Gras, das an der Straße zu den Steinbrüchen entlang wuchs. Ein wenig Süßgras in dem lauwarmen Wasser, das wir am Mittag als Suppe erhielten, bedeutete einen Hochgenuß. Aber auf dieser rauhen Ebene war Süßgras trotz des endlosen Regens seltener als bitteres Unkraut. Nur die kräftigeren Lebensformen überdauerten in diesem strömenden Wind, der uns die Suppe aus den Löffeln wehte, ehe wir sie zum Mund führen konnten.

Gras essen war verboten wie alles, womit die „Politischen“ ihre Lage hätten verbessern können. Wir weideten es ab wie Vieh, wenn die Wärterinnen nicht hinsahen. Und wir paßten auf Spitzel auf, die uns sogar hierbei bewachten, weil man ihnen versprochen hatte, sie würden freigelassen, wenn sie dies täten. Und sie glaubten diesen Versprechungen.

Auch Frösche gehörten im Lager K₄ zum Jagdwild. Ihr rohes Fleisch galt als Leckerbissen. Sie waren überraschend schwer zu fangen. Aber manchmal hüpfte ein abenteuerlustiges Fröschlein in den Steinbruch, was es dann sofort mit dem Leben büßen mußte.

Es gab große Mengen am Ufer. Nachts wurde der Klang ihrer Stimmen meilenweit über die Felder getragen. Ich erinnerte mich, daß die Bibel über froschartige Geister spricht. Ich hatte mich oft über diesen Vergleich gewundert. Dann kamen die Kommunisten mit ihrem endlosen Gequak von Parteischlagwörtern. „Lang lebe die Partei, quak, quak! Lang lebe die Volksrepublik, quak, quak, quak! Nieder mit den kriegshetzerischen Imperialisten, quak!“ Und ich verstand.

Weniger beliebt waren Schlangen. Eine dicke, grüne Art wurde verschlungen, aber die Erschütterungen an den Arbeitsplätzen verscheuchten sie. Einige wurden von denen gefangen, die das verkümmerte Gestrüpp wegzuräumen und Strandhafer zur Verhütung der Erosion anzupflanzen hatten. Einmal lief eine wilde Katze über den Weg, die eine Schlange im Maul trug. Das erschreckte Tier wurde mit einem Hagel von Steinen verfolgt. Es entfloh, ohne seine Beute fahrenzulassen.

Der Hunger nach Fleisch oder irgendwelchem Protein war das Ergebnis unserer Suppendiät. Ob es sich um Kartoffel-, Bohnen- oder Rübensuppe handelte, keine sättigte. Erkrankungen an Vitaminmangel waren häufig. Fast jede Gefangene litt an Durchfall. Es gab Fälle von Skorbut und merkwürdigen Hautkrankheiten.

Schnitte und Quetschungen wurden infiziert, und es bildeten sich an Beinen und Füßen Geschwülste bis zu vier Zentimeter im Durchmesser. Die Giftstoffe verbreiteten sich durch den ganzen Körper und führten zu völliger Erschöpfung.

Wir hatten jedoch weniger zu leiden als die Männer. Im Halbinsellager gab es Sonderabteilungen für Priester und frühere Angehörige der Eisernen Garde. Sie waren vollständig von den übrigen Gefangenen abgesondert. Sie mußten mehr Arbeitsstunden leisten und erhielten weniger Nahrung. Am Leben zu bleiben, war eine Sache der Erfindungsgabe jedes Gefangenen. Oder seiner Rücksichtslosigkeit.

Alles, was sich bewegte, wurde dort verspeist.

„Hund ist ganz gut“, versicherte mir ein Priester, der dieses Lager überlebte, „aber Ratte kann ich, wenn ich ehrlich sein will, nicht empfehlen.“

In Kap Midia setzte sich die Arbeitskolonie zum größten Teil aus älteren Männern zusammen. Viele waren über Siebzig. Wie Tiere an Karren gespannt, häufig barfuß arbeitend, vermochten sie die Normen nie zu erfüllen. Aber wenn es doch einmal geschah, so wurden die Normen erhöht. Es war eine Ausrottungstaktik.

Diejenigen, die nicht starben, wenn sie zusammenbrachen, wurden häufig zu Tode geprügelt. „Der Halbinselfriedhof“, so sagte man uns, „ist doppelt so groß wie das Lager.“

Die Arbeitsnorm ist keine kommunistische Erfindung. Die Bibel erzählt, daß die Juden in Ägypten auch Sklaven waren, welche immer wieder heraufgesetzte Normen zu erfüllen hatten. Zuerst gab man ihnen Stroh, aus dem sie Backsteine herstellen mußten. Dann mußten sie das Stroh selber sammeln. Und sie hatten die gleiche Zahl Backsteine anzufertigen wie zuvor. Genau wie bei den Kommunisten. Was jedoch die Roten von Pharao unterscheidet, ist, daß dieser, wenn er aus-

beutete, nicht behauptete, das Paradies auf Erden zu schaffen.

Unsere einzige Nachrichtenquelle bildeten die Neueintretenden, an denen es nicht mangelte. Eines Abends öffnete sich die Tür unserer überfüllten Hütte, um noch weitere zwanzig Frauen einzulassen. Es waren lauter Prostituierte, bei Polizeirazzien in den Straßen zusammengetrieben, aus ihren Wohnungen gezerrt. Das war der kommunistische Weg zur „Lösung der Probleme des Kapitalismus“. Wie immer, waren die Mittel schlimmer als das zu beseitigende Übel. Alle, die zu dem neuen Häuflein gehörten, kamen aus dem gleichen Gefängnis, und wir waren noch nie so tief erniedrigten Frauen begegnet. Vielleicht kam dies daher, daß sie zu lange ihre eigene unerquickliche Gesellschaft genossen hatten.

Jetzt erkämpften sie sich mit Geschrei und Püffen und unter wilden Unflätigkeiten eine Unterkunft. Eine kleine Gruppe von Nonnen wurde rücksichtslos beiseite gedrängt. Sie flüchteten zu den „Politischen“ auf der anderen Seite des Raumes. Die „Politischen“ versuchten, in unangebrachtem Optimismus mit den Neuen vernünftig zu reden. Die Huren kreischten vor Lachen und äfften die Redeweise der andern nach. Die Kriminalgefangenen sahen mit widerlichem Grinsen zu. Den Zigeunerinnen waren die Schwierigkeiten der Nonnen wie die meisten anderen Störungen ihrer kleinen, geschwätzigen, zänkischen und zugleich sangesfreudigen Welt gleichgültig.

Viele der Prostituierten wiesen an den Lippen offene syphilitische Wunden auf. Sie würden die gleichen Krüge und Teller wie wir benutzen. Wo sie beisammen waren, schien die Luft noch übelriechender. Leider waren die Herzen von manchen ebenso krank wie ihre Körper.

Die geschorenen Nonnen standen zusammengedrängt unter dem rötlichen Schein der schirmlosen Glühbirne wie ein Häuflein kahler junger Vögel um ihre Mutter. Schwester Maria war eine ältere Nonne von asketischem Aussehen und klarem Verstand. Ihr entzündetes, scharf geschnittenes Gesicht mit der charaktervollen Nase und der runden Stahlbrille (diese war ihr wie durch ein Wunder erhalten geblieben) erinnerte mich stets an Papst Pius XII. Ihr seliges Lächeln, zart wie das eines Kindes, war allein schon eine Kostbarkeit.

„Wenn sie nur einmal aufhören würde, von den Sünden des Fleisches zu predigen!“ klagte Zenaida. „Sie selber, die arme Seele, hat ja keines, das sie beunruhigen könnte.“

Wie schwer sie darum kämpfte, ihre kleine Herde im Glauben zu erhalten! Und Nacht für Nacht versuchten die Dirnen, sie ihr zu entreißen. Die alte Schwester Maria erzählte vom heiligen Bernhard von Clairvaux, der, wie es scheint, einmal einen unbedachten Blick auf eine Frau geworfen hatte. Entsetzt über das, was er getan, kasteite er sich, indem er die ganze Nacht über bis zum Halse in einem eiskalten See verharrte.

„Warum hat er das getan?“ Die Dirnen hörten immer mit halbem Ohr hin. „Solche Sachen machen die Leute, um sich zu erregen!“

Wie sie kicherten, sich anstießen und dann und wann auch kratzten!

Die alte Nonne warnte ihre jüngeren Schwestern davor, auch nur den Blick zu den Wärtern zu erheben . . . einige waren jung und hübsch . . . sie befänden sich in tödlicher Gefahr . . . schon der Gedanke daran war Sünde . . . wendet euch dem Beispiel der Heiligen zu . . .

„Komisch, wie gewisse Leute Glück haben. Ich habe nie einen dieser Heiligen angetroffen. Obwohl ich alles gesehen habe. Auf was für Sachen die Leute verfallen. Erinnerst du dich an den Bischof?“

Sie erinnerten sich des langen und breiten an den Bischof. Die Nonnen erröteten.

Die Frau, die Victoria genannt wurde, war allem Anschein nach eine Dame.

Sie hatte ihre Gefängniskleider irgendwie zu etwas Losem umgewandelt, das oberhalb der Hüften sich kräuselte und gleichsam schäumte, unterhalb aber hautnah anlag. Es war nicht klar, ob Victoria sie selber abgeändert, oder ob sie sich ihrer furchterregenden Persönlichkeit angepaßt hatten.

„Wenn ich jeweils zu meiner ärztlichen Wochenkontrolle ging (die Prostitution unterstand staatlicher Kontrolle), dann holte mich der Polizeioffizier immer aus der Reihe. Oh, ich war damals jemand, wenn ihr jetzt auch lachen mögt. Dieser Polizist brachte mich für die Nacht in den Bischofspalast. Der alte Schwarzbart. Ich mußte Hosen anziehen wie ein Junge.“

Man spürte, daß sie die Handlungsweise des schurkischen Bischofs eigentlich billigten. Er bezahlte gut und bestätigte mit seinem Verhalten die Ansichten, die jede vom Lauf der Welt hatte.

„Keuschheit“, fuhr die alte Nonne fort, indem sie geduldig die verdorrten Hände ineinanderlegte, „gleichet einem Spiegel. Ein Hauch genügt, um sie zu beflecken. Laßt nie einen bösen Gedanken euren Geist verderben . . .“

Sie hätte aus hartem Holz geschnitzt sein können. Gerade diese Zähigkeit reizte aber zum Angriff.

„Du weißt nicht viel von euren Priestern, nicht wahr?“ Eines der jüngeren Mädchen stimmte in die Spöttelei ein. „Ich wurde von einigen mitgenommen, um es mit ihnen zu machen. Oh, sie wußten alles über die Weiber. Sie haben nie viel an ihre Seelen gedacht. Ein Spiegel, wirklich!“

„Und der heilige Thomas empfing die Gabe der Keuschheit in so reichem Maße, daß ein Engel ihm

versprach, er werde sie nie wieder verlieren, nie würde er in Versuchung geführt werden. Trotzdem vermied er es, eine Frau anzublicken, um nicht Gelegenheit zur Sünde zu schaffen.“

Die Huren schüttelten sich vor Lachen. Sie kreischten und grölten und torkelten übereinander, ein unentwirrbarer Fleischhaufen.

„Der arme, alte Bursche! Eine nette Verheißung! Nicht ganz das, worum er gebetet hatte!“ stöhnte Victoria und hielt sich die Hand auf den Magen.

Alle kreischten wieder. Victoria wischte sich über die Augen.

„Ha, wir durchschauen euch!“

Wer auch immer durchschaut wurde. Schwester Maria ließ von ihrer Predigt ab und wandte sich etwas leichter Verständlichem zu. Sie sagte fest: „Laßt uns den Rosenkranz beten.“

Gemeinsam begannen sie zu murmeln: „Gegrüßt seist du, Maria . . .“

Und alle Huren machten das Zeichen des Kreuzes. Sie verhöhnten alles Heilige. Aber Zeremonien, äußere Zeichen entnervten sie. Oder brachten ihnen eine Spur Respekt bei.

Es nimmt einige Zeit in Anspruch, den Rosenkranz zu beten, und sie warteten, bis er zu Ende war. Aber sie konnten noch nicht Ruhe geben. Es war, als ob Maria ihnen ins Gesicht schaute.

Eine jüngere Dirne mit krausem, rotblondem Haar, das wie Draht aussah, begann wieder. Diesmal lästerte sie jedoch die Jungfrau Maria und löste damit unter den übrigen Hüttenbewohnerinnen einen Proteststurm aus, so daß die erschreckten Prostituierten sich kräczend um das Lästermaul scharten, um es zu schützen.

„Wir haben mehr als genug von dir!“ schrie Annie Stanescu. Sie schlug der Rothaarigen ins Gesicht. Sie

sagte ihr, wer sie sei, woher sie komme und wohin sie noch gehen würde.

„Gewisse Frauen“, erklärte sie schließlich, „sind einfach niedrig.“

Die Dirnen erwogen zweifelnd den Grad ihrer Niedrigkeit, von diesem Ausbruch der Wut und Entrüstung mundtot gemacht. Als sie erfuhren, daß dieser kleine Hitzkopf eine von ihrem eigenen Gewerbe war, schauten sie völlig blöde drein.

Annie duldete keine Einmischung der Religion in „ihre Arbeit“ noch stand sie mit dem Evangelium oder Gott auf besonders vertrautem Fuße. Aber niemand durfte in ihrer Gegenwart die Jungfrau Maria beleidigen. Die heilige Jungfrau verstand und verehrte sie und verteidigte sie wie die eigene Mutter.

Woher mag es rühren, daß die Jungfrau bei vielen, die sonst Gott nicht zu erkennen vermögen, solche Liebe entfacht?

Die Prostituierten beraubten das Leben jeden moralischen Gehalts. Aber ich vermochte auch den Standpunkt der Nonnen nicht zu teilen, die einfach das Leben verneinten. Auch im Bösen ist Gutes potentiell vorhanden.

Ich erwähnte, daß im Hebräischen die Wurzel des Wortes „kedescha“ zugleich prostituiert und heilig bedeutet. Weil Heiligkeit die liebende Hingabe an jeden ohne Unterschied der Rasse oder des Glaubens ist. Hingabe des Besten, was in deiner Seele liegt.

Die Heilige Maria Magdalena war eine Kedescha. Aber sie wandelte sich. Und statt aus den Armen eines Mannes in die eines andern zu wechseln, gab sie von jetzt an jedermann alles rückhaltlos hin, was gut in ihrer Seele war.

Es gibt eine wahre Liebe, die anderen zu helfen vermag. Sie besteht darin, daß du dafür lebst und stirbst, um ihnen zu helfen, höhere Wesen zu werden. Und es

gibt ein verächtliches Mittel, um Liebe zu geben: dem Fleisch verhaftet sein wie ein Stück Vieh. Das Fleisch vergeht und wird ein Fraß der Würmer. Geistige Liebe aber ist unsterblich.

Was den Bischof anbetrifft, der von den Prostituierten lächerlich gemacht worden war, ich kannte ihn. Allen seinen Schwächen zum Trotz vermochte er den Kommunisten, die ihn verhafteten, zu sagen: „Ich habe kein christliches Leben geführt. Ich kann aber einen christlichen Tod sterben.“ Der Sünder, über den diese Weiber gespottet hatten, war jetzt ein Heiliger im Himmel. Er war auf der Folter gestorben.

Zwei Mädchen, die mit dieser Gruppe angekommen waren, gehörten einer anderen Klasse an. Die Straßmädchen kannten sie, sprachen jedoch wenig mit ihnen, und die beiden suchten sich Betten in einer entfernteren Zimmerecke.

Sie waren Schwestern, dunkle, leidenschaftliche Mädchen mit guten Manieren und ruhigen Stimmen. Aber Prostituierte, sagten ihre Kameradinnen, wie die übrigen aufgegriffen, um auf dem Verwaltungsweg gefällte Strafen am Kanal zu verbüßen.

Sie waren von einem Hauch der Traurigkeit und des Geheimnisses umgeben. Niemand wußte viel von ihrer Vergangenheit, obgleich viele etwas zu erfahren suchten. Man hoffte auf Mitteilungen aus ihrem eigenen Mund.

Victoria mochte, während sie ihr Haar mit Wasser glättete oder die Entwicklung ihrer Krampfadern verfolgte, etwa sagen:

„Manche Mädchen verstehen es einfach nicht, sich einzufügen. Aber wir sitzen alle im gleichen Boot, sage ich. Wenn wir unseren Kummer nicht unseren Freundinnen mitzuteilen imstande sind, wozu haben wir denn Freunde, möchte ich wissen?“

Aber die neunzehnjährige Diana und ihre zwei Jahre jüngere Schwester erzählten ihr nichts, obgleich Victoria, vielleicht aus beruflicher Gewohnheit, sich weiterhin um sie bemühte.

Diese Undankbarkeit erzürnte Victoria. Sie wollte mit ihren dicken, kleinen Füßen in anderer Leute Sachen, Verhältnissen und Gedanken herumwühlen. Und über schmutzige Geschichten lachen. Und massenhaft rauchen. Ich hatte Frauen sich um die fortgeworfenen Zigarettenstummel einer Wärterin prügeln sehen. Aber Victoria schien ihre eigenen Versorgungsquellen zu besitzen.

So plagten sich die Schwestern weiter, und hätte nicht Diana von einer Wärterin meinen Namen rufen hören, so wären sie wohl für mich ein Geheimnis geblieben. Sie fragte mich sofort, ob ich Richard Wurmbrand kenne. Ich erwiderte, ich sei seine Frau.

„Oh!“ sagte sie. Dann hastig: „Was müssen Sie von mir denken?“

Ich fragte, was sie damit meine. Ihr Vater, sagte sie, sei ein Laienprediger. Er pflegte Richards Bücher zu lesen, die er seine „geistige Nahrung“ nannte. Er war um seines Glaubens willen ins Gefängnis geworfen worden und hatte eine kranke Frau mit sechs Kindern zurückgelassen. Diana und Florea waren die ältesten. Beide verloren ihre Stellen in der Fabrik, als der Vater eingekerkert wurde. Bald drohte der Familie der Hungertod.

Ein junger Bursche namens Silviu nahm sie eines Abends mit ins Kino. Er sagte, er könnte ihr eine Arbeitsbewilligung beschaffen. Sie besuchten zusammen ein Kaffeehaus. Nach einer Mahlzeit mit viel Wein nahm er Besitz von ihr.

Bald danach geschah es wiederum. Über Arbeitsbewilligungen wurde nicht mehr gesprochen, aber er gab ihr ein Geldgeschenk. Um ihrer Familie zu helfen, lehnte

sie es nicht ab. Und eine Woche später stellte er ihr einen Freund vor und ließ sie mit diesem zusammen. Als auch dieser Mann ihr den Hof machte, wurde sie zornig. Aber auch er bot ihr das so dringend benötigte Geld an.

Ihr Schamgefühl erlosch, als Silviu ständig neue Kunden herbrachte. Sie gewöhnte sich an dieses Leben und zog es der Arbeit in der Fabrik sogar vor.

Die Art, in der sie mir das erzählte, ließ mich ahnen, daß Diana mit etwas zurückhielt. Sie schwieg und suchte meinen Blick.

„Ich dachte, Sie würden angewidert sein. Finden Sie es nicht scheußlich, daß ich — eine Dirne wurde?“

„Sie sind keine Dirne“, antwortete ich, „Sie sind ein Mensch. Niemand ist die ganze Zeit Prostituierte oder eine Heilige oder ein Koch oder Zimmermann. Jeder ist er selbst -- die Dinge, die man tut, sind bloße Attribute unseres Wesens. Sie können jederzeit ändern. Und ich glaube, Sie haben sich schon verändert, indem Sie mir davon erzählten.“

Aber Diana war nicht getröstet. Sie saß auf dem schmalen Bett in der kahlen Hütte, die Hände ineinander verkrampft, die Züge vor Qual und Schuldgefühl erstarrt.

„Wenn es nur mich allein angeht“, brach es schließlich aus ihr hervor, „dann wäre es noch nicht so schlimm. Aber ich brachte meine Schwester dazu, es ebenfalls zu tun. Silviu schlug dies vor und sagte, es sei nicht recht, daß ich die ganze Last für die Familie tragen müsse. So brachte ich sie schließlich zusammen und ließ es zu, daß er sie mit sich nahm.“

Bald war auch Florea eingeführt. Die Hauptschwierigkeit bestand darin, das Geheimnis vor ihrem ältesten Bruder, einem fünfzehnjährigen Jungen, der sie beide verehrte, zu bewahren. Gleich seinem Vater war er gläubig und besaß einen äußerst empfindsamen Cha-

rakter, aber keinerlei Weltkenntnis. „Er hätte keiner Fliege etwas zuleide getan“, sagte Diana.

Aber die neue Lebensweise der Schwestern, ihr langes Ausbleiben und das Geld im Hause blieb den Nachbarn nicht verborgen, und sie klärten den Jungen auf. Die Erschütterung brachte ihn um den Verstand. Er strandete in einem Irrenhaus.

Nicht lange danach wurde der Vater freigelassen. Als er die Wahrheit erfuhr, sagte er: „Ich bitte Gott nur um eines — daß er mich in den Kerker zurückkehren lasse, damit ich dem nicht zusehen muß.“

Jetzt flossen die Tränen stromweise über Dianas Wangen.

„Sein Wunsch ging in Erfüllung. Er fing an, Kindern Religionsunterricht zu erteilen und wurde der Polizei angezeigt. Der Spitzel erzählte mir später, er habe es getan, um uns den Vater vom Halse zu schaffen. Es war Silviu.“

In einem so tragischen Fall war es nicht leicht, Worte zu finden. Ich sagte schließlich:

„Sie fühlen sich mit Recht wegen Ihres Verhaltens beschämt. In einer Welt des Leidens, in der sogar Gott an ein Kreuz genagelt wurde, ist es Ihnen unerträglich, daß sein Name, den Sie als Christin tragen, besudelt wird. Aber dieses Gefühl von Schuld und Schmerz wird Sie zu einer leuchtenden Gerechtigkeit hinführen. Bedenken Sie, daß die Soldaten die Seite Christi nicht so sehr durchbohrten als vielmehr ‚öffneten‘, damit Sünder leichter zu seinem Herzen dringen und Vergebung finden mögen.“

Sie dachte nach und antwortete zögernd: „Schande, Leiden. Ja, ich habe beides gekannt. Aber es bleibt noch etwas zu sagen. Ich haßte mein Gewerbe nicht immer. Und jetzt überkommen mich immer noch böse Gedanken. Ich kann sie nicht von mir abhalten. Was soll ich tun? Was kann ich tun?“

Diana betete um Hilfe, und sie wurde ihr gegeben. Man sagt, je vollkommener eine Seele sei, desto stärker empfinde sie den Schmerz. Es war furchtbar mitzuerleben, wie Seelen gleich der ihren in Verzweiflung fragten, wo sie sich vor den sinnlichen Gedanken, die in ihre Herzen gedrungen waren, schützen könnten. Wer dürfte Diana verurteilen, eine von vielen Töchtern christlicher Märtyrer? Sie sündigte, um Brot für ihre Familie zu erwerben. Vielleicht ist die Sünde jener Christen der freien Welt größer, die sich nicht die Mühe nehmen, ein Stück Brot zu senden, um Menschen wie Diana zu retten.

Die Frühlingstage wurden länger. Des Abends ging die Sonne wunderbar rot und golden im Westen jenseits der Donau nieder. Es war jetzt eine Freude, zur Arbeit zu marschieren. Wolken von Nesseln und Kerbel stiegen aus den Gräben empor und dufteten nach feuchtem, jungem Grün. Die Erde wurde schwarz und sumpfig. An den Bäumen wagte sich das erste helle Laub hervor. Man hätte diese Blättchen anfassen mögen, sie waren so klein.

Die balsamische Luft steckte uns alle an. Licht, Laub, Gras, die Sonne, alles war bezaubernd. Wir selber veränderten uns, ohne es zu wollen, ein wenig. Neue Freundschaften wurden geschlossen.

Maria flocht ihr Haar wie ein Schulmädchen zu einem Zopf, während sie sich von der Morgensonne bescheiden ließ.

Die Lehrerin Paula Vieru, die sich gerne für zynisch und hart hielt, half ihr und redete mit ihr über Bücher. Marias Blick bekundete Interesse, sie stellte Fragen über diesen und jenen Schriftsteller.

Zenaida und Klara waren ständig beisammen und tauschten Geschichten über Kleider aus, die sie an Opernvorstellungen in der Vorkriegszeit getragen hatten. Von Gesellschaften, an denen Mitglieder der Kö-

nigsfamilie teilgenommen hatten, und von Streitigkeiten über Hüte und Rocksäume.

In jedermann zeigte sich mehr Bereitschaft zum Lieben und weniger zum Wehetun.

Aber eine der Normprüferinnen überraschte mich mit einer Beschuldigung.

„Die Wurmbrand hält sich abseits. Schließt mit niemand Freundschaft.“

Ich sagte: „Alle hier sind meine Freunde.“

Die Frau wurde zornig. „Sie und Ihr gescheites Gerede.“

Ich fragte mich, ob sie recht habe. Ich versuchte, anderen zu helfen. Einige Frauen reagierten völlig übertrieben, als ob ich geradewegs vom Himmel gesandt worden wäre. Andere waren befremdet und vermuteten, daß ich dunkle Beweggründe hätte. In Rumänien war die Auffassung weit verbreitet, es gebe eine jüdische Verschwörung, die darauf abziele, die Christenheit durch Infiltration zu zerstören. Ich war Jüdin — vielleicht gehörte ich zu dieser Verschwörung!

Eine Freundin hatte ich jedoch, die mir nahestand.

Was uns zuerst miteinander verband, war nicht Gespräch, sondern Schweigen. Sogar wenn die Nonnen seufzten und klagten, schwieg sie. Dies besagte mehr als das Geschwätz ihrer Nachbarinnen. Mein Blick ruhte manchmal auf ihr, wenn sie des Nachts dasaß und versuchte, Kleider auszubessern. Dann pflegte sie aufzuschauen und mich ruhig anzusehen. Oder wenn ich im Steinbruch arbeitete, fühlte ich, daß sie mir nahe war.

Sie war Anfang dreißig. Klein und dunkel, mit schwarzen, tiefen und freundlichen Augen.

„Ich dachte bestimmt, Sie seien Christin.“

Sie lächelte und sah mich mit herausforderndem Blick an.

„Und ich fragte mich, ob Sie vielleicht eine von uns seien.“

Ich lachte und empfand beinahe Fröhlichkeit.

„Müssen Sie lange im Gefängnis sitzen?“

„Nein, nur zwölf Jahre.“

„Nur? Dann kümmert es Sie nicht?“

„Gott kann uns befreien, wenn es ihm gefällt. Und wenn er mich hier belassen will, so werde ich hier bleiben.“

Frau Djamil war die Gattin eines Hodscha. Sie hatte für eine Organisation gearbeitet, die sich „Helft der Krim“ nannte und die versuchte, Personen, die unter der deutschen Besetzung gelitten hatten, zu unterstützen. Faschistische Verbindungen! Sie und ihr Mann waren verhaftet und dann eingekerkert worden.

Die Leiterin unseres Lagers hatte sie einmal gefragt, warum sie hier sei. Sie versuchte zu erklären. Aber die Lagerleiterin hatte noch nie etwas von der Krim gehört.

„Sie meinen natürlich Korea“, sagte sie. „Sie haben den Südkoreanern geholfen!“

Frau Djamil kam von Ada-Kaleh, einer Donauinsel. Sie schien keinen Anstoß daran zu nehmen, daß sie sich unter so vielen Christen befand.

Katholikinnen, Adventistinnen, Zeugen Jehovas, Theosophinnen legten die Irrtümer des Islams dar, aber Frau Djamil ließ sich auf keinen Disput ein.

„Mohammed trägt den Namen Al Amin, ‚der Wahrhaftige‘, so glaube ich denn, was er sagt.“ Dies war ihre Antwort. Mit dem Vaterunser war sie nicht einverstanden.

„Gott einen Vater zu nennen, gibt eine zu milde und menschliche Vorstellung. Für uns ist Gott der Herr.“

Sogar in unserer Lage wusch sie alles, was sie zu essen pflegte, und berührte niemals Suppe, von der sie annahm, daß sie mit Schweinefett zubereitet worden sei. Auch die orthodoxen Jüdinnen befolgten diese Vorschrift.

„Abergläubisches Vorurteil!“ sagte Paula. „Vor zwei-

tausend Jahren bestand dafür vielleicht ein Grund . . .“

Aber die Glaubenstreue dieser Frauen gewann ihnen die Achtung der anderen. Gefangene baten sie und nicht Paula, das Essen gerecht zu verteilen.

Bei so vielen verschiedenen Sekten und Bekenntnissen waren religiöse Streitigkeiten unvermeidlich. Aber die Boshaftigkeit der früheren Tage war größtenteils vorüber. Ein neues gegenseitiges Verständnis machte sich geltend, wenigstens unter den Frauen. Draußen konnten wir die Welt nicht ohne Streit hinnehmen. Hier teilten wir eine Hütte, einen Latrinenkübel, alles. Wir waren Schwestern.

Die Baragan-Ebene

Bei der Planung des Kanals war ein Irrtum unterlaufen. Die kleineren Bewässerungsanlagen würden von der Donau überflutet werden, wenn die Ufer nicht höher errichtet und zur Verhütung der Erosion Pflanzungen angelegt würden. So wurden wir von den Steinbrüchen in die Felder verlegt, um mitten im Sommer zu graben und zu hacken.

Die Augustsonne brannte auf die Baragan-Ebene nieder. Wir standen um fünf Uhr früh auf und eilten hinaus zur Musterung. Hacken und Spaten (die meisten abgenutzt) wurden verteilt.

Dann setzte sich die lange, schlangenähnliche Kolonne in Bewegung, von einer großen Staubwolke wie von einer Feuersäule begleitet.

Ich arbeitete neben Janetta, der Tochter eines früheren Regierungsmitglieds. Sie sollte später eine meiner besten Freundinnen und Mitarbeiterinnen in der Untergrundkirche werden. Heute ist sie eine der führenden Persönlichkeiten dieser Bewegung. Sie erfüllte oft die Arbeitsnorm für mich und andere, die nicht gut zu

arbeiten vermochten. Wir entdeckten, daß wir am gleichen Tage geboren waren. An unserem Geburtstag gaben wir uns gegenseitig eine rohe Kartoffel als Geschenk.

Vor uns dehnte sich ein großes Petersilienfeld bis zum Horizont aus. Als der Tag voranschritt, wurde es heißer. Die Bäume zitterten in der flimmernden Luft. Kein Fahrzeug, keine Menschenseele zeigte sich.

Nur, über die Erde sich hinziehend, die Reihe der fünfhundert schwer arbeitenden Frauen.

Hinter uns bellten mißmutig die Wärterinnen.

„Maul halten!“

„Schneller arbeiten!“

„He, hier schreit kein Esel. Eine Wärterin gibt Befehle. Bewegt euch!“

Sie schritten krächzend die Reihe ab.

Janetta sagte: „Wie haben wir uns nach dem Sommer gesehnt!“

Wir arbeiteten wie betäubt in der sengenden Sonne, ein Wachtraum von Frauen, die eine leere Ebene aufhackten. Da gab es kein Fleckchen Schatten.

Ich dachte an die Worte Hiobs: „Wie ein Knecht sich sehnet nach dem Schatten . . .“

Das Schulmädchen Maria Tilea arbeitete neben uns, mit mageren, sonnverbrannten Armen die staubige Erde aufhackend.

„Wir können nicht mit dir Schritt halten!“ keuchte Janetta.

„Versuchen Sie's mal mit meiner Hacke! Sie ist besser.“

„Nein, das gäbe nur eine andere Art Blasen.“

„Versuchen Sie's, Frau Wurmbrand.“

So tauschten wir Höflichkeiten aus. Das Schulmädchen, die Welt dame und die Pfarrersfrau.

Wärterinnen kamen herzu und schrien Drohungen. Und gingen weiter.

Maria hätte gerne etwas von Janettas unterhaltendem Leben von früher vernommen. Die Essen, die Pferderennen, die Wohltätigkeitsbälle.

„Ich denke heute an nichts dergleichen mehr“, sagte Janetta. „In der Einzelhaft lernte ich, daß ein freundliches Lächeln das alles aufwiegt.“

Wir hackten weitere hundert Meter auf. Schweiß rann uns übers Gesicht, vermischte sich mit Staub und Schmutz. Janetta sah wie eine tragische Maske aus.

„In der Einzelhaft hatte ich einen Traum“, fuhr sie fort. „Ich sah einen unserer kommunistischen Peiniger in meiner Badewanne ein Bad nehmen. Andere Beamte standen an der Tür zum Badezimmer Schlange, um dasselbe zu tun. Ich rief dem nackten Mann zu: ‚Hinaus von hier. Dieser Ort gehört nicht Ihnen.‘ Er antwortete: ‚Ich glaubte, daß ihr Christen in euren Herzen einen Teich hättet wie der von Bethesda. Die Menschen steigen schmutzig hinein und verlassen ihn rein.‘ Damit verließ er die Wanne. Sein nackter Körper war jetzt weißer als Schnee, wie von einer Aureole der Herrlichkeit umstrahlt. Und er hatte ein so schönes Antlitz. Er war nicht mehr der gleiche Mann, der mich beschimpft und geschlagen hatte. Dann entkleideten sich andere und bestiegen die Wanne.“

Nun erwachte ich. Ich hatte im Schlaf eine Offenbarung gehabt. Wenn ein Mensch in das Leben eines Christen eintritt, und wäre es, indem er ihn schmähte und peinigete, so findet er einen Ort, an dem sein Bild gereinigt und verschönt wird. Wir verstehen ihn. Wir schauen ihn mit den Augen der Taube an. Er mag für andere ein Verbrecher sein, für uns wird er ein für immer geliebtes menschliches Wesen.“

Die Geschichte erfreute uns. Und an diesem Ort war es eine heilige Pflicht, in anderen die Hoffnung lebendig zu erhalten.

Wie langsam schlichen auf diesem großen Felde die Stunden dahin! Wie der Atem im Halse brannte und die Zunge wie Filz wurde! Wir hackten wie Maschinen, die nur eine einzige Bewegung machen können.

„Siehst du ihn?“

Eine Stimme krächzte unten in der Reihe.

„Er muß bald kommen.“

Aber der Zisternenwagen kam nicht.

Sogar die Wärterinnen, die Wasserflaschen bei sich trugen, starrten ängstlich nach dem Horizont. Es war spät. Heiser vom Schreien und vom Entlanggehen an der Reihe der Arbeitenden, entspannten sie sich.

Wir durften unsere Rücken strecken. Welche Erholung!

„Ich werde ohnmächtig, wenn wir nicht bald zu trinken bekommen.“ Maria sah blaß aus.

„Werde nicht ohnmächtig. Sie versetzen dir sonst Fußtritte.“

Die Sonne stieg höher.

Während der Arbeit dachte ich an Mihai. Ich sah seine kleine Gestalt, das magere, tränenüberströmte Gesicht. Der Kommunismus liebt es, die Jugend zu stehlen, und sie würden ihn stehlen. Was würden sie aus ihm machen, diese Männer, die nicht wußten, was Güte ist?

Wie viele verzweifelte Gebete wurden von Müttern am Kanal gesprochen!

Geschrei am unteren Ende der Reihe brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Eine Frau war ohnmächtig geworden. Die Wärter schlugen sie, um sie zum Aufstehen zu bringen. Sie zuckte in ihren Armen wie ein Fisch.

Maria erschrak und kratzte schneller im Staub.

„Schau, Maria! Der Zisternenwagen!“

Weit weg bewegte sich ein dunkler Fleck auf der Straße.

Das Feld war erfüllt vom Gesumme durstiger Stimmen.

„Schweigt! Arbeitet!“ bellten die Wärterinnen.

Der Zisternenwagen war den ganzen Morgen der Sonne ausgesetzt gewesen. Wenn das Wasser bei uns eintreffen würde, müßte es alles andere als erfrischend sein.

Jetzt konnten wir das alte Pferd sehen, das ihn zog.

Wir beobachteten ihn, als wäre er eine Fata Morgana, die sich im zitternden Dunst wieder auflösen könnte.

„Ich möchte ein Dutzend kühle Gläser mit Eiswasser“, sagte Zenaida, „ein fettes Schweinskotelett und einen Berg Früchte. Orangen, Trauben . . .“

Schreie: „Aufhören!“

Ständig traten Gefangene beiseite, um unter den Augen der Wärterinnen niederzukauern. Im Lager, das voll von Schmeißfliegen war, herrschte die Ruhr. Viele Gefangene waren daran erkrankt. Ihre Glieder waren spindeldürr, ihre Haut grau.

Seit dem Morgengrauen hatten wir weder gegessen noch getrunken. Jetzt war Mittag vorbei auf einer Ebene, die einem Feuerofen glich. Acht Stunden.

Ein Wärter ging auf der Straße dem herankommenden Wagen entgegen. Dann hielt er an und machte kehrt.

„Es ist der Wagen mit dem Essen“, wimmerte Zenaida. Die Frauen begannen zornig zu murren.

Die Kriminalgefangenen, die in der Nähe der Straße arbeiteten, warfen ihr Werkzeug zu Boden. Sie begannen zu schreien.

Die Wärter legten die Gewehre an. Eine Horde kreischender Frauen bedrohte sie. Eine Maschinengewehr-salve auf dieses Pack abgegeben, würde Dutzende töten. Maria barg ihr Gesicht auf meiner Schulter.

Zehn Minuten lang standen sie sich gegenüber. Die Frauen weigerten sich, die Arbeit wieder aufzunehmen.

„Wasser!“ schrien sie, „wir wollen Wasser!“

Gewehrläufe wurden uns in die Rippen gepreßt. Wir wurden in eine Gruppe mit den Kriminalgefangenen zusammengetrieben. Die Wärter stemmten sich gegen die wütende Menge und trieben sie mit kaltem Stahl zurück. Ich zog Maria zu mir.

Inzwischen war das Fahrzeug angelangt. Aber der erschrockene Kutscher starrte auf unseren aufrührerischen Schwarm und achtete zu wenig auf den Wagen. Dieser stieß an einen Stein, der Kutscher riß an der falschen Leine, und das Pferd drehte sich um, so daß der Wagen kurze Zeit auf die eine Seite kippte. Wärter schrien und versuchten, ihn zu stützen. Das Pferd bäumte sich auf.

Die Kanister fielen herunter.

Ein halber Zentner gekochter Nudeln lag im Staub.

Ein Wutgeheul erhob sich. Wasser, Wärter, Hitze, alles war vergessen.

Das Essen, das kostbare Essen lag im Staub!

Die Frauen griffen den Kordon an, durchbrachen ihn und fielen über die Nudeln her.

Sie füllten die Hände mit der klebrigen Masse und führten sie zum Mund.

Sie stießen und schoben sich und kämpften miteinander.

Andere beobachteten die gräßliche Szene mit Schauern. Janetta fing an zu lachen, ein schreckliches, homerisches Gelächter, das ihren Körper schüttelte.

„Mittagessen ist aufgetragen!“ keuchte sie. Und hielt die Hände an den Kopf.

Die Wärter waren zufrieden. Die Gefahr war vorbei.

Eine Stunde später schrillten Piffe, und wir kehrten zur Arbeit zurück.

An diesem Tag gab es kein Wasser.

Zwei weitere Wagen mit Sicherheitsmiliz trafen am Nachmittag ein.

Während ich arbeitete, senkten sich dunkle Schleier vor meine Augen. Meine Zunge war geschwollen. Ich entsann mich der letzten Worte Jesu am Kreuz:

„Mich dürstet!“

In der Hölle gibt es kein Wasser.

Ich dachte an das Pizzicato zu Beginn von „Mich dürstet“ in Haydns Oratorium „Die sieben Worte des Erlösers am Kreuz“. Der Komponist wollte damit die Illusion des Gekreuzigten vermitteln, dem es schien, als fielen Regentropfen auf seine Zunge. Ich war neidisch, weil ich nicht einmal diese Illusion hatte.

Gegen Sonnenuntergang sammelten wir uns schließlich auf der Straße, um den Rückmarsch anzutreten. Etwa eine Meile vom Lager entfernt, kamen wir an einigen Wasserlachen in einer sumpfigen Bodensenkung vorbei.

Eine Frau nach der andern fiel auf Knie und Hände, um das schlammige, stagnierende Naß zu lecken.

Eine Wache wurde aufgestellt, um sie daran zu hindern.

Anderntags begann im Lager eine Untersuchung. Unser „Aufruhr“ brachte uns einige Stunden Strafarbeit am Sonntag ein.

„Ihr seid hier nicht in einem Kurort“, sagte die Kommandantin.

„Freunde, der Klassenkampf erreicht seinen Höhepunkt.“ Paula erweckte unsere Aufmerksamkeit. „Es gibt in Rumänien nur noch zwei Klassen: Optimisten und Pessimisten. Die Optimisten glauben, alle Rumänen werden nach Sibirien transportiert. Die Pessimisten sagen, sie würden zu Fuß gehen müssen.“

Aber nur wenigen von uns war es jetzt noch ums Lachen. Täglich brachen Frauen auf dem Felde zusammen. Des Nachts lagen sie in der erstickenden Hitze der Hütte, vollkommen erschöpft, halbnackt auf ihren

Betten. Kaum hatten wir uns niedergelegt, so ertönte die Eisenbahnschiene mit dem Weckruf. Eine ganze Nacht ungestörten Schlafs war selten.

Einmal wurde ich von Paula, die mich heftig am Arm schüttelte, geweckt.

„Sie haben Diana zusammengeschlagen! Komm schnell, sie ist ernstlich verletzt!“

Das Mädchen lag bewußtlos, aber schwer atmend auf dem bloßen Boden. Blut rann ihr aus der Nase, und ein Büschel ihres Haares war durcheinandergewühlt und klebrig. Die Lippen waren geschwollen. Wir öffneten ihr das Kleid, und ihr Körper wies Spuren grausamer Schläge auf.

„Welch ein Spiel haben diese Wärter wieder gespielt!“

Paula zitterte. Diana stöhnte und bewegte sich. Sie öffnete die Augen.

„Es ist in Ordnung . . . ich ließ sie nicht gewähren“, wisperte sie.

Wir gaben ihr zu trinken. Als sie sich etwas erholt hatte, erklärte sie uns, daß zwei Prostituierte sie aus der Hütte an einen Ort hingelockt hätten, wo einige Wärter lauerten. Sie war neunzehn und hübsch, und ihre Schüchternheit hatte sie gereizt. Sie wollte nicht nachgeben. Schließlich warfen sie sie in die nächste Hütte und rannten davon.

Wir breiteten beide unsere Bettdecken über sie. Denn sogar in diesem dumpfigen Schuppen fröstelte sie. Paula und ich saßen bis zum Tagesanbruch bei ihr und unterhielten uns flüsternd.

„Sie hat ein kluges Gesicht. Sie hätte Lehrerin werden können.“ Paula sah sich immer nach ihresgleichen um. Sie hatte studiert und war dann ihr ganzes Leben Lehrerin gewesen.

„Ich träume davon, Unterricht zu erteilen“, sagte sie oft. „Ich sehe Reihen von Gesichtern, die darauf war-

ten, daß ich spreche. Ich sehe mich selber durch den säulengeschmückten Eingang treten, ich höre all den Lärm der Schule.“

Sie hatte Geschichten verfaßt und sich damit die Mitgliedschaft im Schriftstellerverein erworben. An den Feiern zum 23. August, dem „Befreiungstag“, marschierte sie in den Reihen des Verbandes mit. Sie kannte einige der bekanntesten rumänischen Autoren: den Dichter Mihai Beniuc, Romanschriftsteller, anerkannte Persönlichkeiten, die Bücher zur Verherrlichung des Kommunismus und Anschwärzung des Westens veröffentlichten. Agitprop hatte dafür gesorgt, daß alles, was sie schrieb, zur „Förderung des Sozialismus“ beitrug. Entweder machte man geradewegs Propaganda, oder man schrieb über Dinge, die nichts mit der gegenwärtigen Weltlage zu tun hatten.

Paula gab zu, daß die Hymnen, in denen der „geniale“ Stalin gepriesen wurde, dumm waren. „Aber alle jene an Gott gerichteten Gesänge unterscheiden sich nicht stark von jenen.“

Ich sagte: „Der Unterschied liegt darin, daß man mit diesen den Schöpfer alles Lebendigen preist, während jene eine krankhafte Kreatur loben, die Millionen umgebracht hat.“

Ich fragte sie, warum sie verhaftet worden sei.

„Ich hatte einige unkluge Bemerkungen über Geschichtsfälschungen in Lehrbüchern fallen lassen. Sie wählten Leute aus, welche die Ereignisse nach den Wünschen der Russen darzustellen hatten.“

„Die gefesselten Musen.“

„Oh, die Schriftsteller werden gut behandelt. Wir hatten gewisse Vorrechte, hohe Bezahlung, Ferienplätze . . .“

„Aber die hohe Bezahlung — die übrigens nur für rumänische Verhältnisse hoch ist — bildete lediglich eine Garantie dafür, daß ihr nichts schreiben würdet, das

ihnen mißfiel. Kunst und Religion werden gleichermaßen verfolgt. Sie überleben nur im Untergrund...“

So diskutierten wir die ganze Nacht hindurch. Die Gefangenen murmelten und verzogen im Schlaf die Gesichter. Namen wurden geflüstert oder laut herausgeschrien, Namen von Kindern, Vätern, Geliebten, Freunden. Am häufigsten aber das Wort „Mutter!“ Alter und Herkunft hatten in ihren Träumen jede Bedeutung verloren. Ihre bekümmerte Seele wisperte aus den Tiefen den alten Ruf.

Das war mehr als eine bloße Anrufung der eigenen Eltern. Es war ein Schrei nach der ewigen weiblichen Zärtlichkeit und mütterlichen Fürsorge, die der Himmel uns bereithält. Ich dachte an die Vision des Evangelisten Johannes, dem der Gekreuzigte seine heilige Mutter anvertraut hatte. Es ward ihm zuteil, ein großes Wunder am Himmel zu erblicken — „ein Weib, angetan mit der Sonne, und der Mond unter ihren Füßen“.

Ich wurde vor die stellvertretende Lagerleiterin befohlen, eine Frau mit gerötetem Gesicht, dicken, sonnenverbrannten Vorderarmen und breiten, prachtvollen Zähnen. Ihre Uniform engte sie ein wie ein Kettenpanzer.

„Sie haben den Gefangenen von Gott gepredigt. Das muß aufhören!“ sagte sie warnend.

Ich erwiderte, nichts vermöge dies aufzuhalten. Sie erhob wütend die Faust, um mich zu schlagen.

Dann hielt sie plötzlich inne und starrte mich an.

„Worüber haben Sie zu lächeln?“ fragte sie, und ihr Gesicht war ganz fleckig vor Wut.

„Ich muß über das lächeln, was ich in Ihren Augen sehe.“

„Und das wäre?“

„Mich selber. Jeder, dem eine andere Person nahekommt, kann sich selber in ihr erblicken. Auch ich war

aufbrausend. Ich wütete und schlug um mich. Bis ich lernte, was es wirklich bedeutet zu lieben. Das bedeutet, jemand sein, der sein Selbst der Wahrheit zu opfern vermag. Seither ballen sich meine Hände nicht mehr zu Fäusten.“

Ihre Hand sank herab.

„Wenn Sie in meine Augen blicken, werden Sie sich selber sehen, wie Gott Sie erschaffen hat.“

Sie schien zu Stein erstarrt.

Ruhig sagte sie: „Gehen Sie!“

Ich habe mich oft gefragt, ob Pilatus nicht in die Augen Jesu schaute und im „König der Juden“, der ihm von seiner eigenen Frau als unschuldig und gerecht geschildert wurde, sich als das erblickte, wozu er selbst berufen war. Die beiden Namen sind miteinander verbunden durch die Jahrhunderte auf uns gekommen: „Christus . . . litt unter Pontius Pilatus“, so sagt man in der ganzen Christenheit.

Ich fuhr fort, unter den Gefangenen für Christus zu zeugen. Die stellvertretende Lagerleiterin griff nicht ein.

Als wir in den Feldern die Erde aufhackten, arbeitete sich Maria der Reihe entlang bis zu mir durch, indem sie immer wieder den Platz mit einer Nachbarin tauschte. Einmal wurde sie beinahe von einer Wärterin erwischt. Aber zuletzt stand sie neben mir und bot mir ihre Hilfe an.

Die Wärterinnen sahen uns flüstern.

„Arbeiten!“

Wir hackten eifrig. Aber an diesem Morgen fühlte ich mich krank. Mir schwindelte, und ich mußte häufig anhalten.

Jedesmal, wenn ich es wagte, den Rücken zu strecken, schrien die Wärterinnen: „Sie kommen diese Nacht in die Strafzelle!“

Dunkle Wellen überfluteten mich. Marias Stimme

schien aus großer Ferne herzukommen, als sie plauderte, um mich vergessen zu lassen, wie ich mich fühlte.

Bis Mittag vermochte ich mich auf den Füßen zu halten. Ich trank von der widerlichen, wässerigen Suppe und aß etwas vom Brot. Aber am Nachmittag brach ich zusammen.

Die brennende Sonne schien über den Himmel hinwegzurollen. Dann sah ich Marias Gesicht über mir, ihre Lippen bewegten sich, als ob sie mir aus einem finsternen Schacht heraus tonlos etwas zurief.

Wärter rissen mich empor. Wasser wurde mir in die Kehle gegossen, bis ich fast erstickte.

„Es fehlt ihr nichts.“

Sie schrien Maria an: „Stehen Sie nicht herum. Arbeiten Sie!“ Dann stelzten sie davon, und es schien mir, als ob sie durch die zitternde Luft tänzelten.

„Du hast mich erschreckt!“ sagte Maria.

Ich war selber erschrocken. Für einen Gläubigen ist ohnmächtig werden etwas ganz besonders Erschreckendes. Man kommt wieder zu sich und wird sich bewußt, daß man vollständig ausgelöscht war. Man zweifelt an der Existenz der Seele als einer besonderen Wesenheit — ein Gedanke, der schlimmer ist als der Gedanke an den Tod. Erst allmählich vermochte ich mir klarzumachen, daß dies nicht mehr zu bedeuten hatte als ein traumloser Schlaf. Warum sollte die Seele immer bewußt sein, immer zu sich selber sagen: „Ich bin“? Es ist eine elende Existenz, wenn man sich ständig vorhalten muß, daß man existiert.

Wir kehrten zur Arbeit zurück und hackten an dem zäh wurzelnden Unkraut herum. Die gnadenlose Sonne versengte alle unsere Kräfte. Ich vermochte kaum die Hacke zu halten.

Am späten Abend türmten sich am Horizont Gewitterwolken auf.

Als Pfiffe das Arbeitsende ankündigten, hing der

Himmel tief und schwer herab. Seit Wochen hatte es nicht geregnet, und wir sehnten uns danach.

Wir arbeiteten weit vom Lager entfernt, und verbeulte Lastwagen warteten auf der Straße auf uns. Als wir uns hineindrängten — man konnte nicht sitzen, aber wenigstens auch nicht umfallen —, blitzte es, und die ersten warmen Tropfen fielen auf unsere nach oben gerichteten Gesichter.

Dann kam der Regen. In wenigen Sekunden waren wir durchnäßt.

Maria rief: „Herrlich, herrlich, Wasser!“

Aber das herrliche Wasser stürzte weiter wie aus einer ungeheuren Röhre auf uns herab. Donnerschläge zerrissen die Luft. Ein Blitz ließ uns aufschreien.

Der Lastwagen rutschte aus und hielt an. Die Hinterräder staken tief im Schlamm.

„Alles raus! Schnell!“

Die Wärter berieten.

„Holt Holz!“ entschieden sie schließlich. Aber es gab nirgends Holz.

In dem sturzbachähnlichen Niederschlag, bis zu den Knien im Wasser, stemmten wir Frauen unsere Rücken gegen den Lastwagen und schoben, während die Männer zusahen.

Die Räder drehten sich, ohne zu fassen, und schleuderten Schlamm umher.

Der Wagen rührte sich nicht vom Fleck. Während einer Stunde arbeiteten wir umsonst, bis der Feldwebel uns befahl, zum Lager zurückzumarschieren.

Mit durchtränkten Schuhen, die Kleider am Leib klebend, stapften wir durch den Regen.

Die Wärter hieben auf Frauen ein, die strauchelten.

Zuletzt erreichte die zerlumpfte Kolonne grauer Gespenster das Lagertor.

„Genossin Kommandant, melde mich mit zweiundsechzig Banditen zurück!“ schrie der Feldwebel.

Die durchnästen Banditen kämpften sich zu den Hütten durch. Einige wurden sofort in die Küche kommandiert. Die übrigen versuchten, ihre Kleider zu trocknen, und alle fielen in Schlaf.

Wie seltsam ist der menschliche Geist! Unmittelbar vor dem Einschlafen fiel mir ein Scherz ein, den mir Richard einmal erzählt hatte. Ein Mann sagte sich: Klagen sei nutzlos. Er beschloß, künftig allem eine gute Seite abzugewinnen. Sein Wagen verlor ein Rad. „Tut nichts“, sagte er, „Kutschen haben zwei Räder. Ich habe drei. Ich bin reich.“ Dann löste sich ein zweites Rad. „Tut nichts“, meinte der Mann, Schubkarren haben nur eins. Ich habe zwei.“ Ein drittes Rad ging weg. „Nun, Schlitten haben überhaupt keine Räder, und sie kommen doch vorwärts.“ Schließlich verlor er auch das letzte Rad. „Ich wünschte schon immer, Schlittenfahrer zu sein“, rief unser Mann fröhlich.

Ich schlief lächelnd ein.

Die Zeit stand still. Sklaverei war unser Leben, der Kanal unsere Welt. Wir waren so weit heruntergekommen, daß wir unser Los hoffnungslos hinnahmen. Auch die Nachrichten von draußen änderten sich nie. Hunger, Schlangestehen und Unterdrückung. Und das ewige: „Die Amerikaner werden kommen. Sie lassen uns nicht Sklaven bleiben.“

Verzagtheit bedeutete aber, daß die Arbeitsleistung sank, und es wurden seltsame Mittel angewandt, um sie wieder zu heben.

An einer Versammlung wurden zwanzig Frauen aus den Reihen herausgegriffen. Man erklärte ihnen: „Ihr habt von allen hier am meisten gearbeitet. Dafür werdet ihr freigelassen.“

Die Kommandantin hielt eine Rede.

„Lebt also wohl, Genossinnen, und habt Dank. Wir haben gemeinsam gekämpft, um den Kommunismus aufzubauen, und jetzt ist die Zeit gekommen, die

Früchte unserer Arbeit zu teilen! Jetzt seid ihr frei! Als Abschiedsgeschenk geben wir euch einen Laib Brot!“

Die zwanzig Heldinnen lehnten sich aus dem Lastwagen, schwenkten rote Fähnchen und sangen die Internationale.

Eine neue Enttäuschung. Zehn Meilen weiter unten am Kanal hielt der Wagen beim nächsten Lager an, und sie wurden wieder bei der Arbeit eingesetzt.

Die Wirkung auf die Arbeitsnorm im Lager K₄ war gewaltig. Aber dieser Kniff wurde in anderen Lagern ebenfalls angewandt, und bald durchschauten wir ihn.

Der Zug

Eines Morgens stürzten unmittelbar nach dem Weckruf die Wärterinnen herein. „Alles bereitmachen, um in einer Stunde abzureisen!“

Das betraf nicht nur zwei oder drei Abteilungen. Das ganze Lager war alarmiert worden. Hunderte von Frauen packten ihre Bündel, rannten wie Hühner durcheinander, versuchten von Freundinnen Abschied zu nehmen, die sie vielleicht nie wieder sehen würden. Die Wärterinnen trugen mit ihrer eigenen Unruhe zur allgemeinen Spannung bei. Sie wußten nicht mehr als wir.

Die Amerikaner hatten den Eisernen Vorhang durchbrochen! Die Russen hatten Westberlin besetzt! Wir sollten erschossen werden!

„Nein wirklich, Stiefel!“ hörte man Zenaidas klare Stimme. Unsere erste Verteilung von Fußbekleidung war im Gange. Die Stiefel wurden vom Hüttenvorstand ohne Rücksicht auf Größe oder Empfänger aus einem Wagen geworfen. Ich gelangte in den Besitz eines Paares, das drei Nummern zu groß war.

Als jedermann bereit war, die Schachteln und Bündel aufgetürmt, stellten sich die Frauen in Reih und Glied auf, und das Warten begann. Worauf warteten wir? Niemand wußte es. Wohin würden wir gehen? Jede „wußte“ etwas anderes. Das Gefängnisleben ist eine einzige ungeheure Wartezeit. Diesmal standen wir fast bis zum Abend herum, bevor wir die Lastwagen bestiegen. Wir wurden zu einem Verschiebebahnhof gefahren.

Kein Aufruhr in K₄. Die Bahnsteige waren verwaist. Nur einige Beamte standen herum. Sie hatten all dies schon früher gesehen. Der Zug wurde aus Güterwagen und einer Reihe langer, schwarzer Gefängniswagen zusammengestellt. Die Gefängniswagen konnten durch eine schwere Schiebetür abgeschlossen werden und hatten kleine vergitterte Fenster unter dem Dach. Sie sahen wie Gepäckwagen aus.

„Vorwärts! Alles einsteigen!“ Die Bewachungsmannschaft für den Zug, eine stattliche Anzahl lässig dreinschauender Männer, machte es sich bequem. Sie ließen die K₄-Männer uns in die Wagen schieben, was Zeit beanspruchte. Es gab kaum genug Platz zum Stehen.

„Wir können hier nicht mehr aufnehmen!“

„Um Gottes willen, wir werden ersticken.“

Aber immer mehr Frauen wurden hineingedrängt, bis wir vierundachtzig in einem für vierzig berechneten Wagen waren. Schließlich wurde die große Schiebetür zugeschlagen und verriegelt. Die Kupplung kreischte, als der Zug sich in Bewegung setzte und uns alle durcheinanderwarf.

Unser Wagen enthielt einige Bänke. In einer war, wie sich herausstellte, eine Latrine verborgen, ohne Wasser und Papier natürlich, aber darüber beklagte sich niemand. Und sie hatte einen Deckel!

Die Frauen bereiteten sich auf die Nacht vor. Einige zankten sich oder weinten — ohne selber zu wissen,

warum. Die gegen den Wind so schlecht schützenden Hütten von Lager K 4 waren zur Heimat geworden. Und das Unbekannte stand drohend vor uns. Die Gerüchtemacherinnen verkündeten unsere Massenhinrichtung. Wir würden mit Maschinengewehrfeuer niedergemäht und in das Grab geworfen werden, das wir uns selbst schaufeln mußten. Und einfachere Seelen fanden, das wäre für uns die beste Lösung.

Aber nein, versicherte eine Frau aus Ploesti autoritativ. Unser Bestimmungsort war Ghencea, ein Durchgangslager, und dort würde die baldige Freilassung erfolgen. Sie hatte gehört, daß Ana Paukers Sippschaft gestürzt worden war, und daß die Parteilinie neu überprüft würde.

Der Wagen sumgte von Vermutungen. Daß die abscheuliche Ana etwas von ihrem eigenen Gift kosten sollte! Wenige glaubten es, aber alle schien der Gedanke aufzumuntern.

Ein Witz wurde herumgeboten. „Worin besteht der Unterschied zwischen einem Zebra und einem Kommunisten? Beim Zebra richten sich die Linien nach dem Tier, bei der Partei müssen sich selbst die Tiere nach der Parteilinie richten.“

Es war schwierig, einen Sitzplatz zu finden, und unmöglich, sich auszustrecken. Wir dösten in kurzen Abschnitten, oft aufgeweckt durch das Knirschen der Bremsen, das einen neuen geheimnisvollen Halt ankündigte. Durch die schmalen Fenster sah man nichts als Finsternis.

Langsam enthüllte sich die herbstliche Landschaft. Kühe weideten friedlich auf den Feldern. Schon der bloße Anblick dieser traulichen Tiere gab uns nach den weiten, leeren Feldern der Baragan-Ebene neue Hoffnung. Und die Bäume: schon laublos, aber die schwarzen Äste wie demütig bittend gen Himmel ragend. Dann einige Bauern, freie Männer und Frauen, die Dünger auf der

schwarzen Erde ausbreiteten. Drei kleine Mädchen winkten. Sie würden niemals erfahren, daß sie damit hundert Frauen zum Weinen brachten.

Der Zug pustete und schlingerte durch Rumänien, immer nordwärts. Nach einer Stunde hielt er bei einem Knotenpunkt an. Wir vernahmen das Geräusch von Schiebetüren und rasselnden Riegelstangen. Einige Wärter reichten Eimer mit Wasser herein, während andere mit Maschinenpistolen dabeistanden.

Aber der mürrische Bauernbursche in Uniform war gewöhnt, Tiere zu tränken und wußte, daß man auf Gebrüll nicht antwortet. Und es gab auch kein Brot.

Als der Zug weiterfuhr, lebten die Vermutungen wieder auf. Die Zigeunerinnen schwatzten wie immer unverständliches Zeug miteinander. Die Bäuerinnen von den Kollektivgütern überließen sich bereits kummervollen Erinnerungen an verlorenes Vieh und verlorene Kinder.

Im Wagen befanden sich nur wenige alte Bekannte. Helena Coliu, das Mädchen, das noch immer an den Kommunismus glaubte, trotz der Schläge, die es bekommen hatte. Annie Stanescu, die fröhliche kleine Prostituierte, und Maria Tilea. Aber keine Zenaida, keine Klara Strauß, keine Oma Apostol, keine Cornelia Marinescu. Ich wußte nicht einmal, ob sie überhaupt im Zuge waren.

Die Amateur-Politikerinnen neben mir unterhielten sich über die Wahlen in Amerika. Wir wußten, daß sie diesen Winter stattfinden würden. Truman hatte seine vier Jahre regiert, und Eisenhower — der so lange Oberkommandierender in Europa gewesen war — würde uns alle retten.

„Natürlich wird er gewählt“, rief die gutunterrichtete Dame aus Ploesti. „Wie ich hörte, wird er als Präsident Sondervollmachten verlangen, um die unterdrückten Länder Osteuropas zu befreien.“

Große Sensation! Da die Frau erst vor einem Monat aus dem Durchgangslager Ghencea gekommen war, glaubte man ihr, um so mehr, als ihre Zuhörerinnen das Bedürfnis nach Trost empfanden.

Ich hätte gerne gesagt, daß dieser gleiche Eisenhower Hunderttausende, die vor dem Kommunismus geflüchtet waren, am Ende des Krieges an „Onkel Josef“, wie Stalin von Roosevelt genannt wurde, ausgeliefert hatte. Einige begingen Selbstmord, einige wurden gehängt, einige gingen in sibirischen Lagern zugrunde. Aber ich schwieg. Warum die Illusionen zerstören, wenn die Menschen sie brauchten, wie ein Dürstender Wasser braucht?

Wie langsam der Zug durch das Land kroch! Er stöhnte und knirschte über die Weichen. Er hielt an und fuhr weiter. Er stand stundenlang auf namenlosen Nebengleisen. Abwechslungsweise drängten sich die Frauen um die kleinen Fenster, genossen den Anblick der Bauernhäuser, der schwelenden, von schweigenden Landleuten gehüteten Feuer, und verspürten den ersten Frosthauch in der herbstlichen Luft.

Die Aufregung über die Reise hatte sich gelegt, die panische Angst, in diese schaukelnde, schlingernde Röhre gestopft zu sein, wich dem Gefühl der Unbequemlichkeit und bald, angesichts der vielen Kranken, des Elends. Obwohl es an vielen Stellen hereinzog, herrschte im Wagen eine übelriechende, dumpfe Atmosphäre.

Unter uns befanden sich viele gebildete Frauen. Schriftstellerinnen, Journalistinnen, Dichterinnen — solche, deren Werke veröffentlicht worden waren, und andere. Die hagere, dunkelhaarige Marina Capoianu, die in Cluj Unterricht in englischer und französischer Literatur erteilt hatte, entwickelte eine erstaunliche Gabe als Geschichtenerzählerin. Reich an Einfällen, gab sie die klassischen Romane wieder, mit denen sie früher wider-

willige Schüler geplagt hatte. In dramatischen Augenblicken wiederholte sie mit ihrer starken, das Klassenzimmer füllenden Stimme dröhnend die Flüche, die Bill Sykes gegen Nancy schleudert, oder Madame Bovarys leidenschaftlichen Schrei: „Leon! Leon! Bis Donnerstag, bis Donnerstag!“

Eine ihrer populärsten Erzählungen war das melodramatische „Bildnis des Dorian Gray“. Wildes Roman von Schuld und Sühne, innerhalb von drei Stunden erzählt, während wir an jenem Abend auf einem schweigenden und verlassenem Nebengeleise festsaßen, wurde zu einem lärmenden Erfolg. In der Mordszene, in der Dorian Gray mit dem Dolche zustößt und wieder zustößt, schlug sie mit der geballten Faust wiederholt auf die andere Handfläche. Ihr Publikum spendete lauten Beifall. Oscar Wilde hatte sich über die Verhältnisse in den Gefängnissen seiner Zeit beklagt. Was würde er wohl gesagt haben, wenn er diese wie Vieh versandten Frauen gesehen hätte?

„Bildung ist doch etwas Wunderbares!“ Die Bäuerinnen waren verblüfft und vergnügt. „All das sagen zu können, ohne das Buch zu haben!“ Die Intellektuellen waren nicht weniger hingerissen. Aber jetzt begannen sie über den armen Wilde herzufallen, wegen seines Leichtsinns, seines Snobismus und wegen noch krankhafterer Schwächen. Janetta warf in die Diskussion ein, daß Wilde seinem Buch, das tief religiöse Empfindung ausdrücke, symbolische Bedeutung verliehen habe. In Dorian Gray versinnbildliche der Maler Christus, der sein Bild in jedes Menschenherz prägt. Aber nachdem Dorian seine Unschuld verloren hatte, wurde dieses Bildnis mehr und mehr entstellt, bis Dorian seinen Anblick nicht mehr zu ertragen vermochte. Wie alle Menschen verbarg er es vor sich selber. Dann klopfte eines Tages der Maler an die Türe und wünschte das Bildnis zu sehen. Aber Dorian war es unerträglich, daß jemand

es betrachte. Er hatte es zu dem gemacht, was es nun war. So tun die Menschen, was Dorian Gray tat: er tötete den Maler — Christus wird getötet — und in dem Augenblick, in dem er dies vollbringt, tötet er den Sinn seines eigenen Lebens.

Es ist eine Allegorie des Gottesmordes, des größten aller Verbrechen, aber auch jenes Verbrechens, das zuletzt Vergebung aller Sünden und Wiedergeburt bringt. Das auf Golgatha vergossene Blut erlöst sogar die Mörder Christi. Wildes Symbolik in der Gestalt des Malers wird hier fortgeführt: er wußte, daß ihn der Tod er- warte, wenn er das Bild zu sehen wünschte, und doch kam er. Durch sein Opfer wurde das Bildnis des Dorian Gray in seiner ursprünglichen Schönheit wiederher- gestellt.

Marina war betroffen. „Viel zu weit hergeholt!“ rief sie. „In Wirklichkeit handelt es sich um eine unbewußte Darstellung von Wildes eigener Psychologie. Er war selbst das fette, häßliche, aufgedunsene Porträt, und Dorian Gray symbolisiert seine Knabenzeit, nach der er sich so sehr sehnte, daß er bereit war, seinen Genius — symbolisiert im Maler — zu töten, um sie wiederzu- gewinnen. Was er bekanntlich später auch tat.“

Andere deuteten das Buch im Sinne des Klassenkamp- fes: das arme, verstoßene Kind und der Ruin des mü- ßigen Reichen.

Es sei durchaus eine Parabel, fand Frau Capoianu, dunkel und vieldeutig wie alle gute Kunst. „Aber nicht ein sehr englisches Buch. In mancher Beziehung ganz russisch.“ So vergaßen achtzig Frauen, im Zuge durch Rumänien rollend, geraume Zeit die Angst vor der Hin- richtung und ließen sich durch Oscar Wilde unterhal- ten.

Bei einer Haltestelle wurde die Tür aufgerissen und ein Korb voll Essen in den Wagen geworfen. Die Brot- laibe waren frisch gebacken und dufteten wunderbar.

Aber sie mußten sorgfältig unter die verschiedenen Gruppen verteilt werden. Wir verschlangen alles auf einmal. Aufbewahrtes Essen ist verlorenes Essen, das war eine Regel des Gefängnislebens. Für eine Weile vergaß die Wagenladung von Frauen, wie ihre arme Haut am Holze abgeschabt und zerschunden wurde, wie ihre Körper schmerzten und juckten und sie quälten.

Zwei Tage lang rasselten wir anhaltend und wieder losfahrend durch diese Vorhölle. Am dritten aber, obwohl die Halte länger wurden, gab es weder Wasser noch Brot. Bis am späten Abend endlich die Tür aufging und der liederliche Feldwebel persönlich erschien. Er hatte getrunken. Zweifellos Tzuika, einen rumänischen Pflaumenbranntwein. Seine Stiefel knirschten auf den Kieselsteinen, als er, auf den Fersen schwankend, beobachtete, wie sein mürrischer Begleiter den Brotkorb in den Wagen warf.

„Ihr habt heute abend Glück, Frauen.“ Wir verharrten in mißtrauischem Schweigen. „Für jede gibt es einen Löffel Marmelade aufs Brot.“

Vielleicht würde die Tzuika bewirken, daß er uns noch weiter entgegenkam. Maria fragte kühn: „Wie lange müssen wir noch fahren, Oberfeldwebel?“

Der Feldwebel erwiderte geschmeichelt: „Noch einen Tag.“

„Und wozu reisen wir eigentlich?“

Er hatte den Schluckauf. „Um erschossen zu werden, natürlich!“ Und er grölte vor Lachen.

Die Schiebetür wurde zugeschlagen, und der Wagen setzte sich lärmend in Bewegung. Jene, die zu weinen und jammern angefangen hatten, stellten sich gegenseitig wieder Fragen: „Sollte es wahr sein?“ „Aber er war betrunken.“ Gerade deshalb durfte man ihm glauben! Schluchzende Jüdinnen begannen sich die Hände zu schütteln und Abschiedsküsse auszutauschen. Sie

waren den Nazi-Lagern entronnen und mußten nun dies erleben!

Der Zug fuhr weiter, quälend langsam. Und hielt nach einer Stunde wieder an. Und fuhr weiter.

Frau Capoianu, die neben mir in einem Wachtraum befangen gewesen war, fragte plötzlich: „Sabine — sind wir einfach alle die Opfer eines Wahnsinnigen? Was bedeutet das alles? Er soll angeblich hinter verschlossenen Stahltüren leben und immer mehr Tötungen befehlen. Und wenn die fremden Botschafter vorsprechen, sagt er nichts, sondern zeichnet mit einem Bleistift auf einen Zettel. Er zeichnet und zeichnet, lauter Frauen in Folterstellungen.“ Sie schauderte krampfhaft. „Und alle sprechen von ihm wie von einem Gott, ‚genialer Stalin‘, ‚Vater Stalin‘!“

„Das ist nicht das erstemal, daß Menschen die Opfer eines Diktators werden, der versucht, sich auf Gottes Thron zu setzen“, erwiderte ich. „Die Diktatoren klagen Gott an und versuchen seinen Platz einzunehmen. Wenn ich an Stalin denke, fällt mir immer Pharao ein. Die Sklavenarbeit, die Pogrome, der Terror — hier haben wir alles wieder. Ein Mann versuchte, Gottes Thron zu stehlen. Sie wissen, wie Pharao befahl, alle jüdischen Knaben in den Nil zu werfen. Und dann zog Pharao in seinem eigenen Hause den Mann auf, der Gottes Plan gegen ihn auszuführen hatte. Im zweiten Psalm heißt es, daß Gott manchmal lacht.“ Viele Jahre später glaubte ich Gottes Lachen wieder zu hören: Stalins Tochter gehörte zu den Bekehrten der russischen Untergrundkirche!

„Ich weiß, daß es nicht immer so weitergehen kann“, sagte Frau Capoianu, „aber was läßt einen Menschen zu einem solchen Teufel werden?“

„Oft sind es die Umstände“, meinte ich. „Sie vermögen nicht alles, aber doch manches zu erklären.“ Er war der außereheliche Sohn eines Polizeioffiziers. Seine

Mutter diente als Magd im Haus seines Vaters und wurde schwanger mit dem künftigen Stalin. Sein legitimer Vater war ein Trunkenbold, der wußte, daß er nicht sein Sohn war und ihn deshalb unbarmherzig schlug. Dann trat Stalin in ein orthodoxes Seminar ein, wo die Knaben mehr Gefangene als Schüler waren. Dazu kam der erschwerende Umstand, daß er Georgier war und die Russen gerade in jener Zeit die georgische orthodoxe Kirche verboten und verfolgten. So wurde er zum Revolutionär. Hier haben wir ein Beispiel dafür, wie solche Revolutionäre gemacht werden.

Es war eine Nacht der Angst. Bei jedem Halt erwarteten wir, daß das Geräusch der Schritte draußen aufhören, die Türen aufgerissen und Frauen hinaus zur Hinrichtung gezerrt würden. Während Stunden versuchten die Christinnen, die übrigen zu beruhigen und zu trösten. Aber weder an diesem noch am folgenden Tag geschah etwas. Bei Sonnenuntergang sah man in der Ferne, in Gold gebadet, eine Bergkette. Als die Dunkelheit wieder einbrach, sanken die Frauen vor Erschöpfung und Elend in einen todesähnlichen Schlaf.

„Raus! Alles raus!“

Die Riegel wurden zurückgeschoben, um eine pechschwarze Nacht vor uns aufzutun. Kein Bahnhof, nicht einmal ein Bahnsteig. Guter Gott, war es denn wahr, wollten sie uns wirklich alle massakrieren? Weinend, schreiend, fluchend sprangen die Frauen hinaus oder fielen auf den Kies neben dem Gleis. Es gab keine Tritte zum Aussteigen, und ich fiel schmerzhaft auf die Knie. Einigen anderen wurde hinausgeholfen — aber nicht von den Wärtern, die dabeistanden, ihre Maschinenpistolen schwenkten und die entsetzten Gefangenen wie Irre anschrien. Wahrscheinlich bildete eine lange Wartezeit in Kälte und Nässe die Ursache ihrer schlechten Laune. Uns aber erschienen sie wie Teufel aus der Hölle.

Frauen erhielten Faustschläge ins Gesicht, wurden zur Seite geschleudert, geohrfeigt, mit Gewehrkolben traktiert. Wir hatten nicht die geringste Ahnung, was man von uns verlangte.

„Ins Glied treten! Ins Glied treten! Bleibt in der Nähe des Feldwebels!“ Aber man konnte nirgends ins Glied treten. Die Frauen glitten aus und taumelten über einen nassen Damm in einen Drahtverhau. Ein junger Wärter glaubte, sie versuchten zu fliehen und holte mit der Faust aus. Frau Capoianu erhielt einen heftigen Schlag und strauchelte in die neben ihr Stehenden.

Nach einer Stunde äußerster Verwirrung wurden mehrere Hunderte von uns in die Felder neben dem Gleis getrieben.

„Alles niederliegen! Liegt nieder auf eure Bäuche! Nieder!“

Wir wurden gezwungen, mit dem Gesicht nach unten in den Schlamm zu liegen. Eine Kette fluchender Wärter umringte uns.

„O Gott, o Gott, sie werden uns erschießen!“ murmelte die Frau neben mir immer wieder. „Laß es nicht geschehen, laß es nicht geschehen. Ich will nie wieder klagen.“ Sie stammelte Gebete und Entschuldigungen. Ich glaube, wir alle taten es.

Auf die Straße, Banditen! Seid ihr taub?“

Wir marschierten sehr schnell durch die Dunkelheit, angespornt durch Drohungen und Schläge. Mit unseren Bündeln strauchelnd, stürzend, ausrutschend, nach Atem ringend. Betäubt von dem Wechsel nach vier Tagen rückensteifer Untätigkeit.

„Wartet! Führt sie in dieses Feld! Alles niederliegen!“

Wieder mußten wir niederliegen. Die Hälfte der Kolonne war zurückgeblieben. Wir mußten warten, bis sie uns eingeholt hatte.

Wie lange wir marschierten, weiß ich nicht. Es schienen Stunden zu vergehen, bis wir die hohen Mauern eines

anderen Gefängnisses vor uns sahen, lange, farblose, kahle Strecken unter dem Schein elektrischer Lampen. Das schwere Tor aus Eisen und Holz ging auf, und wir schritten in lockerer Fünferkolonne hindurch.

Im Hof wurde herumgeboten: das ist Tirusor.

Ein neuer Name, neue Wärter. Die gleichen Flüche. Die gleiche Routine.

Die Feststellung der Namen und Anzahl begann. Erst lange nach Mitternacht kamen wir in unsere Zellen.

Warum hier? Warum Tirusor? fragte alles. Es war ein mit den äußersten Sicherheitsvorrichtungen versehenes Gefängnis, in dem Mörder und Gewaltverbrecher gehalten wurden. Der Name war in Rumänien berücksichtigt. Welch ein Rätsel! Was konnte das bedeuten?

„Daß sie kein anderes Gefängnis mehr übrig haben“, murmelte Frau Capoianu.

Aber niemand war getröstet.

Tirusor

In Tirusor mußte ich im Nähzimmer arbeiten. Die Frauen arbeiteten in Zwölf-Stunden-Schichten. Sie saßen auf Bänken in einem großen, hohen Raum mit vergitterten Fenstern nahe der Decke.

Die Nähmaschinen schienen aus dem letzten Jahrhundert zu stammen und setzten mindestens einmal am Tag aus. Ich teilte bald nicht mehr Richards Stolz auf Singer, den Juden, der die Nähmaschine erfand.

Wir nähten mit dickem Faden Gefängnis matratten. Der schwere Stoff mußte ständig umgewendet und gedreht werden, während die Maschinenpedale mit den Füßen getreten wurden.

Die Frauen der Nachtschicht fielen regelmäßig über ihren Maschinen in Schlaf (am Tage konnte man wegen des Lärms im Gefängnis nicht schlafen). Deshalb schritten Aufseher die Reihen ab und verteilten Ohr-

feigen und Schläge. Nicht wenige Frauen fragten sich bei Morgengrauen, ob das Leben am Kanal nicht erträglicher gewesen sei.

Tirgusor beherbergte die schwersten Verbrecher des Landes. Mörderinnen, Sittlichkeitsverbrecherinnen, Betrügerinnen, Sadisten — manche offensichtlich geisteskrank.

An der Maschine neben mir saß eine hysterische Frau. Sie hatte einen Arzt mit einer Schere getötet. Mehrmals am Tage borgte sie sich die von der ganzen Bank geteilte Schere aus. Es schien ihr zu entgehen, daß ihre Nachbarinnen sie mit nervösen Blicken beobachteten, wenn sie zu schneiden begann. Oft starrte sie die Schere an, bevor sie sie weglegte.

Die arme „verrückte“ Anna lebte in einer Traumwelt. Sie glaubte intimen Verkehr mit dem Arzt gehabt zu haben, den sie getötet hatte. Jetzt schrieb sie sich selber mit einer Nadel Briefe von nicht existierenden Liebhabern auf eine Seife. Sie waren zahlreich und hatten bestimmte Charakterzüge. Peters Briefe waren hochfliegend. Diejenigen von Hans leidenschaftlich, während Heinrich in schlichtem Tone schrieb. Alle wurden den bestürzten Zellengenossinnen laut vorgelesen.

Gelegentlich erlitt Anna hysterische Weinkrämpfe. Den größten Teil des Tages verbrachte sie indessen glücklich in ihrer Traumwelt. Ob sie sich im Gefängnis oder draußen befand, machte keinen großen Unterschied für sie.

Wie viele tränenreiche Begegnungen erlebte ich in den Gefängnissen! Wenn eine Zellentür sich öffnete, so schien sie immer die Mutter, Schwester oder Base einer Insassin einzulassen. Jede glaubte, die andere sei frei und Sorge für die Kinder. Es war schrecklich, den Schmerz mit ansehen zu müssen, der sie erfaßte, sobald sie diese Hoffnung begraben mußten.

Es gab auch sehr seltsame Begegnungen. Eines Morgens stellte sich eine Neuangekommene vor: „Ich bin Frau Cornilescu aus Cluj.“

Das war ein merkwürdiges Zusammentreffen, hatten wir doch bereits eine andere Frau Cornilescu aus Cluj. Köpfe erschienen über den Betten. Man wollte die Gegenüberstellung beobachten. Es schien, daß beide Ehemänner Cornilescu Emil hießen. Und beide waren ehemalige Angehörige der Eisernen Garde. Aber der erste Emil war groß und dunkel. Ein bezaubernder Mann, so wohlgezogen. Die zweite Frau Cornilescu erblaßte. Ihr Emil war auch groß und dunkel. Mit so liebenswürdigem Benehmen.

„Entschuldigen Sie“, sagte meine Nachbarin. „Aber in Zelle 3 gibt es, so viel ich weiß, eine dritte Frau Cornilescu. Die Beschreibung paßt auch auf deren Gatten!“

Keine unserer Cornilescu-Damen war schön zu nennen. Die eine war klein und verschlagen mit braunen Zähnen, die andere groß und hager mit spindeldürren Beinen. Beide hatten bei dem Heiratsantrag zugeschnappt.

Es entspann sich eine wütende Diskussion. Die erste Frau Cornilescu versetzte ihrer Rivalin eine Ohrfeige. Die zweite zog die erste an den Haaren. Wärterinnen tauchten auf, um die beiden zu trennen.

„Meine Liebe, das ist eine alte Geschichte“, sagte meine Nachbarin. „Der Mann befindet sich, wie alle Ehemaligen der Eisernen Garde, auf der Flucht vor der Geheimpolizei. Er hat kein Heim, keine Papiere, kein Geld. Er lebt von einer Frau nach der anderen, indem er sie heiratet oder ihr die Ehe verspricht. Dann werden die Frauen verhaftet und begegnen sich im Kerker. Ich habe schon schrecklichere Auseinandersetzungen erlebt.“

Auch Begegnungen zwischen Verwandten fanden statt,

weil ganze Familien eingekerkert wurden, die Flüchtlingen in den Bergen geholfen hatten. Der Führer der Widerstandskämpfer, Oberst Arsenescu, war eine volkstümliche Figur, und viele wurden verhaftet, weil sie seine Leute unterstützt hatten. Seine Frau befand sich im Gefängnis. Spitzel erzählten ihr, ihr Mann sei erschossen worden. Die Lüge wurde erfunden, um ihre Widerstandskraft zu brechen.

Wir hörten von der Wahl General Eisenhowers zum Präsidenten der Vereinigten Staaten. Auch vernahmen wir, daß mehrere kommunistische Führer gestürzt und aus der Partei ausgeschlossen worden seien. Bedeutete das den Beginn einer Liberalisierung?

„Was zählen schon solche Puppen?“ sagte Silvia, eine Journalistin. „Rußland kontrolliert alles. Nichts wird sich ändern, ehe Stalin abtritt.“

Über ganz Rumänien aber verbreitete sich das Gerücht, der Kanalbau werde aufgegeben. Die großen Arbeitskolonien sollten geschlossen werden. Das Grundprojekt habe sich als Fehler erwiesen.

Das Gerücht erhärtete sich zur Tatsache. Eine Augenzeugin vom Lager K 4 erzählte uns, daß das Lager geschlossen worden sei. Offiziere seien verhaftet worden. Die Ingenieure des Kanals würden als Verbrecher, die „Staatsmittel unterschlagen“ hätten, strafrechtlich verfolgt.

Alle Geister beschäftigte nun die gleiche Frage: welchen Nutzen boten jetzt noch die Zehntausende von Gefangenen? Würden sie uns freilassen?

Eine junge Frau aus Ana Paukers Ministerium wurde in unsere Zelle eingeliefert. Jedermann war von ihren bitteren Scheltreden betroffen. Wir waren die Banditen, sie die unschuldig Leidende. Jenny Silvestru konnte nicht fassen, daß ihr das geschehen war.

„Ich bin ein Opfer der Ungerechtigkeit!“ erklärte sie mehrmals am Tage.

„Statt Ungerechtigkeit lies Kommunismus“, erwiderte ihr Frau Iliescu, die Gattin eines früheren Mitgliedes der Eisernen Garde.

„Die Partei sollte Leute wie Sie erschießen. Sie werden zu gut behandelt!“

„Mein liebes Mädchen, ich war schon unter Antonescu im Gefängnis. Ich wurde freigelassen, um wenige Monate später von den Kommunisten wieder eingekerkert zu werden. Dies ist mein sechstes Jahr im Gefängnis. Deine Drohungen bedeuten nichts mehr für mich.“

Frau Iliescu war ebenso lästig wie Jenny. Sie hegte grenzenlose Verachtung für den Kommunismus.

„Wir müssen diesem Abschaum unsere Überlegenheit beweisen, indem wir ihre erbärmlichen Arbeitsnormen übertreffen. Kommunismus oder nicht, was wir tun, geschieht zum Nutzen des Vaterlandes!“

Sie arbeitete im Fabrikraum so hart, daß die Normen erhöht wurden und wir alle darunter litten. Es war eine stumpfsinnige und empörende Haltung. Aber es fiel schwer, die Frau nicht zu achten. Sie hatte so viel gelitten. Sie hatte solchen Mut.

Eine ihrer oft wiederholten Erzählungen handelte von einer Verhörbeamtin, die einen sadistischen Genuß bei der Folterung männlicher Gefangener empfand. Sie landete nach der ersten Parteisäuberung in Jilava. „Frauen, deren Männer und Söhne unter ihren Händen Schmerz und Erniedrigung zu erdulden gehabt hatten, fielen über sie her“, sagte Frau Iliescu. „Sie warfen ihr eine Bettdecke über den Kopf und prügelten sie blau und grün.“

Sogar bei so unaussprechlichem Haß blieb eine Veröhnung möglich. In Gottes Wort wohnt eine ungeheure Kraft. Als ich einmal ersucht wurde, das Gebet in der Zelle zu leiten, lehnte ich es ab, solange Frauen anwesend seien, die nicht miteinander Frieden schlossen. Ich zitierte Matthäus 5, 23:

„Wenn du nun deine Opfergabe zum Altar bringst und dort eingedenk wirst, daß dein Bruder etwas wider dich hat, so laß deine Gabe dort vor dem Altar und gehe zuerst hin und versöhne dich mit deinem Bruder, und dann komm und bring deine Gabe dar!“

Mit diesen Worten wurden Männer und Frauen bewogen, lange und bittere Streitigkeiten beizulegen. Ihr Leben änderte sich. Wie ein apokryphes Wort Jesu besagt, werden wir nie glücklich, solange wir unserem Bruder nicht Liebe entgegenbringen.

Ganz Tirusor war erfüllt von Furcht und Verdächtigungen. Wir besaßen ein geheimes Klopfsystem, um uns zu verständigen. Die Kommunisten versuchten, sich solcher Dinge zu ihren eigenen Zwecken zu bedienen. In jeder Zelle gab es Spitzel, die uns ausspionierten und falsche Botschaften durch Klopfzeichen übermittelten. Die Antworten, die von nichtsahnenden Neuen durchgegeben wurden, benutzte man in den damals im Gang befindlichen schweren Verhören.

Die gefangenen Kommunisten waren überzeugt, daß sie erschossen werden sollten. Sie waren unbarmherzig gewesen, und die Unbarmherzigkeit würde heimgezahlt werden.

Unterdessen wurden jedoch die Liebevollen und Liebenswerten hingerichtet. Eine Episode in Jilava.

Eines Abends erfuhr eine Christin, Tochter eines hohen kommunistischen Beamten, daß sie um Mitternacht erschossen werden würde. Hinrichtungen waren häufig, und Todesurteile wurden unter erbärmlichen Vorwänden, oft aus bloßer Rache gefällt.

Bevor dieses Mädchen hinaus mußte, um der „Mitternachtsbraut“, wie die Hinrichtungen genannt wurden, zu begegnen, teilte es mit seinen Zellengenossinnen eine letzte Mahlzeit aus Haferbrei und Wasser. Ruhig hob es das irdene Gefäß empor, worin sich das Essen befunden hatte.

„Bald werde ich wieder Erde sein“, sagte sie. „Aus dem gleichen Stoff wie dieses Gefäß. Wer weiß, was es einst war? Vielleicht ein Glied des schönen Körpers eines jungen Mannes. Bald wird aus meinem Körper Gras wachsen. Aber der Tod ist mehr als das, und wir sind auf Erden, um für unsere Seelen, solange wir hier sind, königlich zu sorgen.“

Als das Mädchen hinausgeführt wurde, erhob es seine Stimme und sprach das Glaubensbekenntnis. Von den Wänden des gewölbten Ganges widerhallten die Worte. Es waren die nämlichen, die wir in der Kirche sprechen. Und doch war es ein anderes Glaubensbekenntnis, denn das Mädchen war von jedem einzelnen Wort erfüllt. Sie ging in den Tod für den einen Gott und wurde aufgenommen ins ewige Leben.

Wochen vergingen. Zweimal täglich wurden wir in Tirusor gezählt. Aber nur wenige Wärterinnen konnten zählen. Noch weniger konnten sie die vordere und die hintere Reihe zusammenzählen. Es dauerte Stunden. Dann folgte die Zellenkontrolle. Die Gitterstäbe wurden mit Holzknüppeln geprüft. Im Hof war es sehr kalt, und wir beteten jeden Morgen, daß es nicht zu viele falsche Zählungen gäbe.

Eines Tages ging es schnell. Und sofort nach der Zählung der alarmierende Befehl:

„Sammelt alle eure Dinge!“

Wir wurden wieder transportiert:

Die Schweinezüchtereie

In offenen Lastwagen wurden wir nach dem Kollektivgut von Ferma Rosie gefahren. Sofort begann die Arbeit auf den Feldern. Wir mußten Reben mit Erde zudecken, um sie vor der Kälte zu schützen. Aber die

Erde war steinhart, und die armen Pflanzen schon seit langem erfroren. Die Arbeit war zu spät in die Hand genommen worden. Im nächsten Jahr würde es keinen Wein geben. Aber niemand schien sich daran zu stoßen. Das war nicht ihre Sache. Sie ließen die nutzlose Arbeit verrichten und sandten darüber ihre Berichte ein.

Dieser Weinberg war einer der bekanntesten in ganz Rumänien gewesen. Sein Besitzer befand sich jetzt im Gefängnis. Aber bei den Opfern der Kollektivierung handelte es sich keineswegs nur um Großgrundbesitzer. Am schwersten litten Kleinlandwirte und Häusler darunter. Ihre Versuche zur Auflehnung gegen das System wurden unbarmherzig unterdrückt. Die Bauern wurden mürrisch und gleichgültig. Sie arbeiteten so wenig wie möglich. Dann wurden sie wegen „Nichterfüllung ihrer Pflicht gegenüber dem Staat“ zu Tausenden eingekerkert. Das Land blieb unbestellt. Die einstige „Kornkammer Europas“ stand vor der Hungersnot. Die Antwort des Staates bestand darin, daß er Gefangene als Sklavenarbeiter in die Kollektivgüter sandte.

Überall war es dasselbe: die Felder wurden so schlecht bestellt, daß nichts gedieh. Die zu unserer Bewachung eingesetzten Wärter waren oft selber Bauern. Einer erzählte, er habe den Befehl erhalten, den ersten Mann, der ihm in einem Dorf begegne, niederzuschießen. Dann waren die Dorfbewohner versammelt und eingeladen worden, „aus eigenem freien Entschluß“ dem Kollektivbetrieb beizutreten.

Die Häuser von Bauern, die sich ablehnend verhielten, wurden von Beamten durchsucht. Diese entdeckten stets „verborgene Waffen“ — Gewehre, welche die Polizei zuvor selber in den Häusern versteckt hatte.

Bäuerinnen erzählten, wie die Kollektivierungsmannschaften ihnen allen Besitz weggenommen hätten: Vieh, Fuhrwerke, Werkzeug.

Frau Manuila, eine grobknochige Bäuerin, die neben mir arbeitete, sagte: „Als alles weg war, sagte mein Mann: ‚Das Buch mit den Kirchenliedern haben sie uns gelassen. Wir wollen dem Herrn singen und ihm danken für den größeren Besitz, den wir im Himmel haben.‘“

Frau Manuila hatte eine Lieblingskuh besessen. Sie sprach mit zärtlichen Worten von ihr. Wie sie ihr an kalten Morgen den Arm um den Hals gelegt habe. Wie die Wärme des Tieres sich über ihren ganzen Körper ausgebreitet habe.

„Kühe geben keine gute Milch, wenn man sie nicht gern hat“, sagte sie. „Jetzt ist sie einfach ein Stück Vieh wie irgendein anderes.“

Auf Kollektivgütern wurde nichts mit Liebe getan. Nichts war von Gott gesegnet.

Als ich eines Morgens auf dem Felde arbeitete, brach ich zusammen. Der Fabrikraum und nun das Kollektivgut hatten meine Widerstandskraft gebrochen. Wärter legten mich auf eine behelfsmäßig hergerichtete Bahre. Ich wurde zu einem Lastwagen getragen und ins Gefängnis von Vacaresti überführt. Unterwegs schwoll mein Kopf so sehr an, daß ich dachte, er müsse jetzt wie eine Melone aussehen.

Ich kannte dieses Gefängnis gut. Richard hatte dort in den alten Tagen gepredigt. An Weihnachten war ich hingegangen, um einen Baum zu schmücken. Statt in eine Spitalabteilung, wurde ich in eine Einzelzelle verbracht, in der sich nichts außer einem schmutzigen Kübel in einer Ecke befand. Ich schlief auf dem nackten Betonboden.

Am folgenden Morgen sah ich durchs Fenster männliche Gefangene beim Morgenrundgang. Als sie an meinem Fenster vorbeikamen, fragte ich, ob sie etwas von Richard Wurmbrand gehört hätten. Die beiden ersten Gefangenen schüttelten den Kopf. Der Wärter

machte ein Schläfchen. Der dritte Gefangene sagte, als er meine Frage hörte: „Wurmbrand? Der Pfarrer?“ — „Ja“, erwiderte ich, „er ist mein Mann.“

Er verbeugte sich, wie die Orthodoxen in der Kirche zu tun pflegen. „Ich bin ihm begegnet“, flüsterte er, „ich bereue meine zehn Gefängnisjahre nicht. Sie waren es wert, durchgestanden zu werden, denn der Pfarrer hat mich zu Christus geführt. Und jetzt begegne ich seiner Frau!“ Er mußte weitergehen. Er hatte mir nicht gesagt, ob Richard noch lebt.

Er ging, den Kopf gesenkt, die Hände auf dem Rücken, um den Hof herum. Als er wieder an meinem Fenster vorbeikam, fügte er bei: „Ich traf ihn in Tirgul-Ocna. Er befand sich in der Todeszelle. Er sprach immer von Christus.“

Beim nächsten Rundgang fand ich heraus, daß mein Freund Schullehrer war. Der Wärter gähnte. Sein Schläfchen war beendet, und er befahl den Gefangenen, in die Zellen zurückzukehren. Ich aber wußte nun, daß Richard immer noch Richard war, Christus lobpreisend, Seelen gewinnend. Oder hatte der Mann von einer längst vergangenen Zeit erzählt?

Die große Hochachtung, die er bekundet hatte, überraschte mich nicht. Die Rumänen verehren im allgemeinen diejenigen, die sie zu Christus bekehren, die sie taufen oder zu Pfarrern weihen, was auch normal ist. Das älteste Religionsbuch der Welt, „Das Gesetz Manus“, sagt, daß jeder Jünger, der gegen seinen Lehrer im Glauben rebelliert, als Esel reinkarniert wird. Wenn man nicht an Reinkarnation glaubt, sind die Sachen einfacher. Wer gegen seinen ehemaligen Lehrer im Glauben spricht, ist ein Esel.

Ich blieb einen weiteren Tag in der Zelle, ohne einen Arzt zu sehen, der mich untersucht hätte. Aber ich war glücklich, hier zu sein, weil ich hoffte, den Mann wieder anzutreffen, der mir Nachricht über Richard

gegeben hatte. Ich glaubte nicht, daß Richard gestorben sei. Warum, vermag ich nicht zu sagen. Aber ein Bibelvers drang wie Musik an mein Ohr. Er betraf Jakobs Sohn Ruben. Richards hebräischer Name war Ruben. „Ruben lebe, er sterbe nicht.“ Es war für mich eine Verheißung.

Nach achtundvierzig Stunden erinnerte sich die Spitalverwaltung daran, daß ich als Notfall eingeliefert worden war. Ich wurde in ein Bett mit Tüchern und Decken gelegt.

Eine Ärztin in sauberem, weißem Mantel durchschritt die Abteilung.

„Sie müssen jetzt alles essen, was Sie bekommen“, sagte sie. Der freundliche Klang ihrer Stimme rührte mich zu Tränen.

Dr. Maria Cresin war vor noch nicht langer Zeit von der Medizinschule hierhergekommen. Mutig und geduldig arbeitete sie in dem überfüllten Vacaresti, wo es an Pflegepersonal mangelte. Sie wurde von den Patienten verehrt.

Ich litt an einer häßlichen Hautkrankheit, einer Art Skorbut. Nach Ansicht der Ärztin rührte sie von schlechter Ernährung her. Sie gab mir Einspritzungen, und das Übel ließ nach. Wunden und Schorf begannen zu heilen. Dickdarmkatarrh und Durchfall verschwanden. Ich vermochte sogar wieder besser zu sehen. Vitaminmangel schwächt die Sehkraft, und manche Gefangene waren des Nachts blind.

Im nächsten Bett lag eine einst reiche Frau. Es bedrückte sie nicht allzusehr, sich im Gefängnis zu befinden. Sie war überzeugt, daß sie sich bald wieder auf freiem Fuß befinden werde. War nicht Eisenhower Präsident der Vereinigten Staaten? Ein so großer Soldat würde nicht gestatten, daß Osteuropa weiter versklavt bliebe.

„Sobald die Amerikaner kommen, werden sie von den Russen die Bezahlung von Kriegsentschädigungen verlangen. Aufgrund meines früheren Einkommens werde ich für jeden im Gefängnis zugebrachten Tag fünftausend Lei fordern. Das gibt eine Million Lei! Ich werde für den Rest meiner Tage gesichert sein.“

Ich schlug vor, sie solle zehntausend Lei für den Tag verlangen. Dann hätte sie zwei Millionen.

„Welch guter Einfall“, antwortete sie. „Ihr Juden seid gescheite Leute!“

Die übrigen Gefangenen nannten sie die „Millionärin“.

Wir spielten auf der Abteilung Spiele, die oft mit Tränen endeten. So versuchten wir uns auszumalen, wie sich das Leben gestalten würde, wenn wir taube alte Frauen wären. Ein Wort wurde von einem Ende der Bettreihe zum anderen durchgegeben. Jede Patientin entstellte es ein wenig, so daß zuletzt etwas ganz anderes herauskam. Aber das Lachen und die Aufregung waren zu viel für uns. Sobald das Gelächter in Weinen überging, wurde in einer Krise des Jammers die Wärterin gerufen. Viele waren jung und sahen ihre Jugend vorübergehen. Das Spiel würde Wirklichkeit werden.

Vacaresti wurde von einem politischen Offizier überwacht. Medizin mußte, wie alles übrige, im Geiste des Klassenkampfes ausgeübt werden. Eines Abends besuchte er mit einigen uniformierten Kollegen die Abteilungen und hielt eine schwülstige Rede über die Freuden des Kommunismus. Wenn ein so prächtiges Spital frei verfügbar sei, was brauche man da noch Gott, fragte er.

Ich sagte: „Herr Leutnant, solange es Menschen auf Erden geben wird, werden wir Gott brauchen und Jesus, der uns Leben und Gesundheit verleiht.“

Er war wütend. Wie durfte ich es wagen, ihn zu unterbrechen? Wie konnte ich solchen Unsinn glauben?

Ich sagte: „Jeder, der in einem Hause wohnt, weiß, daß es von einem Baumeister errichtet wurde. Wie auch jeder, der an einem Mahl teilnimmt, weiß, daß es von einem Koch zubereitet wurde. Wir alle sind eingeladen, an dem Mahl dieser Welt teilzunehmen, das so voll wunderbarer Dinge ist: Sonne, Mond, Sterne, Regen und Früchte aller Art. Und wir wissen, daß derjenige, der es zubereitet hat, Gott ist.“

Der politische Offizier lachte und spottete und ging mit seinen Freunden, die Tür hinter sich zuwerfend, hinaus.

Anderntags kam eine Wärterin und forderte mich auf, meine Sachen zu packen. Noch am gleichen Tag wurde ich in eine Arbeitskolonie verbracht.

Diesmal war es eine staatliche Schweinezuchterei, wo fünfzig Frauen mehrere hundert Schweine versorgten. Die letzten Jahre waren hart gewesen, aber jetzt brach die härteste Zeit an. Die Nahrung war völlig ungenügend. Um fünf Uhr früh verließen wir mühsam unsere Betten in den gleichen schmutzigen Lumpen, in denen wir uns niedergelegt hatten. Dann ging's hinaus in die Kälte und Dunkelheit zur Fütterung der Schweine.

Die Ställe starrten von knöcheltiefem, flüssigem Mist – dem einzigen Stoff, der nie gefror. Ein scheußlicher, ekelregender Gestank hing über dem ganzen Ort und drang bis in die letzten Winkel unserer Hütten. Er haftete an Körper und Haaren. Sogar die Grütze, die wir mit unseren Holzlöffeln schöpften, schmeckte danach. Wir waren besser dran als der verlorene Sohn: wir füllten unseren Magen mit den Schoten, die als Schweinefutter dienten.

Alles verlor seine Bedeutung. Der Tod starrte mir ins Angesicht. Die ganze Welt war voll von Tränen und

Verzweiflung wie nie zuvor, und ein Schrei entrang sich meiner Brust: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“

Der Versuch, die Ställe zu säubern, war ebenso aussichtslos wie der Versuch, die Welt zu säubern. Jeden Tag begannen wir aufs neue, naß, hungrig, halbtot, und führten Berge von Mist in Schubkarren weg.

Ich wußte, daß es für mich und die Welt keine Hoffnung mehr gab und wartete auf den Tod.

Und vielleicht hätte ich in einer solchen Geistesverfassung nicht lange überlebt. Aber glücklicherweise währte es nur wenige Wochen. Ich bin überzeugt, daß der Herr mein Gebet erhörte und mich von dort nach seinem Plan herausnahm. Ich mußte nur eine sehr schwere Erfahrung machen: den Kelch bis zur bitteren Neige leeren. Und heute bin ich froh, durch diese harte Schule gegangen zu sein, die uns die höchste Liebe, die Liebe zu Gott, sogar dann, wenn er uns nichts als Leiden beschert, lehrt.

Von der Ladebrücke eines offenen Lastwagens aus sah ich die Schweinezuchterei sich entfernen, ein dunkles Gewirr von Hütten in der weißen Landschaft. Der Wind war wie eine kalte, stählerne Hand. Er zerrte an unseren Kleidern und jagte feine Schneesträhnen über das Land. Niemand wußte oder fragte oder kümmerte sich viel darum, wohin die Fahrt ging. Ein Kollektivgut war wie das andere.

Aber unerwarteterweise kamen wir nach Ghencea in das Durchgangslager, von wo aus ich vor über zwei Jahren an den Kanal verschickt worden war.

„Welche Unmenge von Frauen! Der Ort ist geschäftiger als je“, flüsterten wir uns zu, als wir darauf warteten, kontrolliert und gezählt zu werden. „Was geschieht nun?“

Die Eintrittskontrolle war erst nach Einbruch der

Dunkelheit beendet. Wir marschierten in die Hütten. In der verhältnismäßig warmen Hütte tauten wir gleichsam auf und faßten neue Hoffnung. Die vielen hundert Frauen, die jetzt diese und alle anderen Hütten von Ghencea füllten, waren aus Lagern in ganz Rumänien gekommen. Entweder wurde irgendein großes, neues Projekt der Sklavenarbeit geplant oder . . .

Niemand wagte indessen die Hoffnung auszusprechen. Wir hatten zuviel durchgemacht, hatten uns zu oft selbst betrogen.

Am zweiten Tag verbreitete sich das Gerücht, daß zehn Funktionäre des Sicherheitsdienstes in den Büros von Ghencea Akten prüften. Unsere Akten! Vor zwei Tagen waren sie aus Bukarest eingetroffen. Konnte es wirklich die Freiheit bedeuten?

Ich sah mich in der Hütte um. Im trüben Licht saßen die Frauen, die wie Vogelscheuchen aussahen, und schwatzten mit leiser Stimme, das Gerücht nach allen Seiten hin prüfend, schwatzten und schwatzten — und die ganze Zeit über beschäftigten wir uns in Gedanken mit Zukunftsplänen. In der Luft hing der säuerliche Geruch von Essen und Körperausdünstung. Der Lagerausrüstung waren Lautsprecher beigefügt worden. Von Zeit zu Zeit gaben sie laute, knisternde Geräusche von sich wie riesige Spiegeleier und brüllten unverständliche, verstümmelte Botschaften. Nachdem die erste Aufregung sich gelegt hatte, sah man die Frauen mit leerem Blick stundenlang dasitzen und warten. Nein, sie glaubten nicht daran, daß sie es hinter sich lassen könnten — jemals.

Einige Zigeunermädchen, die ich in Cernavoda gekannt hatte, waren hier. Und eines Tages hörte ich meinen Namen rufen.

„Sabine! Sabine!“ Es war Zenaida aus Lager K₄, die Königin der Bukarester Vorkriegsgesellschaft. Sie war auch in verschiedenen Kollektivgütern herumge-

kommen. Wir versuchten, uns die Hände zu schütteln, hielten jedoch inne. Denn unsere Finger waren geschwollen und voll Frostbeulen.

Wir lachten und erzählten unsere Geschichten, oder soviel davon, wie ertragen werden konnte. Sie bestand darauf, daß ich eine Männerhose und eine warme Jacke, die sie irgendwo stibitzt hatte, annahm. Ich war dankbar dafür.

„Genau wie Charlie Chaplin.“ Die anderen traten etwas zurück, um mich besser anschauen zu können.

„Sogar die Flicker auf den Stiefeln fehlen nicht!“

Bald genug kamen wir auf den wichtigsten Gegenstand zu sprechen.

„Wie lange noch?“

„Bedeutet es wirklich das, was wir annahmen?“

Die Wärter führten uns zur Einvernahme in die Lagerbüros. Zenaida gehörte zu einer der ersten Gruppen. Sie erzählte nachher:

„Es war genau wie eines der früheren Verhöre, nur sehr höflich. Und statt daß sie Fragen über uns stellten, sollten wir darüber Auskunft geben, was wir von ihnen hielten!“

Hinter Pulten, die mit Papieren bedeckt waren, saßen die üblichen drei Beamten gesessen, sagte Zenaida. Nach wenigen Fragen über ihre Gesundheit, und wie wir den Aufenthalt genossen, und ob wir draußen Verwandte hätten, nahm die Sache eine ungewohnte Wendung.

„Sie fragten: ‚Ist Ihnen bewußt, wie unrecht Sie taten, sich dem Aufbau des Sozialismus zu widersetzen? Wie denken Sie über Ihre Umerziehung im Gefängnis? Verstehen Sie, daß der Staat richtig handelte, indem er Ihnen Gelegenheit zu einer Änderung Ihrer Einstellung bot? Daß nichts und niemand den Fortschritt des Kommunismus wird aufhalten können?‘

Natürlich sagte ich ihnen, ich hätte jede Minute genossen. Welch ein hochtrabender Esel. Prahl mit nationalen Errungenschaften, mit unseren feinen Gutsbetrieben und prächtigen Lagern. Ausgerechnet mir gegenüber, meine Liebe, die das drei Jahre und neun Monate miterlebt hat!“

Wie die meisten Gefangenen tat sie ihr möglichstes, um den Eindruck zu erwecken, sie habe die Fehlerhaftigkeit ihres Verhaltens eingesehen und sei nun begierig darauf, sich einen Platz in der Gemeinschaft zu erringen.

Noch vor Monatsende begannen kleine Gruppen von Frauen Ghencea zu verlassen. Wie gewöhnlich wußten wir auch diesmal nicht, wohin sie verbracht wurden. Namenlisten wurden verlesen, Gruppen zu den Lagerbüros geführt und dann mit Lastwagen fortgeschafft. Aber es war doch ein neuer kleiner Hoffnungsschimmer.

Schließlich kam auch ich an die Reihe. Der Major hinter dem Pult war dick und rosig wie ein Säugling. Seine Hände glichen Bündeln kleiner, fetter Würste. Während des Sprechens ordnete er die Gegenstände auf seinem Pult, als ob er später, um seine Rede abzurunden, hinaufzuspringen beabsichtigte.

Es gab eine Anzahl besonderer Fragen, die für religiöse Gefangene bestimmt waren.

„Wissen Sie, Frau Wurmbrand (Frau!), an diesem Ort bin ich mächtiger als Gott. Jedenfalls ist er bis jetzt in diesem Büro noch nie eingeschritten.“ Seine Beisitzer zollten ihm mit einem zustimmenden Lächeln den gebührenden Beifall. „Aber haben Sie sich damit wirklich abgefunden? Haben Sie wirklich den Trug der Religion durchschaut? Sind Sie sich bewußt geworden, daß Gott in einem kommunistischen Staat überflüssig ist? Daß Sie ihn nicht mehr brauchen? Wenn Sie je hier herauskommen, werden Sie staunen über

die Errungenschaften der letzten Jahre, und wir stehen erst am Anfang!“

Die Goldlitzen seiner Achselstücke waren neu und glitzerten. Unter seinen Wursthänden hielt er einen Ordner mit Papieren, der wohl meine Akten enthielt.

Ich sagte: „Ich sehe, daß Sie mächtig sind. Und wahrscheinlich besitzen Sie Papiere und Dokumente über mich, die ich nie gesehen habe, und die über mein Los entscheiden können. Aber auch Gott führt Protokoll, und weder Sie noch ich wären ohne ihn da. Ob er mich hier behält oder mich freiläßt, ich werde es als das Beste für mich hinnehmen.“

Der Major schlug mit beiden Fäusten auf den Tisch, als ob dieser etwas wäre, das er verletzen könnte. „Undankbar, Frau Wurmbrand, undankbar! Ich bedauere, feststellen zu müssen, daß Sie nichts gelernt haben, und ich werde einen entsprechenden Bericht verfassen.“ Er tobte noch einige Minuten in gespielter Wut.

Aber drei Tage später wurde mein Name verlesen. Höhere Stellen als der Major hatten in der Tat über meine Zukunft entschieden.

Wir standen mit unseren armseligen Bündeln wartend im schneebedeckten Hof vor den Lagerbüros. Noch jetzt waren wir nicht ganz sicher, daß wir freigelassen würden. Erst, als wir durch das mit Stacheldraht versehene Eingangstor marschiert waren und schlotternd auf der Straße standen, begann der Wärter umständlich mit der Verteilung von Zetteln.

Der Wind trug den Klang seiner rauhen Stimme mit sich fort.

„Wurmbrand, Sabine, geborene Cernowitz, 1913 . . . wohnhaft in . . .“

Ich nahm das Dokument, das meine Freilassung anordnete, entgegen. „Freilassungsbescheinigung“ lautete die Überschrift, aber es war zu dunkel zum Lesen

geworden. Die letzten Kupferstreifen waren am Himmel zu sehen, als wir uns in den Lastwagen drängten und wegfuhrten. Ghencea liegt nur wenige Meilen von Bukarest entfernt. Wir wurden jedoch ein gutes Stück außerhalb der Stadt abgesetzt.

Ich wanderte mit meinem fettigen, übelriechenden Bündel durch die Vororte. Zum erstenmal seit fast drei Jahren sah ich Menschen, die nach der Arbeit nach Hause eilten oder Einkäufe für ihre Familien tätigten.

„Heim!“ Das war mein Ziel.

Sofern es noch existierte. Das Heim, die Freunde, die Familie, ich wußte nicht, was mit alledem geschehen war. Mihai würde jetzt vierzehn sein. Was hatten die Jahre aus ihm gemacht? Ich fürchtete mich fast davor, es herauszufinden. Und sehnte mich doch gleichzeitig nach dem Wiedersehen.

Wie die Lichter mich blendeten, und der Essensgeruch aus den Kaffeehäusern meinen Sinnen schmeichelte! Beim Kreischen der Straßenbahn hätte ich mir die Ohren zuhalten und mich vor den Garben der herabfallenden blauen Funken schützen mögen. Während der Menschenstrom gleichgültig an mir vorüberzog, ergriff mich ein Gefühl der Angst. Ich sah mich nach der Haltestelle der Straßenbahn Nummer Sieben um. Vielleicht gab es sie nicht mehr. Doch, da war sie. Ich unterdrückte meine Angst und stieg ein. Dann fiel mir ein, daß ich kein Geld besaß.

Ich sagte laut: „Würde mir jemand die Fahrkarte bezahlen?“

Alle wandten sich nach mir um, um zu sehen, wer diesen ungewöhnlichen Wunsch äußerte. Ein Blick genügte, um zu wissen, warum er ausgesprochen wurde. Ein Dutzend Leute wollten sofort für mich bezahlen. Sie umdrängten mich. Ihre Augen waren voll Mitgefühl. Solche Dinge gehörten heute zum Alltag. Jedermann hier, so schien es, besaß einen Verwandten oder Be-

kannten im Gefängnis. Sie stellten keine direkten Fragen — erwähnten nur die Namen ihrer Lieben, die ich vielleicht kennen würde.

Wir kamen in der Nähe der Siegesstraße vorbei, mit der traurigen Erinnerung an die Polizeistation, wo ich zuerst festgehalten worden war. Nichts hatte sich geändert. Die riesigen Bilder der vier Genien der Menschheit — Marx, Engels, Lenin und Stalin — starrten immer noch auf die Menge nieder, die durch den Kot trottete. Bei einem mir wohlbekannten Häuserblock stieg ich aus und erklimmte die Treppe. Die Tür wurde von einer Freundin geöffnet.

„Sabine!“ Sie hielt die Hand an den Mund und trat einen Schritt zurück. „Ist es möglich?“ Wir umarmten uns. „Mir wird ganz schwach“, sagte sie und begann zu weinen.

Jemand holte eiligst Mihai herbei. Mein Herz schien stillzustehen, als ich ihn durch die Tür eintreten sah. Er war groß und blaß. Und so mager.

Aber ein junger Mann jetzt.

Als wir uns umarmten, brachen mir nun doch die Tränen aus den Augen. Er wischte sie mit den Händen weg.

„Weine nicht zu sehr, Mutter“, sagte er.

In diesem Augenblick schien es mir, all mein Leid sei vorbei und ich müßte nie wieder weinen.

Wieder daheim

Wir spazierten am nächsten Tag zusammen durch den großen Cismegiu-Park von Bukarest. Ich mußte meinen Sohn neu entdecken. Ich kannte ihn nicht mehr. Als Mihai noch sehr jung war, fürchteten wir manchmal fast für ihn. Er schien von religiösen Gefühlen verzehrt zu werden. Er stellte so suchende Fragen. Er war frühreif, mit fünf Jahren ein eifriger Evangelist. Als Siebenjähriger bekehrte er einen Professor zu Christus, so daß er ein Mitglied unserer Gemeinde wurde.

War in unserer Abwesenheit das Gute in ihm von den Kommunisten, von Menschen, die nicht wußten, was Güte ist, zerstört worden?

Ich war beglückt, in ihm sofort feine Charakterzüge zu finden. Wir sprachen über die Jahre meiner Gefangenschaft und Zwangsarbeit. Er sagte: „Wir kritisieren die Natur nicht, weil sie sowohl Tag als auch Nacht enthält, Licht und Finsternis. So finde ich mich mit der Schlechtigkeit der Menschen ab. Wir wollen versuchen, sie nicht Schufte zu nennen.“

Ich erzählte ihm, immer noch staunend, vom Weg des Kreuzes. Er hörte aufmerksam zu, bis sein Blick, während wir weitergingen, auf einen Baum fiel, dessen Blüten eben im Begriff standen, sich zu entfalten. Es war einer jener himmlischen Frühlingstage, welche verfrüht eintreffen, als könnte das schöne Wetter nicht damit warten, sich einzustellen. Schneeglöckchen sproßten in den verwahrlosten Beeten. Hyazinthen gingen auf.

Als ich geendet hatte, sagte er: „Mutter, du und Vater, ihr habt den Weg des Kreuzes als den besten Weg

gewählt, Gott zu dienen. Ich weiß nicht, ob ich ihn auch wählen würde. Ich fühle mich am nächsten bei Gott an einem Ort wie diesem. Irgendwo gibt es Schönheit, nicht Leiden und Schmach.“

Er kannte so wenige Vergnügungen und schätzte die kleinen Freuden, die ihm das Dasein bot. Es kostete nichts, Gottes Lilien zu betrachten. Er sagte: „Warum nicht einfach in einem Garten stehen, den Duft der Blumen einatmen und Gott auf diese Weise lieben?“

Ich erwiderte: „Du weißt, daß geschrieben steht, neben der Stelle, an welcher Jesus gekreuzigt wurde, sei ein Garten gewesen. Was würdest du tun, wenn du in einem Garten stündest und die Schreie eines Unschuldigen hörtest, der gekreuzigt wird? Die Gefängnisse von Vacaresti und Jilava sind nicht weit weg von hier. Dort und auch im Innenministerium auf der andern Seite der Straße werden Menschen gefoltert, während wir Blumen betrachten.“

Er fragte ruhig: „War es sehr schwer für dich, Mutter?“

Ich antwortete: „Mihai, wir sind Hebräer, und wir sind Kinder Gottes. Was uns am meisten bedrückte, war nicht das körperliche Leiden, sondern daß wir für eine Welt der Illusionen arbeiten mußten und von der geistigen getrennt wurden. Die Geschichte des Kanals zeigt, wie illusorisch diese körperliche Arbeit sein kann, wenn Gott nicht hinter ihr steht.

Aus dem Kanal ist letzten Endes nichts geworden. So war es auch mit dem Römischen Reich, den griechischen Republiken, dem ersten jüdischen Staat, der ägyptischen und chinesischen Kultur. Jetzt zerfällt auch das britische Reich. All dies gehört zur Welt der Illusionen.

Dies war unser größtes Leid. In einer Welt der Illusionen zu leben — nicht in unserer eigenen, der geistigen Welt der Hebräer, der Welt jener, die von

der anderen Seite kommen', was das Wort etymologisch bedeutet."

Eines Abends trat er in mein Zimmer und las mir aus Plutarch das Leben Catos vor. Darin heißt es, der Palast des Tyrannen Sulla sei nichts anderes als eine Hinrichtungsstätte gewesen, so viele seien dort gemartert und getötet worden. Cato war damals vierzehnjährig wie jetzt Mihai. Wenn er sah, wie die Köpfe großer Persönlichkeiten hinausgetragen wurden und beobachtete, wie die Leute bei diesem Anblick heimlich seufzten, fragte Cato, warum niemand Sulla umbringe. Sein Erzieher antwortete, das Volk fürchte Sulla noch mehr als es ihn hasse. Cato sagte hierauf: „Gib mir ein Schwert, damit ich den Mann töte und mein Land befreie.“

Mihai legte das Buch beiseite.

„Es ist wahr. Ich fühle ein wenig so. Ich möchte das Leben genießen, aber manchmal frage ich mich, warum so viele junge Leute nichts unternehmen. Ein einziger Junge wie ich könnte das Land vom Tyrannen befreien. Das Alte Testament ist voll solcher Geschichten. Und stammt es nicht von Gott?“

Ich sagte, meiner Auffassung nach würde dies in unserer Zeit wenig nützen. Und es wäre auch nicht der beste Weg. Wir sollten versuchen, die Tyrannei auszurotten, nicht die Tyrannen. Wir sollten die Sünde hassen, aber den Sünder lieben.

Mihai antwortete: „Mutter, das wird das Schwerste sein.“

In diesen Tagen war ich wie eine von den Toten Auferstandene. Ich war frei! Während der langen Jahre der Gefangenschaft hatten alle Probleme neben diesem nichtig geschienen. Wir sagten fröhlich: „Wenn ich hier heraus könnte, würde ich den Rest meiner Tage glücklich mit Brot und Wasser zubringen. Man

würde nie eine Klage von mir hören.“ Und von Brot und Wasser lebten nun wirklich die meisten von uns.

Jetzt erst begannen die eigentlichen Probleme, die großen und kleinen Unannehmlichkeiten.

Es bedeutete einen schweren Schlag, ringsum Hunger und äußerste Bedürftigkeit zu sehen. Die Menschen, die man aufsuchte, besaßen fast nichts. Abgenützte Bettdecken, aber keine Tücher und Kissenüberzüge. An manchen Tagen vermochten sie es sich nicht zu leisten, Schwarzbrot einzukaufen oder ein wenig Strom zu verbrauchen, um die Wohnung zu erwärmen.

„Wir mußten alles verkaufen“, erklärte mir eine Freundin, „Eßbesteck, Wäsche, Teppiche. Sogar unsere Bücher. Nein! Sitz nicht auf diesen Stuhl! Ein Bein ist zerbrochen.“

Der größte Teil des Geldes war zum Einkaufen von Arzneien für ihren Vater benötigt worden, der mit der Familie in dieser winzigen Wohnung zusammen lebte.

„Sabine, sei vorsichtig, was du den Leuten erzählst“, bat sie. „Überall gibt es Spitzel! Die Kirche ist mit ihnen durchsetzt.“

Eine Flut von Freunden und Fremden kam mich besuchen. Alle baten in herzbrechender Weise um Nachrichten über Verwandte, die im Gefängnis saßen. Nur selten vermochte ich ihnen zu helfen oder ihre Fragen zu beantworten. Gab es eine Amnestie? „Taufwetter?“ Eine neue Politik? Warum war ich freigelassen worden? An wen sollten sie sich wenden?

Ich lernte schnell alles über „sich an Amtsstellen wenden“. Die Menschenschlangen vor den Regierungsgebäuden waren länger als vor den Lebensmittelgeschäften. Ich brauchte eine Rationskarte. Ohne eine solche konnte ich nicht einmal Brot kaufen. Eines Morgens stand ich vier Stunden Schlange.

Als ich den Schalter erreichte, fauchte mich das Mädchen an:

„Wo ist Ihr Arbeitsausweis? Ohne solchen erhalten Sie keine Rationskarte.“

„Aber ich bin eine entlassene Gefangene.“

„Ich kann nicht helfen. Keine Arbeitskarte — kein Essen.“

So mußte ich von der Wohltätigkeit anderer leben.

Vorübergehend teilten wir ein Zimmer mit einer Freundin. Aber Mihai war jetzt ein junger Mann. Wir konnten unmöglich alle hier zusammengepfercht wohnen. Ich begann die lange, lange Suche nach einem anderen Zimmer.

Unsere alte Wohnung war beschlagnahmt worden. Desgleichen alles, was sie enthalten hatte, Möbel, Bettzeug, Bücher. Aber Freunde wohnten immer noch in dem Haus, in dem sich unsere Wohnung befunden hatte. Sie erklärten uns, eine kleine Dachwohnung sei noch frei. Klein war sie wirklich: ein Zimmer war drei Meter auf vier und das andere zwei auf drei.

Nach tagelangem Schlangestehen und Formulare-Ausfüllen durfte ich diesen „Unterkunftsraum“ beziehen. Die einzigen Möbel bildeten ein paar gebrechliche, alte Betten mit gesprungenen Federn. Kein Wasser, kein Klosett. Im Winter war es bitterkalt, im Sommer viel zu heiß. Das Fenster ging auf eine nackte Backsteinmauer.

Hier wohnten, kochten und schliefen wir. Mihai und ich zogen ein. Als Janetta freigelassen wurde, nahmen wir sie zu uns. Wir hatten keine Betten, so teilten wir uns ein Sofa. Dann war noch Marietta da.

Sie kam eines Tages an unsere Tür. Und stand dort, mädchenhaft, schüchtern lächelnd, mit dunklen blauen Ringen unter den Augen, in einem schäbigen schwarzen Mantel. Sie streckte mir ein kleines, verschnürtes Paket entgegen.

„Es ist wirklich nichts“, sagte sie, „zwei französische Pasteten.“ Um sie zu erwerben, hatte sie zwei Stunden

lang Schlange gestanden. Und sie waren nicht sehr „französisch“.

Marietta war seit langem Mitglied unserer Gemeinde. Sie war ein süßes, gutherziges Mädchen, aber nicht allzu klug. Die Leute fürchteten sich etwas vor ihr. Sie litt an epileptischen Anfällen.

Ich war froh, sie zu sehen. Ihr unschuldiges Wesen war einfach beglückend.

„Komm herein und nimm Platz, Marietta.“ Ich trat zurück, um sie eintreten zu lassen, und die Tür schlug gegen Mihais Bett. „Wir sind noch nicht lange eingezogen, und alles ist noch sehr schmutzig!“

Sie zwängte sich herein und setzte sich auf einen der gebrechlichen Stühle, die wir erworben hatten. Die Rückenlehne fiel herunter. Mihai ging hin, um Marietta behilflich zu sein.

„Wie gemütlich ihr es hier habt!“ sagte sie und sah nach dem Ofen hin, auf dem ich in billigem Fett Kartoffeln briet.

„Schlimm steht's mit dem Dach“, sagte Mihai. Die abgeschrägte Decke hatte große feuchte Flecken, auf denen sich jeden Tag ein dunkler, moosartiger Schwamm bildete. Wann immer eines von uns seinen Platz wechselte, mußten es alle anderen ebenfalls tun.

Marietta verzehrte mit uns die Bratkartoffeln. Später, nachdem Mihai in sein Zimmer gegangen war, um zu lernen, erzählte sie mir, daß sie nun niemand mehr auf der Welt habe. In einer Woche müsse sie auf Ersuchen der Familie, bei der sie wohnte, auch ihr Zimmer räumen. Aus Cluj kämen Verwandte, die das Bett brauchten . . .

„Nun, Marietta, wie du siehst, ist dies keine Wohnung. Es sind die alten Abstellräume, worin wir alles mögliche aufbewahrten, als wir noch unten wohnten. Aber wenn du willst, können wir noch ein Bett hier

hineinzwängen. Ich denke, wir werden irgendwo eine Matratze auftreiben.“

Ihr Gesicht leuchtete vor Freude. „Wirklich? Sind Sie sicher, daß es der Junge nicht übelnimmt? Ich besitze einige Sachen — Bettdecken, einige Teller und Eßbesteck. Ich möchte so gerne bei Ihnen bleiben!“

So kam Marietta zu uns in die Olteni-Straße.

Es war ungefähr eine Woche nach meiner Freilassung. Die Luft funkelte, die Straßenbahnwagen flitzten umher. Die eintönig grauen Menschen bewegten sich mit leichterem Schritt durch die Straßen. Es war ein ungewein strenger Winter gewesen, einer der schlimmsten seit dreißig Jahren. Jetzt taute der milde, warme Sonnenschein sogar unsere Herzen auf.

Plötzlich erklangen Kirchenglocken. Wie viele Jahre war es her, seit ich das letztmal diese Klänge vernommen! Ein tiefes, feierliches Trauergeläute, zuerst von der Kathedrale her, dann von der St.-Spiridionskirche, dann von allen anderen Kirchen in Bukarest.

Die Stadt hat viele Glocken. Im Mittelalter bildete Rumänien ein Bollwerk der Christenheit gegen die Türken, und im Lande wimmelt es von Klöstern und Kirchen. Nun erklangen sie alle zusammen. Aber der liebliche Ton war zugleich erschreckend. Die Menschen blieben in den Straßen stehen und fragten einander, was geschehen sei. Obwohl Ansammlungen polizeilich verboten waren, bildeten sich auf den Plätzen kleine, flüsternde Gruppen.

Dann begann es in den Lautsprechern an der Siegestraße zu krachen und lebendig zu werden:

„Liebe Genossen und Freunde! Arbeiter der rumänischen Volksrepublik! Das Präsidium des obersten Sowjets der Sowjetunion teilt mit tiefer Trauer mit, daß der Vorsitzende des Ministerrats der Sowjetunion und Sekretär des Zentralkomitees der kommunistischen

Partei, Josef Wissarionowitsch Stalin, am 5. März 1953 nach schwerer Krankheit gestorben ist. Das Leben des weisen Führers und Lehrers des Volkes, des Genossen und treuen Schülers Lenins ist zu Ende.“ Die Lautsprecher schmetterten militärische Trauermusik.

Der Glockenklang bedeutete für die meisten von uns nicht Tod, sondern die Morgenröte einer neuen Hoffnung. „Aber warum tun sie es?“ fragte jedermann. Besonders als man vernahm, daß Trauergottesdienste angeordnet worden waren, um das Andenken des dahingegangenen Präsidenten der Weltorganisation der Gottlosen zu ehren, der so gewaltige Anstrengungen zur Ausmerzung des Christentums unternommen hatte.

Das Gerücht verbreitete sich, daß Stalin auf dem Sterbebett in Todesangst um die letzte Ölung gebeten und verlangt habe, mit einem Kreuz begraben zu werden. Der Schatten der Millionen seiner Opfer fiel auf sein Bett (Ilya Ehrenburg schrieb später, wenn Stalin sein Leben ausschließlich der Aufzeichnung ihrer Namen gewidmet hätte, wäre ihm nicht genügend Zeit verblieben, um die Liste zu vollenden), und der Sterbende bat alle Christen, für ihn zu beten. So wurde geflüstert.

Schulen und Geschäfte wurden geschlossen. Mihai kam mit der Sondernummer der „Societeia“ nach Hause. Das Parteiorgan enthielt natürlich nichts als lobpreisende Artikel. Alle die großen Spruchbänder und Banner in den Straßen, Kinos und Kaffeehäusern priesen die sowjetisch-rumänische Freundschaft. Der Rundfunk blies ins gleiche Horn.

Nur unter großer Gefahr konnten wir ausländische Sendungen abhören. In einer solchen wurde das 14. Kapitel Jesaja vorgelesen, ein schreckliches Kapitel, das den Tod eines Unterdrückers schildert. Er fährt zur Hölle, wo er verhöhnt und ihm gesagt wird:

„Auch du bist schwach geworden wie wir, uns bist du gleich geworden! Auf Moder bist du gebettet, und Würmer sind deine Decke, wie bist du zu Boden geschmettert, du Besieger der Völker!“

„Was hältst du davon?“ fragte Mihai, als die Sendung beendet war.

Ich erwiderte, daß ich nicht so denke. In den letzten Augenblicken eines Menschen, wenn er den Tod vor sich sieht, können sich große Gelegenheiten bieten. Ich erinnerte daran, daß Stalins Mutter eine gute und gläubige Frau gewesen sei. Wie mußte sie für ihn gebetet haben! Ein Bischof sagte zur heiligen Monika, als sie über die Sünden ihres Sohnes weinte: „Der Sohn solcher Tränen kann nicht verloren sein.“

Und jetzt besitzen wir das Zeugnis von Stalins Tochter, die allen seinen Lehren zum Trotz Christin wurde und nach dem Westen floh. Wer weiß, was der sterbende Diktator mit jener „unverständlichen und ehrfurchtgebietenden Gebärde“ sagen wollte, die Swetlana beschreibt, „als er plötzlich die linke Hand hob, als ob er auf etwas zeigte . . . im nächsten Augenblick entwand sich der Geist dem Leib“? Der Papst las eine Messe für Stalins Seele. Sollte Jesus Stalins Seele weniger geliebt haben als der Papst?

Freude empfanden wir nach Stalins Ableben über den Beginn von etwas, das wir für eine neue Epoche hielten, das Ende der Sklavenlager und von Projekten wie das des Kanals. Denn alle Gerüchte bewahrheiteten sich. Der Kanalbau wurde aufgegeben. Nach vier Jahren wurde der Plan fallengelassen, nachdem erst der siebente Teil des Werkes vollendet worden war. Über zweihunderttausend Männer und Frauen hatten hier Sklavenarbeit geleistet. Niemand weiß, wie viele dabei zugrunde gingen. Milliarden waren hinausgeworfen worden, und die Wirtschaft des Landes war zusammengebrochen. Für nichts.

In der „Scienteia“ lasen wir, daß der Staat jetzt von der Errichtung größerer Sozialwerke zur Produktion von Konsumgütern übergegangen sei. Der Lebensstandard müsse gehoben werden. In Wirklichkeit war der Kanalbau ein Reinform. Der Kanal hätte nie funktioniert. Ingenieure nahmen eine abschließende große Untersuchung vor. Manche behaupten, es sei dabei festgestellt worden, daß die Baragan-Ebene überschwemmt worden wäre. Andere, daß das verfügbare Wasser nie dazu ausgereicht hätte, um sowohl den Kanal als auch die Bewässerungsanlagen zu speisen.

Fest steht, daß die Chefingenieure und Planer verhaftet wurden. Todesurteile wegen „Wirtschaftssabotage“ wurden gefällt. Zwei Männer wurden auf der Stelle hingerichtet. Weitere dreißig erhielten Strafen bis zu fünfundzwanzig Jahren Gefängnis.

Ich sprach bei mir selber das Passah-Gebet: „Mit starker Hand hat uns der Herr aus Ägypten, aus dem Sklavenhaus, herausgeführt.“ Wieder traf es zu. Die Baracken und Arbeitskolonien wurden geschlossen. Die Hütten verfielen. Gras und Unkraut überwucherte den Beton. Die riesige, leere Ebene wurde der Wildnis zurückgegeben.

Heute ist sie ein wildes und einsames Gebiet. Schlangen rascheln durch das Gestrüpp. Sie werden nicht mehr zu Nahrungszwecken gejagt. Und niemand streut jetzt Brotkrumen für die Zugvögel. Verrostetes Werkzeug liegt in den verödeten Gemüsefeldern, und der kalte Wind vom Schwarzen Meer verwischt die letzten Spuren von dem, was ein Weltwunder hätte werden sollen.

Nach und nach kehrte meine Gesundheit und etwas von meiner früheren Kraft zurück. Die Rippen, die gebrochen waren, als ich in die Donau geworfen wurde, schmerzten mich, aber der Arzt sagte, dies rühre davon her, daß sie noch nicht voll ausgeheilt seien. Er

riet mir, einige Wochen das Bett zu hüten und fügte bei, es sei ein Wunder, daß ich überlebt hätte. Aber es wartete zuviel auf mich, das ich tun mußte.

Als ich eines Tages durch die Olteni-Straße ging, sah ich einen schäbigen kleinen Mann mit schütterem Haar. Beim Vorübergehen starrte er mich an. Und wie ich das nächste Mal in meine Manteltasche griff, fand ich einen kleinen zusammengefalteten Zettel. Der Mann hatte ihn, ohne daß ich es bemerkte, hineingeschoben, und war dann verschwunden.

„Und es wird sich begeben, daß der Herr dich befreit von deiner Sorge und deiner Furcht und von der harten Knechtschaft, in der du hast dienen müssen . . .“

Ich las den Text und wußte, daß der Kampf weiterging. Vielleicht zeigte es sich nicht allen, aber rings um mich war die Liebe Gottes. In flüchtig auftauchenden Gesichtern, die nichts verrieten. In Herzen, über die kein Stalin Macht besaß.

Ein neues Glück durchströmte mich. Ich war Mitglied der Untergrundkirche.

Man findet ihren Namen in keinem Bädcker und ihre Gebäude in keiner Stadt Osteuropas. Sie besitzt keine Kathedralen. Ihre Geistlichen tragen abgenützte Arbeitskleidung. Sie verfügen über keine theologischen Kenntnisse. Sie wissen wenig von sektiererischem Gezänk. Die Untergrundkirche hat hinter dem Eisernen Vorhang nicht einmal einen Namen. Erst als ich nach dem Westen kam, erfuhr ich, daß wir von den wenigen, die wissen, was wir tun, so bezeichnet werden. Wenn ich früher gefragt worden wäre: „Gibt es in Rumänien eine Untergrundkirche?“ hätte ich die Frage nicht verstanden. Wie Molières Jourdain, der sein ganzes Leben lang in Prosa redete, ohne es zu wissen. Wir erfüllten einfach unsere Christenpflicht. Wir schenkten den Gesetzen der Kommunisten keine Beachtung. Und

wir brauchten unserer Haltung keinen Namen zu geben.

Für die nächsten zwölf Jahre bildete dies meinen Lebensinhalt.

Die Lage der Kirchgänger betrückte mich anfänglich. Sie wurden von der Polizei verfolgt, von Spitzeln gequält. Unablässig führten Rundfunk, Schule, Kino und Presse den Feldzug zur Ausrottung des Glaubens weiter. Die Alten konnten Gottesdienste besuchen, unter Schwierigkeiten zwar und stets beobachtet. Aber die Jungen sollten keinen Glauben haben.

Ich bemerkte, wie viele einstige Freunde aus Furcht, ihren Arbeitsplatz zu verlieren, sich nicht mehr unserem Hause zu nähern wagten. Andere wollten nicht einmal mehr zugeben, daß sie früher an unserer Seite gebetet hatten.

Als ich an der Universität vorbeiging, sah ich einen Lehrer, den wir gut gekannt hatten. Ich ging zu ihm hin, um ihn zu begrüßen. Er befand sich in Begleitung eines Kollegen.

„Sie irren sich, ich kenne Sie nicht.“ Er wandte sich ab, außerstande, mir ins Gesicht zu blicken.

Die Menschen waren so furchtsam, wenn sie sich auf freiem Fuß befanden. Im Gefängnis hatten wir, selbst in den schwersten Stunden, Gottes Hand am Werk gesehen. Wir waren uns bewußt geworden, daß er uns, wenn wir auch leiden mußten, nicht im Stiche lassen würde. Wir durften ihm vertrauen. Eine wesentliche Aufgabe unserer Untergrundkirche bestand deshalb darin, die Menschen davon zu überzeugen. Wenn man im Gefängnis gewesen war, so fiel es leichter, bei ihnen Glauben zu finden.

Andererseits mußte ich mir Zurückhaltung auferlegen. Unsere Kirche wurde jetzt von zwei jungen lutherischen Pfarrern geleitet. Aber es war verwirrend, wie viele ihrer Pfarrkinder an meine Türe klopfen, um mich in

ihren Schwierigkeiten um Rat zu fragen. Gläubige, die um ihres Glaubens willen gelitten hatten, wurden von den anderen Christen fast wie Heilige verehrt. An alles, was wir sagten, glaubten sie wie ans Evangelium.

Das ist eine gefährliche Vorstellung. Märtyrer machen nicht die Wahrheit. Die Wahrheit macht Märtyrer. Ich mußte sehr fest bleiben und den Menschen verwehren, mich mit übertriebener Ehrfurcht zu behandeln.

Mit meiner Meinung zurückzuhalten, fiel mir jedoch auch nicht leicht. Die beiden jungen Pfarrer taten ihr Bestes, aber sie vermochten nur zu lehren, was sie von lutherischen Professoren und aus Büchern gelernt hatten, die oft wiederum auf anderen, vor vielen hundert Jahren in einer ganz verschiedenen Welt geschriebenen Werken gründeten. Diese Vorstellungen flößten mir nicht mehr so viel Achtung ein wie früher. Nicht alles, was in den Büchern stand, entsprach dem, was ich im Gefängnis gelernt hatte.

Die kommunistischen Methoden der Gehirnwäsche und ideologischen Schulung waren neu. Sie verlangten nach neuen Antworten. Und diese wurden mit der Zeit von der Untergrundkirche gefunden.

„Mutter, ich bin fertig mit der Schule.“

Mihai kam eines Tages heim mit glänzenden Augen und entschlossenem Mund.

„Wie meinst du das, ‚fertig‘?“

„Ich gehe nicht mehr hin.“

„Aber du mußt deine Studien fortsetzen.“

„Nicht dort!“

Stückweise erfuhr ich die Geschichte. Die kommunistische Jugendbewegung wurde aufgebaut, und die besten Schüler erhielten das Vorrecht, eine rote Krawatte zu tragen. Die Kinder sollten einen Anwärter auf diese Ehre vorschlagen. Sie nannten Mihai — der

ablehnte. Er sagte: „Ich will keine rote Krawatte tragen. Sie ist das Abzeichen der Partei, die meinen Vater gefangenhält.“

Bestürzung! Die Lehrerin, eine Jüdin, wußte nicht, was sie sagen sollte. Sie mußte aber die Kommunistin hervorkehren. So schalt sie Mihai aus und schickte ihn nach Hause.

Den meisten Lehrern war aber das, was man ihnen vorgeschrieben hatte, ebenso verhaßt wie die Leute, die es ihnen vorgeschrieben. Am andern Tag schmuggelte die Lehrerin Mihai wieder in die Klasse und klopfte ihm dabei freundlich auf die Schulter.

Von nun an hatte er von allen Kindern in der Schule die meisten Gönner. Die Gottlosenpropaganda begann im Klassenzimmer, und von Zeit zu Zeit stand Mihai auf und diskutierte mit seinen Instruktoern. Manchmal fehlte es ihm an Argumenten, weil er ihren verschrobenen Gedankengängen nicht zu folgen vermochte, aber er versuchte es wenigstens. Und die Lehrer, die wußten, daß er der Sohn eines politischen Gefangenen war, liebten ihn darum. Rumänien ist kein kommunistisches, sondern ein vom Kommunismus unterdrücktes Land.

Als ich mich noch im Gefängnis befand, hatte unsere alte Freundin Alice, eine Sonntagsschullehrerin, für Mihai gesorgt. Sie hatte einmal einer Abteilung in einem wichtigen Ministerium vorgestanden. Als sie sich weigerte, der Partei beizutreten, hatte man sie jedoch entlassen. Sie schlug sich durch, indem sie Französischunterricht erteilte und Schüler auf die Prüfungen vorbereitete. Nachdem ich verhaftet worden war, hatte Mihai sich einfach zu „Tante Alice“ begeben und gesagt: „Jetzt bist du meine Mutti.“

Sie war sehr arm und mußte noch für ihren alten Vater sorgen. Alle drei lebten zusammen in einem einzigen Zimmer. Da ganz einfach kein Platz mehr

für andere Kinder, die sie gerne aufgenommen hätte, vorhanden war, half sie ihnen mit Liebe und dem bißchen Geld, das sie für sie ersparen konnte. Sie hätte hungern müssen, wenn nicht ihre Glaubensbrüder zu Opfern bereit gewesen wären.

Alice war es zu verdanken, daß Mihai allen Schlägen, die zwischen seinem neunten und dreizehnten Jahr auf ihn herunterregneten, zu widerstehen vermochte und bei meiner Rückkehr noch fähig war, mir zu sagen: „Mutter, ich stehe auf deiner Seite, und ich liebe den Herrn.“

Aber die Propaganda wurde in den Schulen mit allen Mitteln betrieben. Mit Filmen und Vorlesungen hatten die Lehrer den Beweis zu erbringen, daß es keinen Gott gebe. So wünschte Mihai von mir häufig Beweise dafür, daß es ihn doch gab.

Ich erinnerte mich daran, daß Richard gesagt hatte, niemand verlange einen Beweis dafür, daß die Natur existiere. Sie ist da, und wir bilden einen Teil von ihr. Geistige Dinge sind ebenso selbstverständlich wie stoffliche. Ein Genie erklärt, es sei inspiriert worden — wodurch? Durch etwas, das höher ist als es selber. Durch eine geistige Erfahrung, eine Gottesnähe.

In jeder Schule gab es eine „Gottlosenecke“ mit Bildern und Büchern, die Verhöhnungen der Geistlichkeit enthielten. Mihai wußte, daß einige dieser Geschichten zutrafen. Er kannte Pfarrer, die Schlechtigkeiten begangen und ihre Brüder verraten hatten.

Ich versuchte ihm klarzumachen, daß die Kirche eine menschliche und eine göttliche Seite hat. Und daß jeder Christ diese Doppelnatur in sich trägt.

Täglich erzählte er zu Hause neue Beispiele von Irrtümern der Kirche und Verfehlungen von Geistlichen, die man ihm geschildert hatte.

Ich erwiderte etwa: „Sie erzählen dir aber nie von der Reue, die ein Pfarrer empfindet, wenn er etwas Böses

getan hat. Sie zeigen dir nur die Sünden und verschweigen das Gute. Jeder kann Fehler begehen. Erst an unserer Reue läßt sich das Göttliche in uns erkennen.“ So zerstreute ich seine Zweifel. Bis zum nächsten Angriff.

Jede christliche Mutter mußte diesen Kampf führen. Das Leben war ein Schlachtfeld, und jeden Abend eroberten wir den Boden zurück, den die Kommunisten tagsüber gewonnen hatten.

„Unser Lehrer meinte, Joseph sei ein Getreidespekulant gewesen. — Warum wollte König David Urias Frau heiraten?“

Ich erwiderte: „Die Bibel verschweigt die Wahrheit nicht. Sie erzählt von Menschen, die sündigen und Fehler begehen können. Wenn du aber diese Geschichten für dich selber liest, wirst du sehen, daß es die Kommunisten sind, die lügen und den Text verfälschen.“

In diesem Kampf um die Jugend schienen sie über alle Waffen zu verfügen: die Schule, den Rundfunk, die Presse. Aber Mihai hatte immer das Beispiel tätigen Christentums vor sich.

Als ich im Jahre 1951 am Kanal arbeitete, wagten Angehörige unserer Kirche ihre Freiheit, um ihm zu helfen. Ein älteres Ehepaar unternahm eine zweitägige Reise — aus Sicherheitsgründen mit vielen Umwegen — und übergab jemandem einen großen Teil seiner Ersparnisse, um Alice zu helfen.

Die alte Frau Moisin, für Mihai auch eine „Tante“, reiste nach meiner Verhaftung mit einem Sack Kartoffeln, das einzige, was sie hergeben konnte, von ihrem viele Meilen entfernten Dorf nach Bukarest. Ihr Besuch wurde von Spitzeln, die stets die Verwandten politischer Gefangener überwachten, verraten. Bei ihrer Heimkehr wurde sie von der Miliz vorgeladen und so schwer geschlagen, daß sie sich nie wieder ganz erholte.

Trotz solcher Mißhandlungen vernachlässigten die Leute der Untergrundkirche nie ihre Pflicht gegenüber den Kindern von Gefangenen.

Manchmal verloren wir eine Schlacht.

Ich kann mich an eine Frau erinnern, die in Tränen aufgelöst zu mir kam.

„Mein Kind arbeitet für die Geheimpolizei“, sagte sie. „Er trifft regelmäßig einen Mann, der ihn über unsere Besucher ausfragt. Ich weiß nicht, was ich tun soll.“

Sie konnte ihren Sohn nicht fortschicken. Sie durfte aber auch nicht dulden, daß er die Christen verriet, von denen sie besucht wurde. Ich riet ihr, für geraume Zeit jede Verbindung mit uns abzubrechen.

Gelegentlich suchte tief in der Nacht ein Mann — häufiger noch eine Frau — unsere Dachwohnung auf. Sie gestanden, daß sie denunzierten. „Wir sind in der Falle“, sagte die Frau. „Wir lieben den Herrn. Wir lieben Sie und Mihai — aber wir vermögen all diesen Drohungen und Warnungen nicht die Stirn zu bieten. Mein Mann wird seine Stelle verlieren oder ins Gefängnis geschickt werden. Wir müssen über alle Kirchenbesucher und was sie sagen, berichten. Wir versuchen nur Dinge zu erzählen, die Ihnen nicht schaden können. Aber Sie müssen sich trotzdem vorsehen!“

Andere wiederum verließen Bukarest und zogen von Stadt zu Stadt, um diesen allwöchentlichen Vorladungen der Geheimpolizei zu entgehen.

Unter dem Kommunismus ist jede Familie gespalten. Und wenn sie kein Kind oder einen anderen Verwandten finden, der berichten will, wieviel Brot eingekauft, was gekocht wird, und wer zu Besuch kommt, so gibt es immer einen Nachbarn oder Berufskollegen, der dazu bereit ist. Mädchen werden über die Jungen ausgefragt, mit denen sie ausgehen, und alles gelangt

in die Akten, um auf die eine oder andere Art gegen einen verwendet zu werden.

Dieses System führt zu der Erscheinung, daß Tausende und aber Tausende heimlicher Christen die rote Krawatte oder das Parteiabzeichen tragen. Manche bekleiden sogar hohe Verwaltungsposten und gehören trotzdem der Untergrundkirche an. Sie holen bei Nacht einen Geistlichen, um ein Kind taufen zu lassen. Sie reisen in eine entfernte Stadt, um im geheimen von einem Pfarrer getraut zu werden. Und viele Spitzel haben mich aufgesucht, um mir zu erzählen, was sie alles tun müßten, um für ihre Verräterei Vergebung zu erlangen.

In solchen Fällen sagte ich: „Beweisen Sie die Aufrichtigkeit Ihrer Reue, indem Sie uns jetzt schildern, wie wir selber ausgehorcht werden. Nennen Sie uns die Beamten, von denen Sie Befehle empfangen. Sagen Sie uns, wann und wo Sie mit ihnen zusammentreffen.“

Pflegten sie ihre Berichte an einer bestimmten Straßenecke auszuhändigen, so wartete einer von uns in einem in der Nähe gelegenen Kaffeehaus, um von dem Geheimpolizisten eine Aufnahme zu machen. Dann folgten wir ihm, um zu sehen, wer der Nächste sei, mit dem er sich traf. Fand die Begegnung, was häufig geschah, in einem „sicheren“ Gebäude der Geheimpolizei statt, so beobachteten wir dieses und fotografierten die Leute, die hineingingen und herauskamen.

Es war eine gefährliche Arbeit, aber diese Methode erlaubte es uns, die meisten Spitzel festzustellen, auch Oberst Sircanu, der das Spionagenetz gegen die Kirche leitete. Wir überwachten ihn ebenso streng wie er uns. Wir konnten seine Hauptinformatoren festnageln.

Einige vermochten wir zur Reue zu bewegen. Anderen gegenüber waren schärfere Maßnahmen erforderlich. Einige flüchteten vor der allgemeinen Verachtung, der wir sie aussetzten, in den Westen. Einer von ihnen

ist jetzt Pfarrer in Norddeutschland. Auf diese Weise verteidigten wir die Untergrundkirche und ermöglichten ihr die Fortsetzung ihres Wirkens.

Ich war glücklich, Mihai zu haben. Mein Sohn war äußerst gewissenhaft. Er befand sich in einem für Knaben sehr schwierigen Alter, und wir stellten ihn vor die schwierigsten Aufgaben. Zur Belastung durch seine eigenen Probleme gesellte sich die Notwendigkeit, ständig auf der Hut zu sein. Er mußte Entschlüsse fassen, die uns beide ins Gefängnis bringen konnten. Aber häufig konnten wir auch über die absurden Dinge lachen, die seine Lehrer zu sagen verpflichtet waren, und über die seltsamen Vorfälle, die sich ereigneten.

Eines Abends, wenige Monate, nachdem sie bei uns Wohnung genommen hatte, kam Marietta viel später als gewöhnlich nach Hause. Sie sagte fast kein Wort. Ich hatte bereits bemerkt, daß sie in den letzten Wochen mehrmals spät zurückgekehrt war. Und daß sie nicht glücklicher — denn sie war ein glückliches Mädchen —, wohl aber ruhiger und selbstsicherer als sonst zu sein schien.

Ganz unvermittelt sagte sie: „Es gibt da etwas . . . ich weiß nicht recht, wie ich es dir sagen soll . . . nun, ich kenne einen Burschen, in den ich verliebt bin.“

Sie hatte ihn kennengelernt, als sie eine Base im Spital besuchte. Er war ein Krüppel. Nach einem Arbeitsunfall in der Fabrik war die ganze linke Körperseite gelähmt, und auch am Sprechen war er behindert. Während Monaten war er völlig stumm und unfähig, sich ohne Rollstuhl zu bewegen.

„Aber jetzt geht es ihm viel besser, und er kann an Stöcken ganz langsam herumgehen. Er kann freilich nicht gut reden. Ich verstehe ihn, aber andere Leute haben zuerst Schwierigkeiten damit.“

Am nächsten Abend besuchte uns der junge Mann. Mühsam arbeitete er sich die zwei Stockwerke hinauf.

Wie Marietta gesagt hatte, war es schwierig, ihn zu verstehen. An diesem Abend waren mehrere auswärtige Freunde zum Übernachten bei uns. Sie schliefen am Boden. Aber es zeigte sich, daß auch Peter keine Unterkunft hatte. Bis dahin hatte er seit der Spitalentlassung in einem Keller geschlafen, aber dies war ihm nun nicht mehr gestattet.

Die epileptische Marietta heiratete den stummen Krüppel, und Peter zog bei uns ein. Wir waren nun unser vier, abgesehen von den Gästen, die fast allabendlich unsere winzige Wohnung füllten: Pfarrersfrauen, deren Männer verhaftet worden waren, Christen, die am Tage mit einer früheren Gefangenen nicht in Verbindung zu treten wagten.

Unter ihnen befand sich ein Bursche, der in einer Polizeikaserne als Koch arbeitete. Dort hatten sie immer genug zu essen, und er brachte uns häufig sein Brot.

Die Untergrundkirche

Mihai brachte eine Anekdote heim, die er sicherlich nicht im Geschichtsunterricht gehört hatte. Hitler, Napoleon und Alexander der Große nahmen in der Hölle einmal einen Tag Urlaub, um einer Parade auf dem Roten Platz in Moskau beizuwohnen. Als die Panzerkolonnen vorüberrollten, sagte Hitler: „Wenn ich gewußt hätte, daß die Rote Armee so stark ist, hätte ich Rußland nie angegriffen.“ Alexander meinte: „Mit einer solchen Armee hätte ich die Welt erobert.“ Napoleon, der gerade eine russische Zeitung las, blickte auf und sagte: „Wenn ich eine so gehorsame Presse wie die ‚Prawda‘ gehabt hätte, wüßte die Welt nichts von Waterloo.“

Mihai sammelte Witze über den Kommunismus. Nach dem Besuch der Grundschule konnte er nicht weitermachen. Den Kindern politischer Gefangener war jede

höhere Ausbildung verwehrt. So stand ihm Zeit zur Verfügung, während er sich nach einer Arbeit umsah. Dann hörte ihn ein alter Freund von Richard Klavier spielen und bot ihm einen Lehrplatz an.

„Ich besorge die Instrumente in der Staatsoper“, sagte er, „und brauche einen Lehrling mit geschmeidigen Fingern und einem feinen Ohr.“

Um diese Stelle zu bekommen, mußte Mihai einen sechzehn Seiten umfassenden Fragebogen ausfüllen. Unter anderem mußte er die Adressen von zwei Nachbarn aus jeder Straße angeben, in der er in den „letzten zwanzig Jahren“ gewohnt hatte. Er war fünfzehn.

„Und du mußt dich vergewissern, daß sie das Richtige sagen, wenn sie den Besuch der Geheimpolizei erhalten“, sagte der Instrumentenstimmer.

Mihai begab sich zum Personalbeamten und erklärte diesem, er habe den ersten Fragebogen, der ihm ausgehändigt worden war, mit Tinte verschmiert. Ob er einen zweiten bekäme? Dann füllte er beide Bogen aus. Den einen bewahrte er auf, um später stets wieder nachsehen zu können, was er geschrieben hatte. An jedem neuen Arbeitsplatz würde er einen neuen Bogen auszufüllen haben, und wenn er sich in Widersprüche verwickelte, so würde es Schwierigkeiten geben.

Eine der Fragen lautete: „Wurde Ihr Vater jemals verhaftet?“ Er schrieb einfach: „Nein“, weil er sich sagte: „Er wurde auf offener Straße entführt. Das ist keine Verhaftung.“ Hatte er unrecht?

Er wurde zu einem Monatslohn von achtzig Mark angestellt. Für uns bedeutete das ein sehr großes Einkommen. Außerdem erhielt er eine Rationskarte, mit der er Brot einkaufen durfte.

Der Instrumentenstimmer fand, Mihai besitze ein sehr feines Gehör und könne die Tonhöhe leicht bestimmen. „Er kann's besser als ich, der dies seit vierzig Jahren getan hat.“

So wurde er zu einem Sachverständigen für das Ausbessern aller Arten von Instrumenten. Als nach achtzehn Monaten doch bekannt wurde, daß er der Sohn eines politischen Gefangenen war, besaß er unter den Bukarester Musikern schon einen kleinen eigenen Kundenkreis. Obgleich er nun seine Stelle verlor, konnte er auf diese Weise doch etwas verdienen, um sich für den Selbstunterricht Bücher zu kaufen.

Ich nahm alle möglichen seltsamen Arbeiten an, um die Familie zu erhalten.

Da war zunächst die Genossenschaft für Seidenraupenzucht.

Marietta las darüber in einer Zeitschrift: „Züchtet zu Hause Seidenraupen. Verschafft euch ein zusätzliches Einkommen und helft mit am Aufbau des Sozialismus.“

Mihai grinste. „Marietta sieht sich schon in einem gleißenden Abendkleid ganz aus selbstproduzierter Seide.“

„Nein, Spaß beiseite“, erwiderte Marietta, „Seide ist einen Haufen Geld wert.“

Mihai griff nach der Zeitschrift. „Oh, aber du mußt alles, was du produzierst, der staatlichen Genossenschaft abliefern. Was glaubst du, daß sie dir dafür bezahlen werden? Und überhaupt, wo sollten wir die Würmer unterbringen? Wenn du glaubst, ich werde meine Mahlzeiten an einem Tisch verzehren, auf dem eine Schachtel mit schmutzigen alten Seidenraupen steht, dann irrst du.“

„Du könntest sie unter dein Bett stellen.“

„Unter dein Bett.“

„Was fressen Seidenraupen?“

„Maulbeerblätter, das weiß doch jeder!“

„Mihai, erinnerst du dich an die Zeit, da du bei Tante Alice wohntest? An der nächsten Straßenecke befand sich das Spital und gleich dem Haus gegenüber der Friedhof?“

„Ja. Er pflegte mich stets aufzuheitern.“

„Aber in jenem Friedhof gab es eine Menge Maulbeerbäume. Wir könnten jedenfalls die Raupen stets füttern.“

So begannen wir das Geschäft mit einer Schachtel, in der hundert kleine Larven lagen, und einem von der Genossenschaft gelieferten Leitfaden.

Mihai las daraus vor: „Wenn die Seidenraupe bereit ist, sich in eine Motte zu verwandeln, spinnt sie um sich herum einen Kokon aus Stoffen, die sie ihrem eigenen Körper entnimmt. — Ich muß gestehen, nicht gewußt zu haben, daß sie sich in Motten verwandeln. Du wirst gut daran tun, vorsichtig zu sein, Mutter. Eines Tages hebst du den Deckel auf, und sie werden fortfliegen.“ Er las weiter: „Der Kokon gibt aufgewunden einen mehrere hundert Meter langen Seidenfaden. — Das dürfte hier etwas Umstände geben, nicht?“

Wir spähten in die Pappschachtel, in die Mihai Luftlöcher gebohrt hatte. Die Raupen boten nicht einen besonders schönen Anblick. Sie waren von aschgrauer Farbe und etwa drei Zentimeter lang. Und sehr gefräßig. Das Leben der Seidenraupen scheint in einer einzigen, ununterbrochenen gemeinsamen Mahlzeit zu bestehen. Sobald diese beendet ist, spinnen sie sich in den von ihnen selbst hervorgebrachten Seidenfaden ein, den man auf einer Rolle aufwinden kann.

Anfänglich bediente sich Mihai unbefangen bei den Maulbeerbäumen im Friedhof. Bald wurde er jedoch vom Aufseher entdeckt, der ihn fortjagte.

„Wir werden im Schutz der Dunkelheit angreifen müssen!“ sagte Mihai.

Am nächsten Abend erkletterte er, mit Papiersäcken bewaffnet, die Friedhofmauer, um später triumphierend mit Vorrat für mehrere Tage zurückzukommen.

„Die Toten brauchen sie nicht“, sagte er.

Ich erinnerte daran, daß in der Offenbarung gesagt

wird, im himmlischen Jerusalem würden die Blätter des Lebensbaums zur Heilung dienen.

„Ich bin froh“, sagte Marietta, „denn dies beweist, daß auch sehr kranke Seelen einen Platz im Himmel finden werden.“

Seidenraupenlarven machen viele Umstände, wurden sie doch seit viertausend Jahren in Gefangenschaft gezüchtet. Temperaturen über 25 Grad Celsius oder unter 18 Grad lieben sie nicht. Sie benötigen Licht, aber nicht zuviel. Wenn sie sich mausern, was alle paar Tage geschieht, dürfen sie nicht gestört werden.

„Still“, flüsterte Mihai und zitierte den Leitfaden: „Die Larven müssen während jeder Metamorphose dem Lärm ferngehalten werden!“

Ungefähr einen Monat später und nach wiederholten Angriffen auf den Friedhof, hatten wir hundert kleine Kokons. Diese brachten wir in die Genossenschaft — und erhielten dort einen Betrag ausbezahlt, der zum Einkauf von Lebensmitteln für zwei Tage ausreichte. Nun, das war ganz willkommen. Ich nahm weitere hundert frisch ausgeschlüpfte Larven mit.

„O nein“, stöhnte Mihai.

Aber unsere Seidenraupenzucht gedieh mehrere Monate lang.

Bis ich eines Tages bemerkte, daß die Larven bleich und geschwollen aussahen, als ob sie demnächst platzen würden. Mihai piff Chopins Trauermarsch. Er begab sich in die Bibliothek, wo er ein Buch über Seidenraupenzucht konsultierte.

„Ja“, berichtete er uns, „das ist eine ganz gewöhnliche Erscheinung. Man nennt sie ‚grasserie‘. Es kommt daher, daß man die armen Dinger der Zugluft aussetzt.“

Ich wandte ein: „Aber ‚grasserie‘ bedeutet einfach Fettleibigkeit.“

„Richtig, in dem Buch heißt es, ‚eine Art Wassersucht‘.“

Jesus heilte eine Frau von der Wassersucht. Aber es bestanden keine Anzeichen dafür, daß er das Wunder für meine Seidenraupen wiederholen würde. So mußten wir sie fortwerfen.

Ich stürzte mich in andere Heimarbeit-Abenteuer wie Nähen und Jackenstricken. So konnten wir mit den kleinen Beträgen, die ich verdiente, und dem, was Mihai einnahm, überleben.

Es war das Jahr des internationalen Jugendtreffens. Junge Kommunisten und Sympathisanten aus vielen Teilen der Welt kamen nach Bukarest, und schon drei Monate vor Beginn der Veranstaltungen war in den Läden nichts mehr zu haben. Vor Bäckereien und anderen Lebensmittelgeschäften bildeten sich ungeheure Menschenschlangen. Manchmal konnte man nach endlosem Warten ein Stückchen Butter oder einige Gramm Mehl ergattern.

Dann begann das Fest. Und die Läden barsten von Waren. Drei wunderbare Wochen lang sahen wir eine Menge von Dingen, die seit dem Kriege in Rumänien nicht mehr zu sehen gewesen waren. Mihai stürzte etwa ins Zimmer: „Ich habe in der staatlichen Spezerei-handlung Schachteln mit Datteln gesehen! Und es gibt in Goldpapier eingewickelte Schokolade!“

Dann fand das Festival seinen Abschluß. Und während Monaten war der Mangel an allem ärger denn je. Sie hatten alle Vorräte bei dieser verschwenderischen Schau-stellung vertan, um die ausländischen Besucher irrezuführen.

Mihai sagte, diese jungen ausländischen Kommunisten seien von der Seuche des Denunziantentums ebenso angesteckt wie unsere eigene Jugend. Viele Rumänen, die den Jungen aus Frankreich oder Italien gegenüber unvorsichtige Bemerkungen hatten fallen lassen, wurden der Geheimpolizei gemeldet. Ein Bekannter von Mihai wurde verhaftet.

Alles war so falsch und verdorben und häßlich! Wenn ich solche Dinge vernahm, haßte ich dieses schlechte System, das aus mehr als einem Drittel der Erde die Rechtschaffenheit des Denkens und Handelns verdrängt hatte. Bauern, die gezwungen waren, von den Feldern das zu stehlen, was ihnen einst gehört hatte. Arbeiter, die in Fabriken terrorisiert und ihrer Rechte beraubt wurden. Eine Korruption, die alle Kreise der Bevölkerung durchsetzte. Die Leiter der großen Staatsläden betrieben mit den ihnen anvertrauten Gütern zugleich einen Schwarzhandel, der in die Millionen ging. Unser Leben war erfüllt von Lügen und Denunziationen. Oft fiel ehemaligen Gefangenen, gerade jenen also, die am meisten gelitten hatten, die Aufgabe zu, den Leuten zu erklären, daß der Haß gegen die Kommunisten rein negativ und falsch war. Nur Verständnis und Liebe konnten den Sieg davontragen.

Mihai erzählte mir eine Geschichte, aus der ersichtlich ist, wie sehr die Kommunisten verhaßt sind.

Zwei Freunde treffen sich in einem Bus. Flüsternd fragt der eine den andern: „Wie denkst du über Ministerpräsident Gheorghiu-Dej?“ Der ander legt den Finger an den Mund. „Bist du verrückt?“ murmelt er. „Die Leute hören zu.“ Sie verlassen den Bus und gehen durch einen Park. „Sag mir nun“, fängt der erste wieder an, „was ist deine Meinung?“ Etwa fünfhundert Meter entfernt sitzen einige Fremde. „Still!“ sagt der zweite, „sie könnten uns hören.“ Zuletzt gelangen sie an einen völlig verlassenem Ort, an dem niemand zu sehen ist. „Und jetzt sage mir, wie du über Gheorghiu-Dej denkst“, sagt der erste wieder. Sein Freund antwortet: „Ich hege die größte Hochachtung für ihn.“

Die Auswege, die wir suchen mußten, um unseren Lebensunterhalt zusammenzuscharren, waren nicht das Wesentliche. Dieses bestand vielmehr darin, unsere christlichen Glaubensbrüder und die Frauen und Kinder

von Gefangenen in einem Leben des Gebetes und Gottvertrauens zu erhalten. Das bildete meine und Janettas wahre Aufgabe in den Jahren, in denen Richard sich im Gefängnis befand.

Nachdem so viele redliche und gute Pfarrer verhaftet worden waren, mußten mehr und mehr ihre Frauen am Aufbau der Untergrundkirche mitarbeiten. Dutzende von uns wurden durch Selbstunterricht zu Pfarrern. Indem wir mit den Menschen sprachen, lernten wir predigen. Aus allen Landesgegenden kamen Frauen nach Bukarest, um Rat zu holen und zu berichten, wie es der Kirche bei ihnen erginge. Bald stellten wir fest, daß fast alle unsere Zeit diesem Wirken gewidmet war.

Im Westen wird immer noch darüber gestritten, ob Frauen als Geistliche eingesetzt werden sollen. Im Osten fand dieses Problem schon längst seine Lösung. Wo immer unter dem Kommunismus Pfarrer eingekerkert werden, treten ihre Frauen als Geistliche an ihre Stelle, geweiht von den durchbohrten Händen Jesu.

Die Untergrundkirche hatte in der Stadt unzählige Versammlungsorte. Häufig in Kellern oder in Dachwohnungen, wie bei uns. In dunkeln Nächten erschien an einem Fenster ein Licht, und die Leute huschten die Treppen hinauf und gaben an der Tür ein besonderes Klopfzeichen. Wir drängten uns an Orten zusammen, die so eng waren, daß die Luft nicht ausreichte, um die Flamme in der Lampe am Fenster am Leben zu erhalten. Sie löschte aus, und der Raum lag im Halbdunkel.

Der Gedanke, die Taktik der kommunistischen Zellen im Kampf gegen die Partei anzuwenden, kam uns im Gespräch mit Pfarrer Grecu, der sich uns oft spät in der Nacht anschloß. Er war ein Geistlicher der vom Staat geduldeten Kirche, und man ließ manches durchgehen, weil er als Trinker bekannt war. Geistliche, die

tranken, dienten der kommunistischen Propaganda. Die Kommunisten wußten nicht, daß er trank, um Pfarrer bleiben zu können, und daß er nur soviel trank wie notwendig war, um ihnen Sand in die Augen zu streuen.

Pfarrer Grecu stand auf unserer Seite. Er bedeutete uns eine große Hilfe. Er übte eine geheime Seelsorgetätigkeit aus, die weit über das hinausging, was ihm der Staat gestattete. Viele Geistliche taten das. Es bestand keine scharfe Grenze zwischen der geduldeten und der Untergrundkirche. Sie waren ineinander verwoben.

Unter dem Eindruck der Verfolgungen fielen die sektiererischen Schranken mehr und mehr dahin. Orthodoxe, Katholiken, Protestanten, wir kehrten alle zurück zu den reinen Grundlagen des Glaubens. Es war wie die Kirche der ersten Jahrhunderte.

Pfarrer Grecu erörterte häufig mit mir die zu wählende Taktik. Janetta bildete jetzt eine der Säulen unserer Kirche. Wir hatten beide Lenins Schrift „Was tun?“ gelesen, worin er seinen Plan zur Eroberung der Welt entwickelte. Die Schrift wurde 1903 verfaßt, als alle existierenden Bolschewisten auf einem Sofa Platz hatten (es gibt tatsächlich ein Bild, das dies veranschaulicht). Einer von Lenins Grundsätzen besteht in der Infiltration der gegnerischen Organisationen — dies ist wenigstens eine Taktik, die Erfolg zeitigt. Als die Kommunisten in Rumänien die Macht ergriffen, stellten wir fest, daß sie sich seit langem sowohl in bürgerliche Ministerien als auch in antikommunistische Körperschaften eingeschlichen hatten. Seminare und die Geistlichkeit waren kommunistisch durchsetzt.

Jetzt galt es, die Rollen zu vertauschen. Sie waren die Herren. Und wir erkannten, daß die Untergrundkirche keine Wirkung ausüben könne, es sei denn, wir schlichen uns in die kommunistischen Organisationen ein, die uns zu vernichten versuchten.

Zunächst schien dies unseren Grundsätzen zu widersprechen. Aber Pfarrer Grecu hielt eine Antwort bereit.

„Christus nannte den Tempel eine Räuberhöhle, aber die Apostel wirkten nach seinem Tod und seiner Auferstehung mit Vorbedacht darin. Besondere Umstände erfordern besondere Entschlüsse. À voleur, voleur et demi — um den Dieb zu ertappen, muß man anderthalb Diebe sein.“

Ich zögerte immer noch. „Viele unserer Brüder und Schwestern werden moralische Bedenken haben. Wenn sie sich kommunistischen Organisationen anschließen, werden sie so vieles tun müssen, das unrecht ist. Menschen mit kirchlichem Hintergrund werden sich durch ihre Haltung selbst verraten. Sie werden in einem Monat ausgerottet werden.“

Pfarrer Grecu sagte: „Einige von ihnen mögen gute Schauspieler sein. Die Jüngeren werden es viel leichter haben. Es ist nicht schwer, sie in die kommunistische Jugend hineinzubringen. Und von dort in die Miliz. Und dann in die Geheimpolizei und die Partei.“

Ich gab zu, daß wir von den Russen lernen müßten. Und die empfangene Lehre mit Hilfe derjenigen, die unsere geheimen Versammlungen besuchten, anwenden.

Die Menschen, die zu diesen Gottesdiensten kamen, wollten alle begeistert mithelfen, aber als ich im Geiste ihre Reihen überflog, teilte ich sie in zwei Gruppen ein.

Die meisten von ihnen würden davor zurückschrecken, eine falsche Rolle zu spielen. Ich wußte, was sie antworten würden, wenn ich ihnen vorschläge, sich bei den Kommunisten einzuschleichen: nämlich daß dies einen großen, nicht zu rechtfertigenden Aufwand an Täuschung erfordere.

Eine zweite, viel kleinere Gruppe würde denken wie Paulus, der große Seelengewinner. Er machte sich un-

ter Juden zum Juden und unter Griechen zum Griechen und vermochte mit dieser Art, beide zu gewinnen. Sogar in dieser Gruppe wurde nur eine kleine ausgewählte Schar von uns ins Vertrauen gezogen. Sie gingen sofort mit uns darin einig, daß sie die Untergrundkirche nicht um ihrer persönlichen Integrität willen unbeschützt lassen dürften. Der Zweck heiligt die Mittel nicht. Das selbstsüchtige Ziel, die eigene Rechtschaffenheit zu bewahren, vermochte nicht zu rechtfertigen, daß man die Einkerkерung Hunderter von Christen duldete. Höchstens eines unter hundert unserer Mitglieder wußte, was wir unternahmen. Darin lag unsere Sicherheit.

Pfarrer Grecu fragte sich, ob einige Eltern nicht Einwände dagegen erheben würden, daß ihre Kinder gefährliche Aufgaben übernähmen.

Ich antwortete: „Als ich zur Schule ging, erzählte man uns von König Stephan dem Großen. Einmal wurde er verwundet und kehrte zu seinem Schloß zurück. Als er am Tore angelangt war, fragte ihn seine Mutter: ‚Wer ist da?‘ Er antwortete: ‚Dein Sohn Stephan.‘ Sie sagte: ‚Du kannst nicht mein Sohn sein. Er würde nicht das Schlachtfeld verlassen, während sein Heer noch dort ist. Er ist auf dem Schlachtfeld geblieben und kämpft. Ich habe keinen anderen Sohn.‘ Ich weiß, daß viele Mütter in dieser Überlieferung aufgewachsen sind.“

„Das müssen opferbereite Frauen sein.“

„Ich weiß, was sie denken, die Mütter, die hierherkommen. Wenn die Kommunisten mir heute beweisen würden, daß Richard im Gefängnis gestorben ist, wäre ich nicht nur traurig, sondern zugleich auch stolz. Dieser Geist greift mehr und mehr um sich. Wenn jemand stolz sein kann auf einen Sohn, der für sein Land stirbt, um wieviel stolzer könnte man auf einen Sohn sein, der für Christus zum Märtyrer wird.“

Pfarrer Grecu lächelte etwas bitter. „Sterben ist wenigstens ein rascher Vorgang. Es gibt andere Martyrien.“

Janetta sagte: „Ja, es gibt deren viele. Und es ist vielleicht etwas Größeres, seine persönliche Integrität für die Sache zu opfern, als seine Freiheit oder sogar das Leben dafür hinzugeben.“

Er stand auf und wischte ein paar Krumen von seinem schäbigen Anzug. „Wie seltsam muß es sein, in einer Welt zu leben, in der von einem nicht verlangt wird, eines dieser Dinge aufzugeben.“

Marietta hatte eine Freundin, ein hübsches Mädchen aus einem Landstädtchen. Ich nenne sie Trudi. Sie war achtzehn und hatte dunkles, gewelltes Haar und funkelnde Augen. Nachdem sie uns bereits mehrmals besucht hatte, sagte ich zu ihr: „Im Gefängnis pflegte uns der Wärter, bevor er uns schlug, zu sagen: ‚Du wolltest eine Märtyrerin sein, nun kannst du leiden!‘ Und wir litten. Aber auch in den ärgsten Augenblicken war es eine Freude zu wissen, daß es um Jesu willen geschah. Wie die frühen Christen. Jetzt aber gibt es etwas, das noch weitergeht. Trudi, du kannst uns dabei helfen.“

Sie sah mich mit ihren braunen Augen an. Trudi war ein ruhiges, kluges Mädchen. Sie fürchtete sich nicht vor dem Arbeiten. Ihre großen, aber wohlgeformten Glieder, die überlegte Art, wie sie eine Platte reichte oder eine Tür schloß, ließen mich hoffen, daß hier etwas war, das nicht so leicht brechen würde. Sie war das älteste Mädchen einer großen Familie. Seit Jahren Kindermädchen und Schutzengel ihrer Geschwister.

Ich erklärte ihr, daß ich sie beobachtet hätte, und daß wir nach Mädchen suchten, die der kommunistischen Jugend beitreten würden.

„Nun ist etwas Neues eingetreten. Es mag sich um

eine wunderbare Gelegenheit handeln. Ein gewisser Oberst Sircanu, der für die Geheimpolizei arbeitet, hat seinen Feldwebel gefragt, ob er ein Mädchen als Haushalthilfe wüßte. Die Sircanus bewohnen ein großes Haus in einem der besten Viertel der Stadt. Die Frau scheint ziemlich extravagant und dumm zu sein, aber nicht unfreundlich. Wenn du dich um diesen Posten bewürbest, könntest du vielleicht vieles herausfinden, das uns helfen würde.“

Sie sagte nichts, und der Ausdruck ihres Gesichts blieb unverändert. Aber die braunen Augen glühten. Ich fuhr fort: „Sie würden keinerlei Verdacht schöpfen. Der Feldwebel hat seine Frau gefragt und diese ihre Freundinnen, unter denen sich eine befindet, die zu unseren Gottesdiensten kommt. Niemand weiß, daß sie Christin ist.“

„Was müßte ich tun?“

„Zuerst nichts. Einen Eindruck vom Hause gewinnen. Alle kennenlernen. Ich habe festgestellt, daß die Leute dir gerne von ihren Sorgen erzählen. Erst gestern hat dir die alte Frau Tomasiu ihre Krampfadern gezeigt.“

Trudi lachte.

„Als ob du Krankenschwester wärest.“

Sie dachte einige Zeit nach. Dann sagte sie zu.

Eines Abends erzählte mir Pfarrer Grecu, er habe eine merkwürdige Stelle im Johannesevangelium gefunden, die auf eine Art Infiltration des Hofes des Hohenpriesters durch die Jünger anspiele.

„Es heißt da, einer der Jünger sei mit dem Hohenpriester Kaiphas bekannt gewesen, so gut bekannt, daß er in der Nacht, in der Christus gefangegenommen und vorgeführt wurde, in den Hof des Hohenpriesters hineingehen und sogar Petrus mitnehmen konnte.“

Pfarrer Grecu meinte, das wäre etwas, das man den jungen Leuten erzählen könnte, wenn sie Bedenken äußerten, bei unserer geheimen Arbeit eingesetzt zu werden. Nur wenige taten dies jedoch.

Ich veranlaßte eine Anzahl Mädchen, der kommunistischen Jugend beizutreten, gab aber Pfarrer Grecu die Namen nicht bekannt. Die Geistlichen der geduldeten Kirche wurden ständig gedrängt, über die Gemeindetätigkeit zu berichten. Es war am besten für ihn, wenn er sie nicht kannte.

Wir hatten so schreckliche Tragödien als Folge dieses nie endenden Spitzelwesens erlebt. Einmal fragte „Tante Alice“ in unserer Wohnung: „In der Bibel steht, daß ‚alle Dinge zum Guten mitwirken‘ — aber ich möchte wissen, welch gutem Zweck die Spitzel dienen? Ich fürchte mich heutzutage, den Mund zu öffnen.“

Zuerst fand ich keine Antwort darauf. Ich hatte nur das schreckliche Leid, das sie verursachten, vor Augen. Aber die Frage beschäftigte mich. Als ich in jener Nacht im Bette lag, glaubte ich auch, im Spitzelwesen eine tiefere Bedeutung zu erkennen. Spitzel lehren uns, daß wir während unseres ganzen Lebens stets überwacht werden. Engel beobachten alles, was wir tun und sagen. Aber sie sind unsichtbar, weshalb wir uns nicht darum kümmern. Die Spitzel erinnern uns daran, daß jede unserer Handlungen zählt.

Ich hatte meine eigenen Methoden, um Spitzel zu entlarven. Unter dem Vorwand, Gläubige zu sein, kamen gelegentlich Geheimagenten zu uns, um uns auszuspionieren. Das erstemal, da dies geschah, durchschaute ich den Mann augenblicklich.

Er sprach mich in der Olteni-Straße an.

„Verzeihen Sie — Sie sind Schwester Wurmbrand?“

„Ja, aber ich fürchte, ich kann mich nicht erinnern, wo . . .“

Sein Regenmantel war etwas zu neu, sein Benehmen etwas zu ängstlich. Sein Blick zu unsicher. Er war Anfang dreißig.

„In Cernavoda. Ich gehörte zur vierten Abteilung. Einen Monat, bevor ich nach Kap Midia verschickt wurde, habe ich Sie an ein paar Tagen gesehen. Sie waren uns eine große Hilfe — Menschen, die Ihnen nie begegnet sind, sprechen heute noch davon, wie Sie für Christus Zeugnis ablegten.“

Er sagte mir einige widerliche Schmeicheleien.

Während wir weitergingen, stellte ich ihm einige Fragen über seine Zeit am Kanal. Seine Antworten waren unbestimmt. Ich war sicher, daß er nie dort gewesen war. Aber er ließ sich nicht ertappen.

Er fragte, wo ich wohne, was ich arbeite, wie ich mir ein Einkommen verschaffe und so weiter.

„Ich bin gläubig, müssen Sie wissen“, sagte er. „Im Gefängnis bekehrte ich mich.“ Dann erzählte er mir eine weitläufige Geschichte von einem Christen, der ihn am Kanal dazu bewog, zum Glauben seiner Kindheit zurückzukehren.

Schließlich lud er sich selber zu uns ein. Ich ließ ihn die morsche Treppe hinaufsteigen und sagte: „Willkommen in unserem Heim.“

Er fing an, Fragen über meine politische Einstellung und diejenige meiner Freunde zu stellen, wie es nur Provokateure tun.

Ich stellte ihm deshalb meinerseits eine Frage:

„Lesen Sie häufig in der Bibel?“

„O ja, sehr oft.“

„Vielleicht möchten Sie uns etwas daraus vorlesen.“ Und ich gab ihm meine Bibel. Mihai, Janetta, Marietta, Peter und eine weitere Bekannte waren anwesend.

Er las etwas aus den Psalmen und brachte es sogar fertig, von sich aus einige scheinheilige Worte beizufügen.

„Nun wollen wir beten“, sagte ich, „würden Sie unser Gebet leiten?“

Wir knieten um ihn herum und warteten, daß er beginne.

Er murmelte einige wenige Worte und hielt dann inne. Er errötete, und es folgte ein langes Schweigen. Es fiel ihm nichts ein, was er hätte sagen können. Er war sich bewußt, daß wir jetzt seinen Beruf erkannt hatten.

Schließlich ergriff Janetta das Wort. „Was Sie tun, ist sehr schlecht! Sie sollten es in Ihrem eigenen Interesse aufgeben.“

Richard hatte mir im Jahre 1938, dem Jahr meiner Bekehrung, eine Bibel geschenkt. Jede zweite Seite darin war unbedruckt und für Notizen bestimmt. Und immer, wenn wir in den vergangenen Jahren zusammengekommen waren, um sie zu lesen und zu studieren, schrieb ich Gedanken, Bemerkungen und geistige Erfahrungen auf. So besaß ich mit der Zeit ein ganzes Buch wertvoller Aufzeichnungen, welche die Erinnerung an lebende und verstorbene Freunde aus allen Teilen der Welt wachriefen.

Viele Notizen waren in einer nur mir verständlichen Weise verschlüsselt. Dadurch wurden sie doppelt verdächtig. Aber sogar nach meiner Verhaftung konnte Mihai das Buch retten und sicher verwahren.

Wenn ich es aufschlug und darin so viele Gedanken aufgezeichnet fand, die Richard geäußert hatte, so war es, als stehe er bei mir im Zimmer. Ich hatte das bestimmte Gefühl, er sei anwesend und lehne sich über mich, ermuntere und tröste mich. Ich notierte diese Besuche in meiner Kurzschrift. Und wenn ich heute meine Bibel öffne, erlebe ich jene Jahre noch einmal. Sie ist in den dreißig Jahren abgenützt und zerfetzt worden. Aber ich habe sie stets bei mir, sie ist mein ganzer Reichtum. Ein Kurier unserer Mission hat sie aus Rumänien hinausgeschmuggelt.

Bibeln waren selten in Rumänien (damals wie heute), und viele Menschen besuchten uns, um zu hören, wie daraus vorgelesen wurde. Ich konnte nicht leicht Versammlungen der Untergrundkirche auswärts besuchen, da ich überwacht wurde und mir nicht erlaubt war, die Stadt zu verlassen.

Aber Mihai konnte sowohl an öffentlichen als auch an geheimen Versammlungen teilnehmen. Sie wurden unter dem Schein von Gesellschaften abgehalten. Bis zu dreißig junge Leute trafen beim Besitzer der größten Wohnung ein. An der Tür gab es eine lärmende Begrüßung, dann wurde der Plattenspieler in Betrieb gesetzt, es ertönte Tanzmusik, und Vorbeigehende konnten die jungen Leute tanzen sehen. Später wurde der Plattenspieler abgestellt, und jemand sprach über das Evangelium. Es wurde gebetet. Dann wurden vielleicht wieder einige Platten gespielt und, um die Nachbarn zufriedenzustellen, Lärm wie bei einer Gesellschaft gemacht.

„Emil hat dieses Jahr schon dreimal Geburtstag gehabt“, lachte Mihai. „Und seine Schwester feierte zweimal den Jahrestag ihrer Hochzeit. Das nächste Mal machen wir einen Ausflug.“

Sie nahmen den Plattenspieler zu einem Sonntagsausflug mit aufs Land. Der Ausflug wurde zu einer Gebetsversammlung. An allen Zufahrtswegen zum Versammlungsort wurden Wachtposten aufgestellt. Wenn sich jemand näherte, gaben sie ein Warnungszeichen.

Wegen dieser Vorsichtsmaßnahmen verband sich mit solchen Gottesdiensten eine große Spannung. Jede Einzelheit wurde im voraus geplant. Der Ort, die Stunde, das Paßwort. Wer hinging, wußte, daß er vielleicht nie mehr zurückkehren würde. Es war sehr verschieden von einem Gottesdienst in der freien Welt. Und jeder Prediger hielt seine Predigt, als ob es seine letzte

wäre. Die Worte konnten Gefängnis oder Tod bedeuten, sie wogen deshalb schwer.

Die meisten unserer Pfarrer gehörten der geduldeten Kirche an. In dieser waren sie Kontrollen unterworfen, die eine Verhöhnung der „Religionsfreiheit“ darstellten. Sie übten deshalb eine geheime Seelsorgetätigkeit aus. Das war der einzige Weg, auf dem sie die Jugend erreichen konnten, der einzige Weg, um frei von Christus predigen zu können. Jedes Wort, das sie in den Kirchen sagten, mußte gemeldet werden.

Mihai erzählte uns den neuesten Witz. „Das Wohnungsbauministerium hat angeordnet, daß alle neuen Wohnblöcke mit besonders dünnen Wänden gebaut werden müßten, damit sich die Nachbarn gegenseitig bespitzeln können.“

Aber war es ein bloßer Scherz?

In den Versammlungen wurde ich häufig nach meinem Leben im Gefängnis und am Kanal gefragt. Zuerst vermochte ich nicht viel darüber zu sagen. Ich konnte nicht die richtigen Worte finden.

Schritt für Schritt brachte mich Mihai zum Reden. Als er erfuhr, wie wir geschlagen wurden oder gezwungen waren, Gras zu essen, um am Leben zu bleiben, fragte er: „Wie konntest du dies alles ertragen, ohne nachzugeben und Christus zu verleugnen?“

Ich antwortete ihm, indem ich ihn auf eine Besonderheit der hebräischen Sprache aufmerksam machte. Im Hebräischen werden erstaunlicherweise gewisse zukünftige Ereignisse im Perfekt erzählt. Das Perfekt wird so genannt, weil es sich auf Vorgänge bezieht, die zum Zeitpunkt, in dem sie geschildert werden, bereits abgeschlossen, vollendet sind. Trotzdem werden in dem großen 53. Kapitel Jesaja, welches das Kommen des Messias und seine Leiden vorhersagt, diese Ereignisse im Hebräischen als vergangen, nicht als zukünftig

geschildert. Und doch wurden diese Worte achthundert Jahre vor Christus geschrieben.

Als Jesus die Prophezeiung seiner großen Leiden las, hatten diese schon begonnen. Er war von den Menschen verschmäht und verachtet worden. Es war seine Gegenwart und Zukunft. Aber er las darüber auf hebräisch, als ob es sich in der Vergangenheit ereignet hätte.

Nun, genau das empfand ich inmitten meiner Leiden. Ich versuchte zu erklären: Freude ist die immerwährende Gegenwart des christlichen Geistes. Ich befand mich an einem himmlischen Ort, aus dem mich niemand vertreiben konnte. Wo war die Pein, die ich durchmachte? Für diesen unverwundbarsten Teil meines Geistes gehörte sie der Vergangenheit an. Ich hatte das Leid lange zuvor erlebt, während die Wirklichkeit der Gegenwart im Glück der Gottesnähe bestand.

Diese Gewißheit, daß die Trübsal der Vergangenheit angehörte, rettete mich. Katastrophen erleben wir alle, aber wenn sie einmal vorüber sind, so sind sie erledigt. Die Eigenart des Hebräischen lehrt uns heutige Traurigkeit als ein vergangenes Drama zu erleben.

Jahre später diskutierte ich mit Richard. Er sagte, in Einzelhaft habe er in genau gleicher Weise die nämliche Erfahrung gemacht. Ich fragte mich, ob es sich nicht um ein weiteres Beispiel des geistigen Verkehrs zwischen uns handelte.

Einen Monat, nachdem Trudi nach Einvernahme durch die Geheimpolizei und dem Ausfüllen vieler Formulare bei Oberst Sircanu angestellt war, sandte sie mir eine dringliche Botschaft. Sie kam nicht mehr zu uns, sondern ließ ihre Nachrichten in einem bestimmten Hause zurück. Fräulein Landauer, eine Lehrerin, brachte sie uns.

Die Nachricht war schlecht. Sie hatte Sircanu den Na-

men von Pfarrer N., der häufig unsere Versammlungen besuchte, am Telefon nennen hören. „Ich bin sicher, er wird helfen“, hatte er gesagt.

Zur Rede gestellt, erzählte uns der Pfarrer, man habe ihm mit einer langen Gefängnisstrafe gedroht. Seine Gesundheit war nicht gut. Er konnte es nicht auf sich nehmen. Wenige Tage zuvor hatte er versprochen, mit Sircanu „zusammenzuarbeiten“. Bis jetzt hatte er jedoch nichts für ihn getan.

Pfarrer N. verließ Bukarest tiefbeschämt und begab sich in eine Provinzstadt.

Trudi nannte uns ferner den Namen einer Studentin, die von Sircanu in ähnlicher Weise erwähnt worden war.

Zuerst bestritt sie alles. Ich faßte ihre Hand.

„Bitte sei aufrichtig. Wir wissen genau, welchen Druck sie auf dich ausgeübt haben. Viele haben uns schon — aus freiem Willen — erzählt, wie sie gezwungen wurden, als Spitzel zu arbeiten. Du schuldest deinen wahren Freunden, sie wissen zu lassen, was geschehen ist.“

Sie brach zusammen und kniete neben mir nieder.

„Ich ging die Straße entlang, als ein Wagen neben mir anhielt, dem zwei Männer entstiegen. ‚Polizei‘, sagten sie. ‚Steigen Sie ein.‘“

„Sie brachten mich nirgends hin, sondern fuhren einfach stundenlang mit mir herum. Dabei wiederholten sie immer wieder, daß ich jede Woche über alles, was in deiner Wohnung, in der Kirche gesprochen werde, berichten müsse. Wenn ich dies nicht täte, so würde meine Familie entsetzliche Dinge erleben.“

So hatte sie zugesagt. Aber sie schwor, daß sie nichts gemeldet habe, was uns großen Schaden zufügen könnte. Ich mußte hoffen, daß das stimme.

Immer wieder ließ uns Trudi nützliche Nachrichten zukommen. Ihr tollster Streich bestand aber darin, daß

sie das Haus des Obersten in einen geheimen Schlupfwinkel gerade jener Menschen verwandelte, die Sircanu niederhetzen wollte.

Seit er in die höheren Ränge der kommunistischen Hierarchie aufgestiegen war, genoß er die damit verbundenen Vorrechte. Er gönnte sich und seiner Familie angenehme Ferien in den Bergen oder am Meer. Trudi, der er vertraute, versah inzwischen das Haus. Frau Sircanu nannte sie „mein kleiner Schatz“.

Eines Tages vermittelte uns Fräulein Landauer eine Botschaft: „Warum nicht eine Versammlung in der Wohnung der Sircanus abhalten? Sie sind mehrere Tage abwesend. Es ist ein großes Haus mit verschiedenen Ausgängen. Niemand wird Verdacht schöpfen.“

In der Tat, wer sollte vermuten, daß Christen geheime Zusammenkünfte im Hause des Mannes abhielten, der das gegen sie gerichtete Spitzelwesen leitete? Ich dachte, ein Versuch würde sich lohnen. Recht aufgeregt trafen an dem vereinbarten Abend in ziemlich großen zeitlichen Abständen ein halbes Dutzend Führer der Untergrundkirche ein. Wir wurden von Trudi lächelnd empfangen. Alles verlief ganz nach Wunsch.

Von da an trafen wir uns regelmäßig in Sircanus Wohnung, wenn der Oberst abwesend war.

Trudi spielte ihre Doppelrolle gut. Mit der Zeit lernten mehr und mehr unserer Leute dasselbe tun. Sie mußten mit kommunistischen Liedern die Partei lobpreisen. Die meisten hatten Erfolg. Mehrere stiegen zu hohen Rängen auf.

Wir lernten von der Untergrundkirche in Rußland, die dreißig Jahre der Verfolgung überlebt hatte. Brüder aus Bessarabien, einer Provinz, die uns während des Krieges von den Sowjets gestohlen wurde, erzählten, wie die Christen dort Widerstand leisteten. So wußten wir, wie wir unter ähnlichen Bedingungen zu handeln hatten.

Mißerfolge waren unvermeidlich. Für manchen der Unseren erwies sich die Anspannung, die ein Doppelleben erforderte, als zu schwer. Andere wurden zu kühn und mußten dafür büßen.

Einer unserer Leute war Leiter des staatlichen Bücherladens, eines riesigen, mehrstöckigen Gebäudes. Natürlich hatte er keine Bibeln zu verkaufen, aber er besaß große Vorräte an Büchern, die gegen das Evangelium gerichtet waren und einen reichen Schatz von Bibeltexten enthielten. Die Verse waren von Kommentaren begleitet, durch die sie ins Lächerliche gezogen werden sollten, aber die meisten Leser lachten nur über diese Kritik. Viele wurden der Verse wegen gekauft.

Durch diesen Erfolg ließ sich der Mann verleiten, sich zu weit vorzuwagen.

Am 23. August, dem „Tag der Befreiung“, zogen seine Schaufenster beträchtliche Mengen Neugieriger an. Aber als sich immer wieder Leute davor drängten, lächelten und sogar in die Hände klatschten, wurde die Geheimpolizei aufmerksam. Trudi erzählte uns später, Oberst Sircanu habe das Rätsel gelöst. Er bahnte sich einen Weg durch die Menge an der Victoriastraße und prüfte die Bilder von Marx, Engels, Lenin und Stalin, die den größten Teil der Schaufenster ausfüllten. Hier gab es nichts zu lächeln. Dann stellte er aber fest, daß sich unter den Bildern ein Plakat befand, auf dem eine billige Ausgabe von Victor Hugos Meisterwerk zum Kauf angeboten wurde. In großen schwarzen Buchstaben stachen die beiden Wörter hervor: „Die Elenen.“

Sircanu ließ den Geschäftsleiter verhaften und in ein Arbeitslager verschicken, wo er an der Donaumündung Schilfrohr schneiden mußte — das gehörte zum neuesten staatlichen Projekt.

Widerstand

Durch das feuchte Treppenhaus empor stieg einige Monate nach meiner Freilassung ein Beamter des Innenministeriums. Ein dicker Mann mit dröhnender Stimme und schwarzem, in der Mitte gescheiteltem Haar. Er trug eine Aktentasche, zum Bersten gefüllt mit Papieren.

War ich eine Mutter? wollte er wissen. Ich war es. Aber welche Sorte von Mutter mußte ich sein? Kümmerste ich mich überhaupt nicht um mein Kind? Wünschte ich nicht, daß ihm die denkbar beste Ausbildung zuteil werde? Wünschte ich nicht, mein Kind an gutbezahlten Arbeitsplätzen mit Staatspension und Rationskarten zu sehen? Natürlich wünschte ich dies, also warum änderte ich nicht meinen Namen? Wie durfte ich es wagen, mich eine Mutter zu nennen?

Er schrie und lärmte auf diese Art fort, mehrere Minuten lang. Ich saß schweigend da und sah ihn an. Je weniger ich sagen würde, desto eher käme er zur Sache. Und ich wußte, um was es ging.

Scheidung. Was konnte es schon nützen, sagte er schließlich, daß ich an meinen Mann gebunden bliebe? An einen Gegenrevolutionär, den ich nie wiedersehen würde? Es war nur eine Frage des gesunden Menschenverstandes für eine junge, intelligente Frau, sich von einem Staatsfeind scheiden zu lassen. Wenn ich es jetzt nicht täte, so doch sicher später. Wie lange glaubte ich, dem Staat gegenüber in diesem blinden, unsinnigen Ungehorsam verharren zu können?

So schimpfte und schmeichelte er und entwarf herzerreißende Bilder von unserem Los. Liebe, höhnte er, Liebe! Alles Schmarren, gibt es nicht. Was ich brauchte, war ein neuer Gatte und Vater für mein Kind. Es gab keine Liebe zu Gegenrevolutionären.

Ich dachte: das wagst du in meinem Hause zu sagen!

Aber meine beste Verteidigung bestand darin, daß ich schwieg.

„Ich heiratete meinen Mann nicht nur für glückliche Zeiten. Wir wurden für immer miteinander verbunden, und was auch geschehen mag, ich werde mich nicht scheiden lassen.“

Er redete und drängte noch eine halbe Stunde lang, ohne daß ich etwas erwiderte. Selbst Gott kann den nicht widerlegen, der sich in Schweigen hüllt. Zuletzt zog sich der Mann kopfschüttelnd zurück.

„Früher oder später werden Sie zu uns kommen“, sagte er. „Alle kommen, daß Sie's nur wissen.“

Ich hörte ihn die Treppe hinunterpoltern. Fort zum nächsten Opfer. Bei dem er, so gut wie sicher, mehr Erfolg haben würde.

Alles wurde versucht, um die Frauen von Gefangenen zur Einreichung eines Scheidungsantrags zu veranlassen. Einmal deshalb, weil der Widerstandswille, ja sogar der Lebenswille eines Gefangenen oft brach, sobald er vernahm, daß er verlassen wurde. Und ferner deshalb, weil damit die Frauen in die kommunistische Lebensweise einbezogen werden konnten. War die Scheidung einmal vollzogen, so bemühten sich die Frauen ängstlich, ihre Gatten zu vergessen, und dies konnten sie am leichtesten dadurch erreichen, daß sie sich an die Parteilinie hielten. Ich kannte zahlreiche geschiedene Frauen, die Schlagwörter nachplapperten, mit denen die politischen Gefangenen verhöhnt wurden — jene Männer, die sie einst geliebt und denen sie Kinder geboren hatten. Schließlich waren die vaterlosen Kinder dem Staat auf Gnade und Ungnade ausgeliefert und konnten vom frühesten Alter an ideologisch geschult werden.

Um den Bruch herbeizuführen, bedurfte es nur eines einzigen Wortes. Man mußte „Ja“ sagen, wenn der Beamte vorsprach. Für den Rest würde er selber sorgen.

Wenige Tage danach würde dem Mann von seinen Zellengenossen mitgeteilt werden: „Ihre Frau hat sich scheiden lassen.“

Der Mann würde denken: „Wer kümmert sich jetzt noch um mich? Ich wäre ein Narr, wenn ich nicht jeden Unsinn, den sie wünschen, unterschriebe, um die Freiheit zu erlangen.“ Aber selbst wenn er unterschrieb, wurde er möglicherweise noch mehrere Jahre lang gefangengehalten. In dieser Zeit bekam seine Frau von einem anderen Mann Kinder. So wurden Familien zerstört. Zur Schilderung all der Tragödien dieser Art, die ich nach meiner Freilassung erfuhr, würde ein einzelnes Buch nicht ausreichen.

Im Gefängnis pflegten die Frauen zu sagen: „Wie dumm war ich, mich mit meinem Mann wegen einer Kleinigkeit zu streiten. Welch gute, liebende Gattin will ich sein — wenn ich je hier herauskomme!“

Aber einmal frei, änderten sie häufig ihre Ansicht: „Warum sollte ich mich nicht scheiden lassen, wenn sie das wünschen? Er muß vielleicht sein ganzes Leben lang im Gefängnis bleiben. Wie soll ich ohne Rationskarte die Kinder ernähren, wie soll ich Arbeit finden? Er kümmerte sich nicht um uns . . .“ So überredeten sie sich schließlich selber, bis sie dem Ministerium gegenüber „Ja“ sagten.

Ich erklärte solchen Frauen, daß wir die Männer so lieben müßten, wie sie seien, nicht wie wir glaubten, daß sie sein sollten. Ich riet ihnen, an die glücklichen Augenblicke in ihrem Eheleben zu denken und sich damit über die Versuchung hinwegzuhelfen.

Allzuoft hatte ich keinen Erfolg. Der ausgeübte Druck war zu stark.

Aber manchmal konnte ich jemand mit einem einfachen Scherz helfen, die ehelichen Schwierigkeiten in einem anderen Licht zu sehen. Ich erinnerte mich an eine alte jüdische Geschichte. Ein bestürzter Ehemann kam

zum Rabbiner und beklagte sich, weil seine Frau drei Monate nach der Heirat ein Kind zur Welt gebracht hatte. „Sie muß mich betrogen haben!“ klagte er. Der Rabbiner antwortete: „Durchaus nicht. Du hast mit deiner Frau drei Monate gelebt. Sie hat mit dir drei Monate gelebt. Und ihr habt drei Monate zusammen gelebt. Das gibt zusammen neun Monate. Alles ist in bester Ordnung.“

Oft mußte ich zu Kompromissen Zuflucht nehmen, die diesem ein wenig ähnelten, um zu versuchen, eine Ehe wieder zusammenzukitten.

Oder ich erzählte Frauen, die mich aufsuchten, um mir mitzuteilen, daß sie sich von ihrem Mann, der im Gefängnis war, scheiden lassen wollten, eine schöne Geschichte über das Ehescheidungswesen bei den Madegassen, den Bewohnern Madagaskars. Wenn sich dort ein Paar scheiden lassen will, so haben beide nacheinander vor dem Richter zu erscheinen, der sie eingehend über alle Einzelheiten ihres Ehelebens befragt. Er schreibt die beiden Aussagen auf. Am Tage der Urteilsfällung erklärt später der Richter, eine Scheidung sei wohl möglich, zuvor müsse das Paar jedoch lesen, was er geschrieben habe.

Die Frau liest dann: „Geliebte — heute, da wir scheiden sollen, denke ich an die Schönheit jenes Tages, an dem wir uns zum erstenmal begegnet sind. Wie sehnte ich mich danach, dich in meine Arme zu schließen, dein Gatte zu werden! Ich konnte das Ende meiner Arbeit kaum erwarten, und den Augenblick, in dem ich wieder mit dir zusammen sein würde. Erinnerst du dich an unseren ersten Kuß . . .?“ Und so beschreibt er die glücklichsten Augenblicke und Erlebnisse des gemeinsamen Lebens. Dann liest der Gatte eine ähnliche Erklärung seiner Frau, und die Erinnerungen an die Ehezeit schließen mit dem Ausdruck tiefer Dankbarkeit für all die glücklichen Stunden ungeachtet des heutigen

Mißverständnisses. Das Paar hat zum Schluß meistens Tränen in den Augen und geht versöhnt nach Hause.

Man wird nie das Ende einer Ehe oder den Bruch einer Freundschaft erleben, wenn man sich die schönen gemeinsamen Erlebnisse in Erinnerung ruft. Aber nur zu oft denken wir nicht daran.

Janetta und ich kannten eine anziehende junge Frau namens Maura Dalea. Sie hatte zwei kleine Kinder. Ihr Gatte war politischer Häftling. Sieben Jahre lang hörte sie nichts von ihm. Sie lernte einen anderen Mann kennen. Die Kinder wuchsen in kommunistischem Geist auf.

Endlich traf eine Postkarte aus dem Gefängnis ein. Sie sandte ihrem Gatten ein Paket, erwähnte jedoch nichts von ihrem Verhältnis mit dem anderen Mann.

Nach elf Jahren wurde der Gatte freigelassen. Er spürte seine Familie auf. Die Kinder, ein Knabe und ein Mädchen, waren nun zwölf und dreizehn.

„Wir wissen nicht, wer Sie sind“, sagten sie grausam. „Vater? Wir haben bereits einen Vater!“

Er versuchte, Maura zurückzugewinnen. Aber es war zu spät. Sie ließ sich scheiden und heiratete den anderen.

Der Mann war gebrochen. Ich begegnete ihm gelegentlich auf der Straße. Sein Gesicht war furchtbar zerquält. Aber er mied mich. Wenige Jahre später, vom Gefängnisleben und den Enttäuschungen vernichtet, starb er.

Janetta sagte: „Was in den Gefängnissen geschieht, ist der kleinere Teil der Tragödie. Hunderttausende von Menschen, unsere ganze Generation und die Generation, die in diesen Jahren zur Welt kommt, wird von dem gezeichnet sein, was uns der Kommunismus angetan hat.“

Manchmal gelang es mir, Menschen aus diesen Schwierigkeiten herauszuhelfen, weil ich sie selbst

kannte. Mehr als einmal kam ich während Richards vierzehnjähriger Gefangenschaft in Versuchung.

Der ernsteste Vorfall ereignete sich ungefähr ein Jahr nach meiner Freilassung. Ein Mann, der unsere Versammlungen besuchte, verliebte sich in mich. Ich war damals dreiundvierzig, allein mit einem Sohn in den schwierigsten Pubertätsjahren, in denen ein Junge einen Vater braucht. Die Jahre zogen erschreckend schnell vorüber. Und von Richard kein Wort, keine Nachricht.

Der Mann war Junggeselle, ungefähr gleich alt wie ich, ein kräftiger, ruhiger Mensch, den Mihai sehr gut leiden mochte. Zusammen mit seinen alten Eltern bewohnte er ein einziges Zimmer. Sie waren Judenchristen. Wir besuchten uns gegenseitig. Manchmal nahm er Mihai ins Kino mit oder half ihm bei seinen Studien. Mihai lernte jetzt sehr angestrengt.

Der Mann war sehr freundlich und sanft und wußte, wie er mich zum Lachen bringen konnte. Der Gedanke tauchte in mir auf: hier wäre jemand, mit dem eine Frau in Liebe und Vertrauen leben könnte. Manchmal ergriff er im Gespräch meine Hand und blickte mir mit tiefer Sehnsucht in die Augen. Ich vermochte meine Hand ihm nicht zu entziehen. Es kam nie zu etwas, das Kirche oder Gesetz Ehebruch nennen würden. Aber in Gottes Augen war es Ehebruch. Und auch in meinem Herzen.

Glücklicherweise bemerkte Pfarrer Grecu, was vorging und redete mit mir in einer Weise, in der ich wünschte, daß alle, die einen Freund in solche Schwierigkeiten geraten sehen, mit ihm reden würden.

„Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe und hochschätze“, sagte er. „Und das wird sich nicht ändern, was auch geschehen mag.“

Er sprach mit seltener Bewegung und Aufrichtigkeit.

„Ich kenne Sie und Richard seit vielen Jahren. Und

ich hoffe, Sie seien sich bewußt, daß ich Sie gleich lieben würde, ob Sie sündigten oder nicht, ob Sie den Glauben verlören oder darin verharrten. Um dessentwillen, was Sie sind, nicht was Sie tun.

Verzeihen Sie deshalb, wenn ich Sie frage — wie steht es zwischen Ihnen und Paul?“

Ich zögerte mit der Antwort.

Er fuhr fort: „Glauben Sie nicht, daß ich selber keine solchen Momente durchgemacht hätte. Bitte beantworten Sie meine Frage.“

„Er liebt mich.“

„Und Sie lieben ihn?“

„Ich weiß nicht. Vielleicht.“

Er sagte: „Ich erinnere mich an etwas, das Richard zu sagen pflegte: ‚Keine Leidenschaft vermag vor dem Richterstuhl der Vernunft zu bestehen. Wenn man sich hinhält, wenn man sich Zeit zum Nachdenken nimmt, wird man allen Schmerz erkennen, den man dem Gatten oder der Gattin und auch den Kindern zufügen würde.‘ Ich möchte, Sie würden einen schweren Entschluß fassen — den schwersten, den es gibt. Sehen Sie diesen Mann nicht mehr.“

Ich wußte, daß er recht hatte. Nicht ohne Schwierigkeiten mied ich Paul Woche um Woche. Zuletzt versuchte er nicht mehr, mich zu treffen.

Später erfuhr ich, daß Pastor Grecu auch mit ihm gesprochen und ihn an Richard, der sich im Gefängnis befand, erinnert hatte. Erst jetzt erkannte ich, wie nahe ich daran war, an all den Jahren des Wartens und Vertrauens Verrat zu üben. Ich kniete nieder und betete.

Es gab noch andere Versuchungen. Vierzehn Jahre sind eine lange Zeit. Manchmal war ich nahe daran, nachzugeben. Manchmal war es bloß eine vorübergehende fleischliche Schwäche. Die Sexualität ist eine erbarungslose Triebkraft, und man darf sich selbst nicht zu hart anklagen. Man darf für die eigene Schwäche

ebensowohl Verständnis aufbringen wie für die anderer. Und man soll andere mit der Erzählung seiner Sünde nicht belasten. Jesus vergibt.

Eines Morgens scheuerte ich den Boden in der Kirche, als Marietta, eine Postkarte schwenkend, hereinstürzte.

Tränen rannen ihr über die Wangen. „Ich glaube — ich glaube sie ist von . . .“

Sie konnte nicht weiter, sondern kniete atemlos neben mir auf die feuchten Bretter.

Ich drehte die billige kleine Karte um. Sie war mit „Vasile Georgescu“ unterzeichnet — aber Richards Handschrift, groß und unregelmäßig und schön, war unverkennbar. Meine Blicke hasteten darüber hin.

Ich wußte, daß politische Gefangene nur zehn Zeilen schreiben durften, die übrigens zensuriert wurden. Was mochte er nach so vielen Jahren schreiben, ohne zu wissen, ob Frau und Kind noch lebten? Ich las.

Diese teure, so lang ersehnte Botschaft begann: „Zeit und Entfernung löschen kleine Lieben, aber entfachen die großen.“ Er bat mich, ihn an einem bestimmten Tag im Gefängnis hospital von Tirgul-Ocna zu besuchen.

Bald verbreitete sich die Nachricht in der ganzen Untergrundkirche. Im ganzen Land lernten Menschen diese Botschaft auswendig. Sie wurde zu einem Talisman des Glaubens.

Im Gefängnis hatten sie sogar Richards Namen geändert. Er war „Vasile Georgescu“. Die Wärter durften nicht wissen, mit wem sie es zu tun hatten. Wenn das Geheimnis durchsickerte, könnten Fragen gestellt werden. Er mußte spurlos verschwinden. Aber das war im Jahre 1948.

Jetzt kämpfte sich Chruschtschew in Rußland zur Alleinherrschaft empor, und es gab Anzeichen dafür, daß große Veränderungen bevorstanden. Nach Stalins Tod hofften wir, der Westen werde etwas für uns tun.

Aber im Jahre 1955 fand die Genfer Gipfelkonferenz statt, und darauf erfolgte Rumäniens Eintritt in die Vereinten Nationen. Diese Nachricht bestürzte uns. Zehntausende politischer Gefangener füllten die Gefängnisse des Landes. Niemand konnte sich vorstellen, daß die Mitgliedschaft Rumäniens in den Vereinten Nationen willkommen sein würde, bevor die Häftlinge freigelassen wären.

Aber wenn auch die UNO-Charta, nach der die Mitglieder zur Gewährung religiöser und politischer Freiheit verpflichtet sind, mißachtet wurde, so brachte wenigstens die Gipfelkonferenz einige Verbesserungen in den Gefängnissen. Wir vernahmen, daß die Nahrung besser geworden und daß Medikamente erhältlich seien. Gerüchte über bevorstehende Amnestien gingen um. Mehr Besuche wurden gestattet.

Richards Postkarte war die beste Nachricht, die ich hätte vernehmen können. Aber ich, die ich mich so sehr danach sehnte, ihn zu sehen, durfte nicht hingehen. Jede Woche mußte ich auf der Polizeistation vorsprechen. Sie lehnten es ab, das Verbot, Bukarest zu verlassen, aufzuheben. So mußte Mihai an meiner Stelle gehen.

Tirgul-Ocna ist eine kleine Stadt im Norden auf der anderen Seite der Karpaten. Der Zug umfährt auf einer mehrere hundert Meilen langen Strecke die Berge. Wir verabredeten, daß „Tante Alice“ Mihai begleiten sollte, obwohl sie Richard nicht sehen durfte. Nur der Gattin und den Kindern war der Besuch gestattet.

Ich wartete daheim. Zwei Tage lang waren sie fort, und die ganze Zeit über beschäftigten mich die Fragen: würden sie ihn sehen? Ich dachte daran, wie Mihai so weit gereist war, um mich am Kanal zu besuchen und dann unverrichteterdinge wieder hatte umkehren müssen. Würde es Richard gestattet werden, die wenigen Kleidungsstücke und das Essen, das ich eingepackt

hatte, entgegenszunehmen? Da er sich in einem Gefängnisspital befand, mußte er sehr krank sein. Würde er imstande sein, aufzustehen oder auch nur mit Mihai zu sprechen?

Spät an einem Dezemberabend kehrten sie heim. Wir hörten sie die Treppe emporsteigen.

„Wir sahen ihn! Wir sahen ihn!“ Alice rief es uns zu, noch ehe sie durch die Tür eingetreten war. Und sie fügte hinzu: „Er lebt und ist wohlauf.“

Sie traten ein, Schnee auf den Schultern.

„Mihai!“

„Mutter! Vater ist wacker, und ich soll dir sagen, daß er bald zu uns zurückkehren werde. Wenn Gott das eine Wunder vollbracht habe, mich ihn sehen zu lassen, so werde er auch ein zweites Wunder vollbringen und uns wieder zusammenführen.“

Bald waren wir alle in Tränen. Dann wurde etwas Warmes zum Trinken zubereitet, und sie erzählten ihre Geschichte. Marietta und Peter waren auch anwesend. Wir wurden ganz fröhlich. Ein stummer Krüppel, eine Epileptikerin oder die Gattin und der Sohn eines Gefangenen zu sein, bildet keinen Hintergrund für Freude.

Mit geröteten Wangen und vor Aufregung die Hände herumwerfend, erzählte Alice.

„Wir mußten Stunden und Stunden im Schnee warten. Sie ließen uns durch das Haupttor ein, dann standen wir auf einem mit Draht eingezäunten Grundstück, das abseits vom Gefängnissanatorium lag. Die Gefangenen mußten einen offenen Platz überqueren, um in eine Holzhütte zu gelangen, wo sie Besuche empfangen. Es war schrecklich, sie zu sehen. Entsetzlich! Gruppen verummter Schatten auf dem blendenden Schnee. Wie graue Gespenster. Und unter ihnen erkannte ich Richard. Man konnte ihn nicht verfehlen. Er ist so groß. Ich winkte wie verrückt, aber er vermochte mich nicht

zu sehen. Wir waren alle an einem Haufen, und alle winkten. Nur Mihai durfte mit ihm sprechen.“

Als sie zuletzt wieder fortgingen, gab es keinen Zug mehr für die Rückfahrt, und sie blieben bei Bekannten in der kleinen Stadt.

Mihai war von der Begegnung mit seinem Vater so benommen, daß ich anfänglich nicht viel aus ihm herausbrachte. Aber ich war zu glücklich, um es ihm übel zu nehmen. Er hatte Essen und Kleider zurücklassen dürfen.

Erst später wurde mir bewußt, welch einen Schlag es für ihn bedeuten mußte, den geliebten und verehrten Vater hinter Gittern, kahlgeschoren und spindeldürr, anzutreffen.

Mihai hatte sofort die im voraus zurechtgelegten Worte herausgesprudelt: „Mutti sagte, wir sollten uns nicht fürchten, denn sähen wir uns hier auf Erden nicht mehr, so doch dann im Himmel.“ Tröstliche Worte! Richard lächelte und fragte, ob wir genug zu essen hätten! Mihai erwiderte: „Ja, unser Vater sorgt für uns!“ Der politische Beamte des Gefängnisses, der zuhörte, grinste. Er glaubte, dies bedeute, daß ich mich wieder verheiratet hätte.

Unter den gegebenen Umständen konnten sie sich nicht viel sagen. Richards letzte Worte waren: „Mihai, das einzige Geschenk, das ich dir als Vater geben kann, ist, dir zu raten, immer die höchste christliche Tugend anzustreben, nämlich in allen Dingen das richtige Maß zu halten.“

Ich legte Richards Postkarte zwischen die Seiten meiner Bibel. Dann und wann holte ich sie wieder hervor und las sie zum hundertsten Mal. Im Gefängnis wurde er ein Meister im Verfassen solcher Zwergbriefe. Er sagte mir später, andere Häftlinge hätten ihn gebeten, ihnen behilflich zu sein, weil er auf so kleinem Raum so viel zu sagen vermochte. Sie fragten einander auch, was er

geschrieben habe, und Richards Worte machten die Runde. Das Ergebnis war, daß Dutzende von Gefangenen ihre Postkarten mit den Worten einleiteten: „Zeit und Entfernung löschen kleine Lieben, aber sie entfachen die großen.“ So wurden allenthalben Botschaften der Güte und der Hoffnung versandt.

Zu Beginn des Jahres 1956 herrschte im ganzen kommunistischen Block eine Stimmung der Auflehnung. Fünfjahrespläne hatten zu nichts geführt. Die Lebensmittel waren so knapp wie immer. Die Löhne wurden tief gehalten. Alle Hoffnungen, die Stalins Tod geweckt hatte, waren geschwunden.

Dann hielt Chruschtschew am zwanzigsten Kongreß der kommunistischen Partei im Februar seine geheime Rede, in der er Stalin und seine Herrschaft verurteilte. Die Russen haben sie nie veröffentlicht, aber schon bald danach fühlte man in jedem osteuropäischen Land, daß in Moskau Tauwetter eingetreten war.

Die Anzeichen der Entstalinisierung folgten einander immer rascher. Die gewaltigen Bestände der Miliz und der Geheimpolizei wurden abgebaut. Mit westlichen Ländern wurden Handelsverträge über Millionen Dollars abgeschlossen, um die Wirtschaft des Landes zu retten. Die Kollektivierung wurde nicht mehr so eifrig betrieben. In verschiedenen kommunistischen Ländern begannen Machtkämpfe um die Parteiführung. Und das wunderbarste von allem: Hunderte politischer Häftlinge wurden täglich amnestiert.

Ich wagte nicht zu hoffen, daß Richard sich unter ihnen befinde. Es gab keine Anzeichen dafür, keine Nachricht. Er hätte noch fast zwölf Jahre absitzen müssen.

An einem lieblichen Morgen im Juni 1956 ging ich einige Freunde besuchen. Und als ich zurückkam, war er da. Er umarmte mich.

Der ganze Abend war erfüllt von Lachen und Weinen und Begrüßungen durch Freunde, die aus ganz Bukarest herbeieilten. Mitternacht war lange vorbei, als wir bei Nachbarn eine Matratze ausborgten und ein Bett her richteten. Richard ist so groß, daß wir für seine Füße ein Kissen auf einen Stuhl legen mußten.

Er konnte nicht schlafen. Ich weiß es, denn auch ich und Janetta konnten es nicht. Bei Tagesanbruch stand er auf und ging still hinüber, um lange Zeit Mihai zu betrachten, als ob er sich vergewissern wollte, daß er wirklich hier sei.

Richard war im Gefängnis geschlagen und mit Aufpeitschmitteln behandelt worden. Sein abgezehrter Körper wies achtzehn Narben von Folterungen auf, aber er hatte nicht gesprochen. Die Ärzte stellten fest, daß seine Lungen mit den Narben ausgeheilte Tuberkulose durchsetzt waren. Es war ihnen schlechthin unverständlich, daß er achteinhalb Jahre (fast drei davon in Einzelhaft in einer unterirdischen Zelle) praktisch ohne jede Pflege hatte überleben können. Jetzt gab man ihm das beste Zimmer einer Spitalabteilung. Alle entlassenen Gefangenen wurden freundlich und großherzig behandelt, wohin sie sich auch begaben. Sie bildeten die privilegierteste Gruppe in Rumänien, was die Kommunisten rasend machte.

Richard mußte immer wieder umziehen. Glaubensbrüder strömten aus dem ganzen Land herbei, um ihn zu besuchen. So mußte er von einem Spital ins andere wechseln, um nicht die Aufmerksamkeit der Geheimpolizei auf sich zu lenken.

Bald nachdem sich sein Zustand gebessert hatte, feierten wir unseren zwanzigsten Hochzeitstag. Richard besaß keinen Pfennig, um mir ein Geschenk zu kaufen. Aber er erhielt ein hübsch eingebundenes Notizbuch, und hier trug er jeden Abend Verse ein, Liebesgedichte, die an mich gerichtet waren. Auch Mihai und einige un-

serer Freunde schrieben hinein. Und als der Festtag gekommen war, überreichte er es mir. Aber dieses lebenswerte Geschenk gehörte mir nicht lange.

Als das politische Tauwetter einsetzte, erhielt Richard zunächst die Erlaubnis zu predigen. Die Verfolgungen hatten die Kirchen einander viel nähergebracht. Er wurde zuerst eingeladen, in der orthodoxen Kathedrale von Sibiu zu predigen, deren Priester zu unseren alten Freunden gehörte.

„Mein einziges Bedenken ist, daß ich auf den Metropolitens Rücksicht nehmen muß“, sagte der Priester. „Es wird von Ihnen erwartet, daß Sie sich bekreuzigen und so weiter.“

Richard erwiderte: „Ich werde so viele Kreuzzeichen machen, wie das orthodoxe Ritual vorschreibt, solange ich über Sein Kreuz sprechen darf.“

Ich begleitete ihn nach Sibiu. Er war immer noch schwach, und man mußte etwas finden, worauf er sich während des Sprechens setzen konnte. Es wurde beschlossen, den Thronstuhl des Metropoliten herbeizuschaffen. Als dies bemerkt wurde, entstand das Gerücht, der Metropolit werde selber predigen. Statt dessen kam dieser Mann, der, wie es hieß, ein Jude war.

Richard machte nicht nur das Zeichen des Kreuzes, er predigte über das Kreuz und seine Bedeutung. Die Predigt hatte, oberflächlich betrachtet, keinen politischen Inhalt. Die in der Kirche anwesenden Spitzel meldeten indessen jedes Wort, und die Geheimpolizei verstand den verborgenen Sinn oft besser als einige Christen.

Als Richard das nächste Mal im Rahmen einer Vortragsreihe zu Studenten der Universität von Cluj sprach, wurde einer der höchsten Beamten des Kultusministeriums hingesandt, um zuzuhören. Dieser berichtete, Richards Vorlesungen seien eine „Sturmflut des Aufruhrs“. Der Aufruhr bestand in der Tat darin, daß

Richard jedes einzelne der marxistischen Argumente gegen die Religion aufzählte und widerlegte. Der lutherische Bischof mußte unter Druck und gegen seinen Willen Richard das Recht, in Rumänien zu predigen, wieder entziehen. Richard hatte es sechs Wochen lang besessen.

Der Vertreter des Kultusministeriums sagte an der nächsten Tagung der lutherischen Pfarrer mit haßerfüllter Stimme: „Wurmbrand ist erledigt, erledigt!“ Dann verließ er die Tagung.

Wenige Minuten später kreischten Bremsen, und es gab einen fürchterlichen Krach. Dieser Mann war von einem Wagen, der unbegreiflicherweise auf den Bürgersteig gefahren war, gerammt und gegen die Mauer gequetscht worden.

Richard fuhr im geheimen mit Predigen fort. Er eilte von Ort zu Ort. Er sprach kurz in kleinen Gotteshäusern und an Versammlungen der Untergrundkirche und verließ sie dann so rasch, daß es niemand der Polizei rechtzeitig melden konnte. Er verließ die Wohnung, ohne selbst mir zu sagen, wohin er gehe, und ich lebte in ständiger Angst.

Mihai nannte ihn das „Prediger-Gespenst“, wußte aber, daß es ein trauriger Scherz war, denn jeden Augenblick konnte Richard verhaftet werden.

Noch vor Jahresende kam es zu den Volksaufständen in Polen und Ungarn, die niedergeschlagen wurden. Das „Tauwetter“ war von kurzer Dauer gewesen.

Aber in den vier Monaten zwischen Richards Freilassung und den Oktoberaufständen hatten wir eine Gnadenfrist. Einem kleinen theologischen Seminar in Sibiu wurde die Ausbildung einiger neuer Pfarrer gestattet. Mihai entschloß sich zum Eintritt.

Er war jetzt achtzehn und hatte einen stählernen Charakter. Er besaß nur wenig Ähnlichkeit mit dem Knaben, den Richard vor so vielen Jahren hatte zurück-

lassen müssen. Inzwischen war er durch heftige geistige Kämpfe und physische Not hindurchgegangen. Aber trotz aller Zweifel und trotz ideologischer Bearbeitung seitens der Kommunisten war er Christ geblieben.

Richard half ihm nun bei der Festigung seines Glaubens. Von Anfang an jedoch sagte Mihai: „Vater, ich liebe und achte dich. Aber du bist du, und ich bin ich. Wir denken nicht über alles gleich. Ich besitze meine eigene Persönlichkeit!“

Mihai bestand alle Hochschulprüfungen, obwohl er seit seinem fünfzehnten Jahr ohne jeden regelmäßigen Unterricht geblieben war. Jetzt sollte er Pfarrer werden.

Richard fragte: „Bist du sicher, daß du in dieses Seminar eintreten willst? Ich kann es wirklich keinem jungen Mann empfehlen.“

„Warum nicht?“

„Weil die Art und Weise, wie heutzutage an den Seminaren gelehrt wird, meistens rein destruktiv ist. Du wirst nicht die Liebe zu Gott oder zur Bibel gelehrt oder den besten Weg, den Heiligen nachzueifern. Du wirst die Bibel zergliedern, wirst das Wort Gottes anagen. Es könnte Gift für deine Seele sein. Einige der Professoren sind Heilige, andere dagegen alles andere als das.“

Aber Mihais Entschluß stand fest.

Als er in den Weihnachtsferien heimkam, erlitt ich einen argen Schrecken. Beim Familiengebet las Richard etwas aus dem Evangelium vor, worin Jesus das Alte Testament erwähnt.

„Ich glaube nicht, daß dies der Sinn der Stelle ist“, sagte Mihai. „Jedenfalls besaß Jesus nicht die Kenntnisse, die zu einer korrekten Auslegung des Alten Testaments nach wissenschaftlichen Gesichtspunkten erforderlich sind.“

„Wirklich nicht?“ sagte ich. Ich hätte weinen mögen.
„Seien wir dankbar dafür.“

Mihai überwand sein anfängliches Ungestüm. Wir redeten mit ihm, und zuletzt bekämpfte er die modernistischen oder kommunistisch inspirierten Lehren einiger seiner Professoren, was ihm viele Unannehmlichkeiten verursachte.

Sein Ideal war es damals, Missionar in Indien zu werden. Er studierte indische Religionen und hinduistische Praktiken. Ich war etwas erschrocken, als ich sah, wie er nach den Vorschriften des Hata-Yoga während einiger Minuten auf dem Kopf stand. Ich fragte: „Glaubst du nicht, Gott habe die Beine zum Stehen geschaffen?“

Um seine Dissertation zu schreiben, begann er mit dem Studium nonkonformistischer britischer Prediger, Booth und Spurgeon, Männer, die wenig von der offiziellen Theologie hielten.

Die Kommunisten wünschten die Schule offenzuhalten, um den Westen zu beeindrucken (Rumänien war soeben dem Weltrat der Kirchen beigetreten). Jedoch sollten sie möglichst wenig Studenten besuchen. Als sich vierhundert anmeldeten, waren die Behörden bestürzt. Sie ließen die Burschen wissen, daß ihre Väter ihre Arbeitsplätze verlieren würden, falls die Bewerbung aufrechterhalten bleibe. So verzichteten viele „freiwillig“. Im Jahre 1965 gab es am lutherischen Seminar von Cluj nur fünf Studenten. Sechs besuchten das Baptistenseminar in Bukarest.

Mihai brachte es fertig, drei Jahre lang in Sibiu Theologie zu studieren. Es gab dort eine gute Bibliothek, und einige der Professoren waren vortreffliche Männer. So war er nicht zu Hause, als sein Vater zum zweitenmal verhaftet wurde. Wir wußten, daß es so kommen mußte.

Die neue Terrorwelle begann 1958. Und wir erkann-

ten nun alle, wie wir getäuscht worden waren. Viele hatten tatsächlich geglaubt, die Kommunisten seien daran interessiert, mit dem Westen zu einer Art Verständigung zu gelangen. Daß sie milder werden würden. Die Leute hatten die ganze Betrügerei in der Vergangenheit miterlebt. Trotzdem waren sie sich jetzt nicht bewußt, in welchem Umfang sie erneut belogen wurden.

Im Juli 1958 wurde eine Reihe von Gesetzen erlassen, die härter waren als alles, was bis dahin in den Satellitenstaaten gegolten hatte. Die Todesstrafe wurde für zahlreiche kleinere Verfehlungen eingeführt und im Herbst freigebig angewandt. Wieder begannen Massenverhaftungen. Tausende wurden zur Sklavenarbeit an staatlichen Projekten verschickt, wie etwa die Trockenlegung der Sümpfe im Donaudelta. Alle jugendlichen Delinquenten (das heißt junge Leute, die die Regierung kritisierten) wurden „zum Schilf“ gesandt.

In der Beamtenschaft begann eine neue Säuberung. Alle, deren Herkunft sozial zweifelhaft war und die während der „Tauwetterperiode“ eine Stelle gefunden hatten, wurden jetzt entlassen. Durch eine Verordnung wurden sie und ihre Kinder von der Arbeit in allen staatlichen Dienststellen ausgeschlossen.

Der Kampf gegen die Religion wurde erneuert. Auf Chruschtschews Befehl wurden in ganz Osteuropa Kirchen geschlossen und Priester verhaftet. Dies geschah im Rahmen eines Siebenjahresplans zur „Beseitigung der Spuren des Aberglaubens“.

Unsere Dachwohnung bildete jetzt mehr denn je einen Mittelpunkt für die Untergrundkirche. Das mußte mit der Zeit auffallen. Jeden Abend betete Richard: „Gott, wenn du einen Gefangenen weißt, für den ich von Nutzen sein könnte, sende mich ins Gefängnis zurück.“

Zu diesem Gebet sagte ich zögernd Amen.

An einem Dienstagabend im Januar 1959 kam eine Frau unserer Kirche, in Tränen aufgelöst, zu uns. Sie

hatte sich vor einer Woche einige Exemplare von Richards Predigten ausgeborgt. Hunderte solcher vervielfältigter Exemplare zirkulierten in ganz Rumänien. Das war vollkommen gesetzwidrig. Nun hatte die Polizei die Wohnung der Frau durchsucht und die Predigten mitgenommen.

Einer unserer Gewährsmänner in der Partei teilte uns ferner mit, daß Richard von einem jungen Pfarrer, der einmal unser bester Freund gewesen war, denunziert worden sei. Richard hatte ihn um 12 Uhr nachts geheim getauft, dies, als Judentaufen verboten waren. Richard hatte seine Trauung gehalten, ihn zum Diakonen geweiht, war Taufpate seiner Kinder gewesen. Nun war der Pfarrer vielleicht erpreßt worden, vielleicht unter Androhung von Gefängnis zur Unterschrift genötigt worden. Wie dem auch sei, er tat es, und ich habe seine Beweggründe nicht zu beurteilen. Er war unser Liebling, und es ist besser, ihn einfach weiterzulieben. Wir freuen uns, daß er jetzt in Deutschland als Pfarrer mit dem Worte Gottes dienen kann. Es gibt ja Sündenvergebung.

Mittwoch, den 15. Januar pochte um ein Uhr früh die Polizei an unsere Tür und stürzte in unsere Wohnung, noch ehe wir hatten aufstehen können. Das Licht wurde angedreht.

„Sie sind Richard Wurmbrand. Gehen Sie ins andere Zimmer und bleiben Sie dort.“

Die winzige Wohnung war angefüllt mit Männern, die Schränke öffneten, Schubfächer herausrissen, Papiere auf den Boden warfen. Auf Richards Schreibtisch fanden sie Notizen, mit Schreibmaschine geschriebene Predigten, abgenützte Bibeln. Alles wurde beschlagnahmt.

Dann entdeckten Sie das Geschenk, das ich zum Hochzeitstag erhalten hatte, das Notizbuch, in das Richard und Mihai Verse an mich eingetragen hatten.

„Bitte nehmen Sie das nicht. Es ist ein persönlicher Gegenstand, ein Geschenk. Für Sie ist es wertlos.“

Sie nahmen es.

Der Hauptmann, der die Durchsuchung leitete, brachte Richard in Handschellen aus dem anderen Zimmer.

Ich sagte: „Schämen Sie sich nicht, unschuldige Menschen so zu behandeln?“

Richard trat auf mich zu. Sie packten ihn an den Armen. Er sagte warnend: „Ich werde dieses Haus nicht kampflos verlassen, sofern Sie mir nicht gestatten, meine Frau zu umarmen.“

„Laßt ihn los!“ sagte der Hauptmann.

Wir knieten zusammen zum Gebet nieder, umstanden von den Geheimpolizisten. Dann sangen wir ein Kirchenlied: „Ein feste Burg ist unser Gott . . .“

Eine Hand legte sich auf Richards Schulter. „Wir müssen gehen. Es ist schon fast fünf Uhr“, sagte der Hauptmann. Aber er sprach ruhig, und seine Augen waren feucht.

Ich folgte ihnen die Treppe hinab. Richard wandte den Kopf um und sagte: „Sage Mihai und X (der Pfarrer, der ihn denunziert hatte), daß ich sie liebe.“ Sie stießen ihn in einen Polizeilastwagen.

Als dieser wegfuhr, begann ich laut „Richard, Richard“ zu rufen.

Ich lief dem Wagen nach, rufend und weinend. Die vereiste Straße entlang. Der Wagen verschwand um eine Ecke. Ich mußte stehenbleiben, atemlos und verwirrt.

Als ich zurückkehrte, stand die Wohnungstür offen. Weinend fiel ich nieder.

Ich schrie laut heraus: „Herr, ich gebe meinen Gatten in deine Hände. Ich vermag nichts, du aber kannst durch verschlossene Türen gehen. Du kannst Engel zu ihm senden. Du kannst ihn zurückbringen!“

Ich saß weinend im Dunkeln, bis der neue Tag an-

brach. Dann begann ich, mich an das zu erinnern, was ich weiter tun mußte. Alice kam mich besuchen. Ich sagte: „Sie haben mir meinen Richard wieder geraubt.“

Neuer Terror

Zuerst mußte Mihai davon unterrichtet werden. Es würde nicht leichtfallen. Er hatte so viele Tragödien erlebt. Und die Nachricht mußte vor Spitzeln an der Universität geheimgehalten werden, da Mihai sonst ausgeschlossen worden wäre. So durfte ich nicht selber nach Sibiu gehen. Dort kannten sie mich.

Früh am nächsten Morgen bestieg Alice den Zug und wartete in einem kleinen Park in der Nähe der theologischen Fakultät darauf, daß Mihai vorbeikommen würde. Sie wagte keinen der anderen Studenten nach ihm zu fragen. Wenn sie ihren Besuch gemeldet hätten — es bedeutete ein Vergehen, dies zu unterlassen —, so wäre die Neuigkeit bekannt geworden.

Sie konnte lediglich hoffen, Mihai werde diesen Weg entlangkommen. Es war bitterkalt im Park. Schnee lag auf den Ästen der Bäume und auf den Bänken. Gegen Abend kam Mihai.

„Ja“, sagte er, „ich habe es erwartet. Sage Mutter, ich würde sogleich heimkommen. Sie werden sie vielleicht auch festnehmen.“

„Aber dein Studium. Fast drei Jahre lang hast du gearbeitet . . .“

„Was hat das zu bedeuten? Manchmal sind es Pfarrer mit Diplomen, die das verraten und zerstören, was die wahren ‚Menschenfischer‘ aufgebaut haben. Besser ohne Diplome. Ich werde ohnehin bald hinausgeworfen, wenn sie sich dazu aufgelegt fühlen.“

Alice kehrte sehr spät in meine Wohnung zurück und erzählte mir alles, was er gesagt hatte.

Ich sah Richard noch einmal, ehe er für weitere sechs Jahre verschwand. Ein Prozeß fand statt. Verwandte durften den Verhandlungen beiwohnen. Die Partei war seit den stürmischen Tagen von 1948 etwas formalistischer geworden. „Wir sperren niemand grundlos ein“, erklärten sie der Welt gegenüber. „Wir haben unsere Gerichtshöfe, unsere Richter.“

Da saßen sie, ihrer fünf, auf einer erhöhten Plattform unter einem roten Banner mit der Aufschrift: „Gerechtigkeit für das Volk im Dienste des Volkes.“ Darüber Bilder von Gheorghiu-Dej und anderen wohlgenährten Parteigesichtern.

Volksfeinde kamen zu einer Tür herein und gingen zu einer anderen hinaus — Anklageschrift verlesen, Verteidigung angehört, Urteil gefällt, alles innerhalb von Minuten. Geistliche, Bauern, Zigeuner, Journalisten zogen vorüber wie auf einem Förderband.

Ein Straßenfeger hatte sich betrunken und im Rausch geschrien: „Gheorghiu-Dej ist ein alter Idiot. Er sollte wieder seine Lok führen.“ (Dej war ein ehemaliger Eisenbahner.) Der Gerichtshof deutete an dieser Beleidigung herum, bis schließlich der Verteidiger um Milde bat. „Zwei Jahre“, sagte der Vorsitzende. Der Straßenfeger ging hinaus. Richard kam herein.

Weder er noch ich hörten auch nur ein Wort von dem, was nun folgte. Wir sahen einander einfach an. Es hätte das letzte Mal sein können.

Mihai erzählte mir nachher, es habe sich um eine Wiederholung des früheren, geheimen Prozesses aus dem Jahre 1951 gehandelt. Die Begnadigung wurde widerrufen. Als er hinausging, wandte Richard den Kopf und lächelte mir noch einmal fröhlich zu. Das Ganze hatte ein paar Minuten gedauert.

Der Gerichtsschreiber, ein erschöpft aussehender Mann, überbrachte mir ein Dokument. Darin wurde ausgeführt, daß R. Wurmbrand, geboren 1909 usw. usw.

zu fünfundzwanzig Jahren verurteilt worden sei. Eine Straferhöhung um fünf Jahre.

Später stellte sich heraus, daß das Urteil zudem eine hohe Geldstrafe sowie die „gesetzlichen Kosten“ umfaßte. Unser gesamter Besitz wurde erneut eingezogen. Dies widerfuhr allen Familien politischer Gefangener. Wir besaßen kein Geld. Zwei Beamte des Steueramtes kamen in die Wohnung, um einzukassieren. Schließlich gingen sie weg und nahmen die wenigen besseren Sachen mit, die wir seit meiner Freilassung im Jahre 1953 hatten anschaffen können.

Sie ließen uns die Betten, einen Tisch und zwei Stühle. Wir hielten uns für recht glücklich. Aber in den nächsten sechs Jahren kamen sie immer wieder, forderten Geld, beschlagnahmten. Sommers und winters kämpfte ich mit der Bürokratie um unsere wenigen ärmlichen Habseligkeiten.

Es war eine Zeit rasender Angst. Täglich wurden Freunde verhaftet. Fast alle unsere Lieben waren wieder im Gefängnis. Aus allen Landesgegenden besuchten uns Bekannte, die Beispiele von Terror, von der Schließung von Kirchen, von der Entführung von Menschen erzählten.

Damals, als dies an uns herantrat, unternahm Chruschtschew seine „eisbrechende“ Reise in die Vereinigten Staaten, und man sprach davon, daß eine große Gipfelkonferenz im Mai 1960 in Paris stattfinden solle.

In der Wohnung von Fräulein Landauer erörterten wir die Aussichten.

Du wirst sehen, Sabine, nach dieser Konferenz wird dein Mann freigelassen werden. Sie werden eine Übereinkunft erzielen. Die Gefängnistore werden sich öffnen!“

In diesem Augenblick läutete das Telefon. Ein Nachbar teilte uns mit, daß die Polizei in unserer Dachwohnung sei.

„Gehen Sie heute nacht nicht heim! Sie würden bestimmt verhaftet. Sie haben Alice bereits festgenommen.“

Alice war vielleicht die selbstloseste, großherzigste Frau, die ich kannte. Alles hatte sie anderen gegeben. Sie sorgte für die Kinder politischer Häftlinge, Kinder, die buchstäblich auf die Straße gestellt waren. Hierin bestand ihr Verbrechen.

Weil sie es im Verhör ablehnte, Freunde zu denunzieren, wurde sie furchtbar geschlagen. Sie erlitt Knochenbrüche, und Zähne wurden ihr ausgeschlagen. Dann erfolgte ihre Verurteilung zu acht Jahren Gefängnis. Jetzt ist sie im Westen. Die Hilfsaktion Märtyrerkirche hat sie für 15 000 DM losgekauft.

Die Durchsuchung unserer Wohnung dauerte in dieser Nacht volle zwei Stunden. Wie es in solchen Fällen durchaus üblich war, wurde neben Alice noch ein Mädchen verhaftet, das zufällig bei uns hatte vorsprechen wollen.

Später kehrten wir in unsere zerstörte Wohnung zurück. Kleider und Papiere lagen zerstreut herum. Die Betten waren umgeworfen, sogar die Matratzen aufgeschlitzt.

Mihai sagte: „Weißt du, was sie mitgenommen haben? Die große Rheumakur!“

Die alte Frau Tomasiu hatte Seite um Seite eines Buches abgeschrieben, in dem ein deutscher Arzt eine recht zweifelhafte Heilmethode für Rheumatismus beschrieb. Sie hatte darauf bestanden, mir die Abschrift zu leihen.

„Ein sehr seltenes Buch, meine Liebe. Ich konnte es nur für einen Tag borgen. Verlieren Sie deshalb meine Aufzeichnungen unter gar keinen Umständen.“ Ich hatte große Mühe, ihr zu erklären, daß sie von der Geheimpolizei beschlagnahmt worden waren. Und wahrscheinlich vermochte ich sie nicht ganz zu überzeugen.

Stunden und Tage verwandten wir darauf, um bei der Polizei in Erfahrung zu bringen, was mit Alice geschehen war und mit anderen Freunden, die verhaftet worden waren. Selten hatten wir Erfolg. Sie verschwanden im bodenlosen Abgrund der Kerker. Vielleicht würden wir eines Tages etwas von ihnen hören. (Über das Schicksal von Alice erfuhren wir erst lange nach ihrer Verhaftung etwas.)

Es schien, daß alle unsere nächsten Bekannten fortgingen.

Da war der ältliche Herr Trifu, der bei Mihai die Stelle eines Großvaters eingenommen hatte. Er war Dichter, ohne höhere Schulbildung, ein Landmann, der Lyrik von himmlischer Schlichtheit und Tiefe schuf. Mihai war sozusagen auf seinem Schoß groß geworden.

Und Nailescu, vielleicht der größte Komponist religiöser Musik des Landes. Seine Frau und seine vier Kinder wurden nach seiner Verhaftung aus der Wohnung vertrieben.

Und Pfarrer Armeanu. Ich habe Menschen im Westen seine Geschichte erzählt. Sie glaubten, ich scherze. Er wurde zu zwanzig Jahren verurteilt, weil er über den Text „Werft das Netz auf der rechten Seite des Schiffes aus“ gepredigt hatte.

„Aha!“ sagten die Kommunisten. „Warum nicht auf der linken Seite? Imperialistische Propaganda.“

Ein Spitzel berichtete über die Predigt. Sie bildete den Vorwand für die Verhaftung des Pfarrers.

Armeanu ließ seine Frau und fünf kleine Kinder zurück. Sie wurden in eine öde Gegend des Baragan deportiert. Eines Tages kam Frau Armeanu erschöpft und krank an unsere Tür. Wir nahmen sie bei uns auf. Sie fiel uns nicht zur Last. Im Gegenteil, ihre süße Natur, die alles klaglos ertrug, half uns allen.

Aber nun waren wir fünf.

Der Mann, den wir alle im Verdacht hatten, daß er

Pfarrer Armeanu angezeigt habe, besuchte eine Versammlung der Untergrundkirche.

Frau Armeanu flüsterte: „Lasse ihn. Er wurde gezwungen, es zu tun.“ Sie wollte verzeihen und vergessen.

Aber ich stellte ihn zur Rede: warum er das getan habe?

Er brauste auf: „Die Behörden bedrängten mich während Monaten. Immerhin habe ich nichts Unwahres gezeugt. Er hatte die Dinge gesagt, die ich berichtete. Und selbst, wenn ich damit einverstanden bin, so waren sie doch gegenrevolutionär. Ich tat nichts als meine Pflicht.“

„Dann stehen Sie also auf der Seite eines Regimes, das vor nichts zurückschreckt? Das Unschuldige verhaftet und tötet, das Kinder mit Atheismus vergiftet?“

Er wand sich vor Verlegenheit. „O nein, natürlich nicht.“

„Warum teilten Sie ihnen denn nicht mit, daß Sie selber gegen das Regime eingestellt seien, statt dies von einem Ihrer Brüder zu sagen?“

Mein Herz war voll Bitterkeit. Ich wußte, daß Pfarrer und Freunde für Richards Verhaftung mitverantwortlich waren. Sie liebten sich selber mehr als die Grundsätze, die sie predigten. Ich kämpfte mit mir, da ich fühlte, wie Haß gegen jene, die mir meinen Gatten weggenommen, in mir aufstieg. Meinen Gatten und so manchen anderen Hausvater. Ich betete, konnte aber keinen Frieden finden.

Dann schnitt Marietta irgendwo ein Bild von Christus am Kreuz heraus. Die Reproduktion eines italienischen Meisterwerks. Häufig suchte mein Blick die Stelle, wo es an die Wand geheftet war. Und jedesmal fielen mir seine letzten Worte ein: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun.“ Und auch: „Mich dürstet.“

Wie sie, die Verräter, nach Vergebung dürsteten! Die ich ihnen nicht gewähren wollte. Die ich in meiner Verbitterung zurückhielt.

Und bei diesem Gedanken vollzog sich eine Wandlung in mir. Ich wußte, daß sogar für Heilige der Tag kommen mochte, an dem die Eigenliebe stärker wird als die Liebe zu Gott. Der lutherische Bischof Müller, unser treuer Freund, pflegte zu sagen, daß diejenigen, die von anderen Verräter genannt werden, in Gottes Augen vielleicht nur schwache Heilige seien. Er sagte es, ohne sich darum zu kümmern, daß ihn andere deshalb für einen schwachen Bischof hielten. Ich beschloß, Liebe zu spenden und kein Entgelt dafür zu erwarten.

Im Winter 1960 begann es schon früh zu schneien. Die Straßen waren weiß, und niemand ging aus, wenn er es vermeiden konnte. Bei uns war eine Fensterscheibe geborsten. Mihai nagelte ein Stück alten Teppichs an den Rahmen, aber nichts vermochte den heulenden Wind aufzuhalten. Auch unter der Tür hindurch zog es herein.

„Wir könnten ebensogut draußen sitzen“, sagte Marietta, „hier drinnen ist's um nichts wärmer.“

Der Teppich dämpfte das Licht, und trotz der Zugluft war die kleine Dachwohnung des Nachts schaurig dumpfig, wenn fünf Personen darin schliefen.

Hatte ich nichts für die Untergrundkirche zu tun, so schleppte ich mich durch die Straßen, von einer Amtsstelle zur anderen, um eine Fristverlängerung für die Bezahlung der Buße zu erwirken, die über Richard verhängt worden war. Sofern nicht ein bestimmter Betrag innerhalb einer kurzen Frist bezahlt würde, kämen sie alles holen, was uns noch geblieben war. Ich saß auf Bänken in zugigen Gängen und wartete darauf, vorgelassen zu werden, um Dutzende verwickelter Formulare auszufüllen.

Doch nichts half.

Eines Tages hämmerten zwei Steuerbeamte an die Tür. Mihai öffnete und rief mich. Sie verlangten mehr Geld. Ich konnte nicht zahlen? Zu dumm. Sie würden ein Verzeichnis aller Gegenstände aufnehmen, so daß ich sie zurückverlangen könne, sobald ich das Bargeld beisammen haben würde.

„Das wird Sie nicht lange aufhalten“, sagte ich.

Sie schrieben Stühle auf, Tische, Eßbesteck, sogar den Kasten eines alten Grammophons, dessen Werk fehlte. Ein Überbleibsel aus der Zeit, da Mihai Instrumente flickte. Die Betten beließen sie uns, sie waren nicht mehr transportfähig.

„Kleiner brauner Teppich“, sagte der eine Beamte und zog daran. Ein eisiger Wind piff herein.

„Nein, das betrachten wir als Teil des Fensters“, sagte er dann. „Es schlafen Leute hier.“ Und sie befestigten den Teppich wieder am Fenster.

Ich dankte ihnen, aber das war ein Mißgriff. Es erinnerte sie an ihre Pflicht.

„Sie haben drei Tage Zeit zu bezahlen. Sonst verfällt das Pfand.“

Und fort waren sie.

Ich verbrachte den nächsten Tag mit dem Versuch, den zuständigen Beamten zu finden. Schließlich kam ich an die Reihe. Er saß in einer Kammer mit Pappwänden.

„Soll das heißen, daß man noch nicht alles weggeschafft hat?“ Er war wütend. „Was geht's mich an, was Sie nachher tun? Die Verfügung des Gerichts ist klar. Entweder zahlen Sie sofort, und zwar alles, oder Ihr Besitz wird beschlagnahmt. Sie können nicht zahlen? Gut. Morgen werden die Gerichtsvollzieher als erstes bei Ihnen vorbeikommen.“

Ich stieg die Treppe hinab, unfähig, die Tränen zurückzuhalten. Schaudernd und hustend zögerte ich einen Augenblick in der großen Halle, bevor ich mich auf die

eisige Straße hinauswagte. Da berührte jemand meinen Arm.

Ein großer, bebrillter Mann in dunklem Anzug war mir gefolgt. Ich dachte, er sei ein Beamter, der mir eine neue Drohung überbrächte. Er sah sich hastig um.

„Ich kenne Ihren Fall“, sagte er. „Nehmen Sie dies hier.“

Dann kehrte er rasch dorthin zurück, woher er gekommen war.

Ich betrachtete die zusammengefalteten Geldscheine, die er mir in die Hand gesteckt hatte. Genug, um uns die Beamten während Wochen vom Halse zu halten!

Mein Herz war erfüllt von tiefer Ruhe, als ich heimwärts ging. Der aufgeweichten Schuhe, der erstarrten Hände, der Erschöpfung achtete ich überhaupt nicht. Wer konnte dieser freundliche, dieser hochherzige Mann sein, der mir ein Zeichen der göttlichen Liebe gebracht hatte?

Mihai stellte vorsichtige Ermittlungen an und fand heraus, daß es sich um einen Steuerbeamten handelte, einen unserer Freunde von der Untergrundkirche. Wir durften uns nicht treffen — das wäre zu gefährlich gewesen —, aber jeden Monat sandte er uns von nun an, solange Richard im Gefängnis war, einen Teil seines kleinen Gehalts.

Mihai war, wie erwartet, vom Seminar ausgeschlossen worden. Unser Freund, Bischof Müller, unternahm alles, um ihn zu halten. Dr. Müller wurde von vielen seiner lutherischen Pfarrkinder wegen seiner offenen Zusammenarbeit mit den Kommunisten verachtet. Die Kommunisten hatten ihm sogar Auszeichnungen gegeben. Sie ahnten nicht, daß er der Untergrundkirche über jede seiner Besprechungen mit hohen Beamten berichtete. Ingeheim unterstützte und beschützte er auch die Familien christlicher Märtyrer. Ich darf dies heute

offen sagen, denn er ist inzwischen gestorben. Solange er lebte, griff ich ihn im Westen an. Dies half ihm, Bischof zu bleiben und den Verfolgten nützlich zu sein. Er verstand sehr gut, was ich tat. Gläubige Kirchenleiter im Osten betteln um unsere Angriffe. Sie sind ihr Bollwerk.

Mihai gelang es, sich an der Fakultät für Maschinenbau zu immatrikulieren. Natürlich erwähnte er nicht, daß er der Sohn eines politischen Gefangenen war.

„In einigen Monaten werden sie es herausgefunden haben“, sagte er. „Dann werde ich hinausgeworfen und kann etwas anderes unternehmen.“

Ich versuchte, mit Heimarbeit etwas Geld zu verdienen. Ich trieb eine alte Strickmaschine auf, die eigentlich zur Herstellung von Wolljacken und gestrickten Überziehern bestimmt war. Leider funktionierte sie nicht.

Der Bekannte, der sie mir gegeben hatte, erkannte bald, daß er zusammen mit der Maschine auch sich selber verschenkt hatte. Er war Mechaniker, und es verging kaum ein Tag, an dem ich ihn nicht um eine Ausbesserung bitten mußte.

Schließlich sagte er: „Die Lager sind hin.“

„Was bedeutet das?“

„Das bedeutet, daß wir das Ding zum alten Eisen werfen. Ich kann keine Ersatzteile beschaffen.“

„Wie schade.“ Meine Pullover hatten sich gut verkaufen lassen, obwohl sie manchmal einen etwas ungewöhnlichen Schnitt aufwiesen.

„Ich werde mich umsehen. Vielleicht kann ich Ihnen billig eine andere verschaffen.“

Eine Woche später brachte er zwei einfachere Maschinen, auf denen man Socken stricken konnte. Jetzt waren wir fleißig, Frau Armeanu und ich. Ein Problem bildeten die Nadeln. Sie brachen oft, und im neuen Rumänien konnten sie einfach nicht ersetzt werden.

Alle Vorräte wanderten in die Fabriken. Der Mechaniker versuchte, einige von seinem Arbeitsplatz mitzunehmen. Aber die Angestellten wurden beim Weggehen durchsucht. Ich darf ihn nicht der Gefahr aussetzen, wegen Diebstahl von Nadeln ins Gefängnis geworfen zu werden. So mußte die Sockenherstellung oft monatelang eingestellt werden.

Wir hatten einen schwarzen Markt für Socken. Da niemand ohne staatliche Bewilligung Waren verkaufen durfte (es war ungesetzlich, etwas privat herzustellen), setzte sie unser Freund beim Fabrikeingang oder an Autobushaltestellen ab. Überall, wo er durch eine Menschenmenge gedeckt war.

Schließlich mußten wir aufgeben. In den sechziger Jahren wurden die wirtschaftlichen Schranken zwischen Ost und West abgebaut. Rumänien erhielt aus dem Westen Maschinen und technische Anleitungen. Als Nylon-Socken auf dem Markt erschienen, fanden die meinen keinen Absatz mehr. Ich war ganz froh darüber.

Ich wandte mich der Erteilung von Sprachunterricht zu.

„Genossin Sabine Wurmbrand?“

Ein junger Mann in dunklem Regenmantel stand vor unserer Tür. Es war bereits Abend.

„Ich bin Frau Wurmbrand.“

„Sie haben morgen um neun Uhr vormittags auf dem Innenministerium vorzusprechen. Sie werden der Wache diese Karte vorweisen und nach dem darauf vermerkten Zimmer verlangen.“ Er starrte mich kalt an. „Gute Nacht!“ Und polterte die Treppe hinab.

Solche Vorladungen waren besonders beängstigend. Besucher des Innenministeriums blieben gewöhnlich auf unbestimmte Zeit dessen Gäste. Hatte mich jemand denunziert? Wir bildeten eine traurige kleine Familie in jener Nacht.

Am nächsten Morgen packte ich früh einige Toilettenartikel und warme Kleider in ein Köfferchen. Ich sagte allen Lebewohl und ging fort.

Das Büro war fast prächtig zu nennen mit Teppich und Vorhängen und hübschen Sekretärinnen. An den Wänden hingen gutgerahmte, farbige Bilder von Lenin und Konsorten. Hinter einem Schreibtisch, so groß wie ein Konzertflügel, saß ein schwerfälliger, etwa vierzigjähriger Mann in Zivilkleidung.

„Setzen Sie sich, Genossin Wurmbrand.“ Er deutete auf einen Lehnstuhl. „Wir ließen Sie herkommen, weil wir an Ihrem Fall interessiert sind. Erzählen Sie mir von Ihnen und Ihrer Familie. Seien Sie unbesorgt. Nichts wird hinausdringen. Sie haben einen Sohn (er warf einen Blick auf die Papiere, die er vor sich hatte) Mihai . . . Wie steht es mit seinem Studium . . .?“

Ich erfaßte die Lage. Es handelte sich um einen weiteren Versuch, mich zur Scheidung zu veranlassen. Nachdem man mit Drohungen nicht zum Ziel gelangt war, wollte man es mit Höflichkeit versuchen.

Der Beamte gab sich verbindlich und vertrauenerweckend. Lehnte bequem im Sessel zurück.

Ich antwortete: „Ich liebe meinen Mann und bleibe seine Gattin, was auch geschehen mag. Wir sind für immer vereinigt.“

„Nun, ich möchte Ihnen einen kleinen Vorschlag unterbreiten. Sie wünschen, daß Ihr Kind seine Ausbildung vollenden kann. Sie wünschen eine Arbeitsbewilligung, Sie wollen Ihr eigenes Leben leben. All das können Sie haben, sehr leicht sogar. Lassen Sie uns Ihre Identitätskarte hier. In achtundvierzig Stunden senden wir sie zurück, in Ihrem eigenen Namen berichtet. Vergessen Sie die großen Worte wie Ehescheidung. Der Staat verlangt lediglich eine kleine Formalität von Ihnen. Ist es nicht das klügste, was Sie tun können?“ Er hielt inne und spielte mit dem Blei-

stift. „Natürlich — wenn Sie nicht mit uns zusammenarbeiten, so gibt es auch andere Wege. Was wir erreichen wollen, das erreichen wir . . .“

Ich schaute dem politischen Beamten fest in die Augen.

„Angenommen, Sie befänden sich selber eines Tages im Gefängnis wie so viele andere Beamte. Wollten Sie alsdann, daß sich Ihre Frau scheiden ließe?“

Bei diesen Worten schnellte er empor. Dann explodierte er.

„Wissen Sie nicht, wo Sie sind, wer ich bin? Wie dürfen Sie es wagen, mir Fragen zu stellen?“ Er schleuderte den Bleistift in den Kamin. „Hinaus jetzt, hinaus! Und vergessen Sie nicht, was ich Ihnen gesagt habe! Verstanden?“

Ich nahm meinen kleinen Koffer und ging ohne Antwort zur Tür.

„Verstanden?“

Auch er hatte jedoch verstanden, denn dies war der letzte Versuch, mich zur Scheidung von Richard zu bewegen.

Statt dessen teilten sie mir mit, er sei tot.

Das geschah bei zwei Gelegenheiten.

Das erstemal sprachen zwei verhärmte junge Männer bei mir vor. Sie erklärten, sie seien entlassene Gefangene. Ich glaube, das waren sie auch. Aber sie konnten mir nicht in die Augen sehen. Als sie davon anfangen, sie hätten Richard im Gefängnis gesehen, war mir sofort klar, daß ich es mit Provokateuren zu tun hatte.

„Armer Pfarrer Wurmbrand“, sagte der mutigere der beiden. „Wir wissen nicht genau, was mit ihm geschehen ist. Er war zuletzt sehr bedrückt. Wollte mit niemand reden. So hörten wir jedenfalls im Gherla-Gefängnis.“

„Was wollen Sie mich glauben machen? Daß er Selbstmord beging?“

„Man kann nie wissen. Aber fest steht jedenfalls, daß er mit den Füßen voran hinausgetragen wurde. Und wer könnte ihm einen Vorwurf machen, wenn er es getan hätte?“

Er versuchte, listig zu sein, hätte aber keine dümmere Lüge ersinnen können.

„Armer Pfarrer Wurmbrand. Ein wahrer Heiliger ist er gewesen. Alle sagten es.“

„Bitte gehen Sie jetzt!“ Ich wußte nichts anderes zu sagen.

„Frau Wurmbrand, wir möchten Ihnen noch sagen, wie tief wir bedauern . . .“

„Bitte gehen Sie!“

Sie sahen schrecklich schuldbewußt und beschämt aus. Wahrscheinlich hatten sie es um einer Rationskarte willen getan, oder weil ihnen dafür Arbeit versprochen worden war.

Das zweitemal wurde amtlich erklärt, Richard sei tot. Die Mitteilung erfolgte jedoch nicht unmittelbar an mich. Ein Polizist in Zivil sprach bei einer unserer Bekannten vor. Sie möchten die traurige Nachricht Frau Wurmbrand nicht selber überbringen. Ob die Freundin so gütig sein wolle? Dann möge sie einfach sagen, Pfarrer Wurmbrand sei nach mehrwöchiger Krankheit gestorben und im Gefängnis begraben worden.

Ich war froh, daß mir ein zweites, so widerliches Gespräch erspart blieb.

Aber sie ließen es nicht dabei bewenden. Richards Name wurde nun im ganzen Lande geflüstert. Er wurde zu einer Legende. Es gab Kinder, die nicht zu Bett gingen, ohne für ihn zu beten. Um dem ein Ende zu setzen, wurden entlassene Häftlinge in einigen größeren Städten zu Christen gesandt, um ihnen zu erzählen, er sei im Gefängnis durch seine eigene Hand gestorben. Niemand glaubte ihnen.

Mihai wurde von der Fakultät ausgeschlossen. Er hatte sich kategorisch geweigert, sich den kommunistischen Lehren und Praktiken zu fügen. Man wußte alles über ihn: wann er Unterricht hatte, mit welchen Freunden er verkehrte. Sie überwachten alle Christen und führten Akten über sie. Man mußte ein Meister in der Untergrundtätigkeit sein — und nur wenige von uns waren dies —, um etwas vor der Geheimpolizei verbergen zu können. Wir wußten, daß es Leute gab, die über uns Bericht erstatteten. Das gehörte unvermeidlich zu unserem Dasein. Mihai aber sagte, die Kirche sei zu stark von Spitzeln durchsetzt.

„Mutter, es tut mir leid, aber du bist zu weicherzig. Du lässest alle diese Leute in unsere Wohnung ein. Sie brauchen nur zu sagen: ‚Der Herr sei gelobt‘, und schon sind sie drinnen. Aber wir sollten diesen Spitzeln gegenüber hart sein.“

Ich wollte ihm widersprechen, aber er fuhr fort: „Ich fürchte, sie werden dich wieder verhaften. Und auch mich. Sie wissen, daß ich bis zum Halse mit in deiner Geheimerarbeit stecke. Aber es sind nicht nur Leute wie wir, die wenigstens die Gefahren kennen und sich ein Lebensziel gesteckt haben. Ich denke an die Burschen, die ich in Sibiu kannte, die zweimal wöchentlich zur Polizei genommen und so lange geschlagen wurden, bis sie versprachen, als Spitzel zu arbeiten. An die Jungens in Kronstadt, die versuchten, eine Freiheitspartei zu gründen. Es war eine kindische Sache. Sie führten sogar ein Tagebuch und ein Protokoll über ihre Versammlungen. Aber auch die Kommunisten lieben es zu spielen. Die Burschen sind jetzt alle im Gefängnis. Vielleicht schon totgeprügelt.“

Ich dachte an Alice. Diese süße, sanfte Glaubensschwester. Ausgestreckt auf einer Bank, an Händen und Füßen gefesselt, die Zähne herausgeschlagen. Richard war bei seiner ersten Verhaftung furchtbar mißhandelt

worden. Er hatte nie darüber gesprochen. Was mußte er jetzt erdulden?

Wir wußten, daß einige Versammlungen der Untergrundkirche kürzlich von der Polizei aufgelöst worden waren, während andere ungestört verliefen. Das geschah mit Absicht, damit die Spitzel in Ruhe arbeiten konnten. Nun unternahmen wir neue Anstrengungen gegen sie.

Unsere Zusammenkünfte zählten immer mehr Teilnehmer. Bis zu fünfzig oder sechzig Personen. Besonders vorsichtig mußten wir sein, wenn eine Persönlichkeit von Rang daran teilnahm, ein Universitätsprofessor oder ein Parteimitglied. Sie würden überwacht werden. In solchen Fällen beschränkten wir die Teilnehmerzahl auf ein halbes Dutzend verlässlicher Freunde.

Ein Mittel, um Spitzel aufzuspüren, bestand in der Verbreitung falscher Nachrichten. Einem Verdächtigen wurde mitgeteilt, bei einem Freund solle eine Versammlung abgehalten werden. Wenn alsdann eine ungewöhnlich große Anzahl Polizisten in Zivil um die Wohnung jenes Freundes herumschnüffelte, dann wußten wir, daß der Verdächtige tatsächlich schuldig war.

In der Regel ließen wir ihn das nicht wissen. Wir sagten ihm lächelnd, daß wir bedauerlicherweise die Versammlung in letzter Minute an einen anderen Ort hätten verlegen müssen. Es sei uns nicht mehr genügend Zeit geblieben, ihn davon zu benachrichtigen.

Ein als solcher erkannter Spitzel ist wertvoll. Man kann ihn irreführen. Verweist man ihn aber aus der Kirche, so wird er sofort durch einen anderen ersetzt, den man noch nicht kennt.

Gelegentlich halfen uns die Nachrichten von Verhafteten dabei, einen Spitzel herauszufinden. Fragen, die

von den Verhörbeamten nicht gestellt wurden, waren oft wichtiger als die gestellten.

Eines unserer Kirchenmitglieder hatte im geheimen russische Evangelien gedruckt. Während der Einvernahmen wurde der Mann jedoch nie danach gefragt. Wir errieten, weshalb — sein Mitarbeiter war der Denunziant gewesen. Er war ein Christ, der durch Erpressungen und Drohungen als Spitzel gewonnen worden war.

Er wirkte und betete immer noch mit uns in Liebe. Und doch war er aus Furcht Agent der Kommunisten.

So ging es weiter. Auf der einen Seite der Kampf zur Fernhaltung von Wind und Regen, Steuereinziehern und Geheimpolizisten, auf der anderen das Ringen um den Zusammenhalt der Untergrundkirche. Wir lebten gefährlich. Und langweilten uns nie.

Im November reiste ich nach Cluj. Dort fand ein Schauprozeß gegen Führer der verbotenen religiösen Organisation „Armee des Herrn“, der Richard viel geholfen hatte, statt. Ich vernahm, daß ein naher Freund von uns, ein Lehrer, sich unter den Angeklagten befand.

Die „Armee des Herrn“ setzte sich hauptsächlich aus Landleuten zusammen, und Hunderte kamen am Verhandlungstag nach Cluj. Sie standen als schweigende Masse vor dem Tor des Gerichtsgebäudes. Es regnete schwer.

Aus ganz Rumänien waren sie gekommen, trotz der Gefahr, beobachtet und denunziert zu werden, um denen ihre Treue zu bekunden, die um ihres Glaubens willen vom Militärgericht abgeurteilt werden sollten.

Als die Gefängniswagen erschienen, wälzte sich die Menge vorwärts, um einen Blick auf ihre Lieben zu werfen. Die Angeklagten, Männer und Frauen, in

schmutzige, grobe Gefängniskleidung gehüllt, wurden in den Hof gedrängt.

Die Angehörigen, mit Bündeln warmer Kleider und Eßwaren in den Armen, riefen ihnen zu:

„Zurück!“ Die Milizsoldaten schwenkten ihre Gewehre. Ein paar jüngere Soldaten legten an, als ob sie schießen wollten. Es entstand eine Panik.

Ein Offizier rief jemand im Gebäude zu: „Fordert Verstärkung an!“ Mit vorgehaltenen Gewehren drängten die Wärter die Menge aus dem Hof auf die Straße hinaus, Männer, Frauen und Kinder. Dann versuchten sie, das Tor zu schließen. Ein Schrei ertönte: „Nehmt uns auch. Wir sind ihre Brüder. Wir haben den gleichen Glauben!“

Am Ende der Straße tauchte ein Wagen voll Polizisten mit drohenden Gewehren auf. Die Menschen stoben auseinander, flüchteten in Torwege. Aber als der Wagen vorbei war, strömten sie wieder auf die Straße und drängten gegen das Hoftor.

Die Polizei, die auf eine solche Demonstration nicht vorbereitet war, gestattete schließlich den nächsten Verwandten den Zutritt. Eine Handvoll Frauen und Kinder wurden eingelassen. Die übrigen standen den ganzen Tag vor dem Tor und versuchten, die Wärter zu bewegen, sie hineinzulassen. Noch spätabends war die Menge so zahlreich wie zuvor.

Der Gerichtshof versuchte weitere Zwischenfälle dadurch zu verhüten, daß der Prozeß gegen alle Angeklagten in einer einzigen Sitzung durchgeführt wurde.

Als die Dämmerung hereinbrach, wurden die Häftlinge hinausgeführt und in ihre Zellen zurückgebracht. Ein Offizier erschien, um bekanntzugeben, daß die Urteile erst am kommenden Tag verkündet würden. Für diejenigen, die von auswärts gekommen waren, fand man bei gleichgesinnten Einheimischen Übernachtungsgelegenheiten. Die meisten von uns weinten. Keine

der Frauen fand Gelegenheit, noch ein letztes Wort mit ihrem Gatten zu sprechen oder ihm das kostbare Bündel auszuhändigen.

Ich wurde zusammen mit einem halben Dutzend Frauen von Verhafteten in die Wohnung eines Mitglieds der Untergrundkirche mitgenommen. Wir beschlossen, die Nacht im Gebet für die Gefangenen zu verbringen.

„Ob es morgen verkündet wird oder nicht, jedenfalls wird das Urteil schwer sein“, seufzte eine der Frauen.

Es war nicht der erste Prozeß gegen Angehörige der „Armee des Herrn“. Weit entfernt. Seit Jahren wurden sie gehetzt und verfolgt, die zwanzigjährigen so gut wie die sechzigjährigen.

Ich begab mich anderntags zum Gerichtsgebäude. Am Tor war eine Liste angebracht worden. Traurige Menschen standen davor. Das Urteil meines Bekannten lautete auf acht Jahre.

Ich kehrte durch den Regen zum Bahnhof zurück, setzte mich hin und wartete auf den Zug, der mich nach Bukarest zurückbringen sollte.

Man bat mich, unverzüglich in die Wohnung eines geheimen Christen zu kommen. Dort fand ich Trudi. Nicht die lächelnde, tüchtige Trudi, die uns in Oberst Sircanus Haus willkommen heißen und seine Telefongespräche abgehört hatte, sondern ein zerknirschetes, von Leid geplagtes Mädchen. Zuerst dachte ich, sie sei entlarvt worden.

„Was ist los?“ fragte ich. Die anderen blieben draußen, und wir konnten offen miteinander sprechen.

Es ging um ihren Verlobten, einen jungen Mann ihres Alters. Sie hatten noch nicht genug Geld, um ein Heim zu gründen, und Trudi fühlte sich zudem verpflichtet, ihren gefährlichen Posten wenigstens vorläufig noch beizubehalten. Der Bursche verlangte nun aber Be-

weise ihrer Liebe. „Wenn du mir wirklich zugetan wärest, würdest du mich nicht so abweisen.“ Sie befürchtete verzweifelt, ihn zu verlieren. Was sollte sie tun?

So stellte sich Trudi, wie so vielen anderen Mädchen, das Problem der Reinheit. Berührung oder nicht? Jetzt, da ich auf dreißig Jahre zurückblicke, vor denen sich mir die gleiche Frage in Paris gestellt hatte, und nachdem ich inzwischen so vieles erlebt und im Gefängnis und beim Warten auf Richard so lange darüber hatte nachdenken können, jetzt wußte ich die Antwort.

Die Frage „Warum Reinheit?“ ist ebenso falsch gestellt wie die Frage „Warum leben?“ Reinheit ist eine der großen Gaben der Natur. Seit es Leben gibt, stellten die großen Religionen überall, in China, in den griechischen Mysterien, das Ideal der Reinheit auf, den Traum einer reinen Frau. Das Evangelium beginnt mit der Geschichte einer Jungfrau als dem Gegenstück zu den Messalinen jener Tage. Jeanne d'Arc mußte Jungfrau sein, um Frankreich zu retten. Wenn man das Leben der heiligen Theresia von Lisieux liest, begreift man, daß es richtig ist: man liebt sie um ihrer Tugend willen. Hätten Spinoza, Beethoven und so viele andere so erhabene Werke schaffen können, wenn sie nicht rein gewesen wären?

Zu fragen: warum rein sein? ist dasselbe wie zu fragen: warum ehrlich sein? Frage, und du enthüllst ein wenig deine Seele.

Meine Lieblingsgestalten in der Weltliteratur sind Solveig in Peer Gynt und Gretchen in Goethes Faust.

Peer Gynt war ein Schurke und Trinker, aber auf seinem Weg begegnete ihm ein reines Mädchen. Solveig war fromm. Peer Gynt wußte bestimmt, daß sie auf ihn warten würde. Jahrzehnte vergingen, in denen Peer immer tiefer sank, aber er erinnerte sich stets, daß er ein reines Mädchen gekannt hatte. Ihr Bild stand immer

vor seinem geistigen Auge. Als er zu ihr zurückkehrte, war er alt, aber sie war das Mittel zu seiner Erlösung gewesen.

Gretchen wurde von Faust auf dem Kirchgang gesehen, und auch sie wollte nicht die Augen zu ihm erheben. In einem Augenblick des Wahnsinns, von Mephisto verführt, sündigte sie mit Faust, aber sie sühnte dafür im Kerker (den sie einen heiligen Platz nannte) und gewann ihre Reinheit zurück. Die Erinnerung an sie brachte ihn auf den Weg der Erlösung.

Warum sollte ein Mädchen rein bleiben? Weil es damit die Menschheit begeistern und zu Höherem emporführen kann. Ich erkannte den Wert der Reinheit im Kerker, wo die reinsten Frauen anderen am meisten helfen konnten.

Wir leben gleichsam im Keller dieser Welt, weit von Gott entfernt. Immer aber, wenn wir unsere Seele seinem Licht und seiner Liebe aussetzen, wird sie wachsen.

Jedoch müssen wir für menschliche Schwäche Verständnis haben (sowohl bei uns selber als auch bei anderen). Der Talmud sagt, Gott sei nachsichtig mit allen Sünden außer der Unkeuschheit. Der Schriftgelehrte, der diesen Gedanken aussprach, kannte Gott nicht. Genau das Gegenteil trifft zu. Keine andere Sünde verzieh Jesus leichter als diese. Er kannte den fast unwiderstehlichen Trieb der Geschlechtlichkeit. Deshalb verurteilte er die Ehebrecherin nicht. Er lehrt uns, unser möglichstes zu tun, um uns vor dieser Sünde zu bewahren, aber er behält uns an seiner liebenden Brust auch dann, wenn wir sie trotzdem begehen. Wir können später da Erfolg haben, wo wir heute versagen. Es gibt keine Grenze für die Nachsicht Gottes, und es gibt keine Sünde, für welche die Kirche nicht volles Verständnis und Vergebung bereit hielte.

Jungen Mädchen wie Trudi konnte ich einen prak-

tischen Rat erteilen. Wenn man darum kämpft, sich von erotischen Gedanken oder sündhafter Geschlechtlichkeit zu befreien, so ist das Ergebnis oft genau das Gegenteil von dem, was man erwartet. Sinnenlust ist eine gewaltige Kraft. Kämpfe, um ihr zu entrinnen, verstärken nur ihre Wirkung.

Ein Umweg führt zum Erfolg. Man versuche nicht, Gedanken zu verbannen, vor denen einen schaudert. Sie werden nicht weichen. Sie kamen, um zu bleiben. Aber man nähre seinen Geist mit schönen und reinen Ideen. Man werfe sich mit ganzem Herzen in eine Zeit und Energie beanspruchende religiöse, soziale, politische, philanthropische oder erzieherische Tätigkeit. Die Übernahme christlicher Verantwortlichkeiten auf gewissen Gebieten wird dich allmählich Christus ähnlich machen.

Neue Ideale besitzen diese anspornende Kraft. Aber wenn man fällt, so bleibe man eingedenk, daß keine Grenzen der Vergebung bestehen. Niemand wird in drei Tagen ein Heiliger. Der heilige Antonius brauchte dreißig Jahre dazu.

Der Freiheit entgegen

Im Jahre 1962 begann ein wärmerer Wind aus Moskau zu blasen. Wir prüften ihn vorsichtig. Es wurde von neuem „Taufwetter“ gesprochen. Wir erhielten mehr Briefe von auswärts. Gerüchte verbreiteten sich, nach denen Rumänien versuche, aus dem Comecon, dem sowjetisch-kontrollierten Gemeinsamen Markt auszutreten. Sogar Gerüchte über eine bevorstehende Amnestie gingen um.

Die Menschen scherzten freier.

Chruschtschew: „Mister Kennedy, was soll ich tun: ich habe es mit Gehirnwäsche versucht, mit Gefängnis,

aber diese dummen Christen laufen immer noch in die Kirche. Wie kann ich sie daran hindern?"

Kennedy: „Ersetzen Sie die Heiligenbilder in den Kirchen durch Ihr Porträt.“

An jeder kommunistischen Feier hörten wir eifrig am Rundfunk mit in der Hoffnung, daß die Freilassung von Gefangenen verkündet werde. Des Nachts ließ mich der Gedanke daran nicht schlafen.

1. Mai 1962. Tag der Arbeit. Nichts.

23. August. Befreiungstag. Nichts.

7. November. Russischer Revolutionstag. Einige hundert Kriminalgefangene wurden freigelassen. Von den politischen kein Wort.

Und doch: die kleinen Anzeichen begannen sich zu mehren. Mit Jugoslawien wurde ein gewaltiges Handelsabkommen geschlossen. Das „Institut für Russischstudien“ wurde zu einem Nebenzweig des „Instituts für fremde Sprachen“. Die „Russische Buchhandlung“, ein großes staatliches Geschäft, wurde zur „Allgemeinen Buchhandlung“.

Im August 1963 wurde die Störung der Sendungen westlicher Rundfunkstationen in rumänischer Sprache eingestellt.

Atemlos saßen wir an diesem 23. August vor dem Rundfunkgerät und sehnten uns nach Nachrichten. Es gab keine.

Anfang 1964 wurde ohne vorherige Ankündigung eine Handvoll politischer Gefangener freigelassen. Einige davon waren unsere Freunde.

Wir fragten sie, was das zu bedeuten habe.

Sie wußten es nicht. „Der Wärter trat ein und las eine Liste mit Namen vor, und das war alles.“ Wie viele Namen? Etwa achtzig.

Achtzig! So viele! Nun waren wir sicher, daß eine Amnestie im Gange war. Es wickelte sich genau gleich ab wie 1956. Würde der 1. Mai der Stichtag sein?

Aber an diesem Tag gab es keine Nachrichten.

Eines Tages hielt ich mich in der Wohnung auf, als Marietta atemlos hereinstürzte:

„Alice ist zu Hause!“ Nach vier Jahren! Wir warfen die Mäntel um, eilten hinaus und bestiegen die Straßenbahn.

Da war sie, mager und abgezehrt und lächelnd. Wieviel hatte sie zu erzählen! Aber sie besaß nichts mehr, gar nichts mehr. Einzig die paar Lumpen auf dem Leibe.

„Morgen werden wir dir einige Sachen bringen“, versprach ich.

„Aber ich weiß doch, daß ihr selber nichts habt“, sagte sie.

„Oh, wir leben im Luxus“, lachte Mihai. „Du solltest unser Wetterhäuschen sehen.“

„Teppiche an den Wänden“, meinte Marietta.

„Auch an den Fenstern!“

„Fließendes Wasser.“

„Geradewegs durch die Decke!“

Ich dachte, wie glücklich wir im Vergleich zu anderen Frauen seien. Wir waren von Liebe umgeben. Alles wirkte für uns, heimlich wie Lebenssaft in dem großen Baum der Untergrundkirche.

Die ganze Nacht über vermochte ich kein Auge zu schließen. Am Morgen raffte ich einige Sachen zusammen und brachte sie Alice, die in der Wohnung einer Base geschlafen hatte.

Jetzt in der Tat bestand Grund zur Hoffnung, daß unsere Lieben heimkehren würden. Aber Wochen vergingen, Monate.

Alle paar Wochen eilte eine Bekannte, namens Marcia, in unsere Wohnung.

„Die Amnestie! Sie kommt nächste Woche! Diesmal ist es wirklich wahr.“

Bald nannten wir sie scherzhaft Schwester Amnestie.

Marcia arbeitete hart für die Kirche, und ihr Gatte hatte eine Staatsstelle. Deshalb nahm man ihre Gerüchte einigermaßen ernst.

Die wirkliche Amnestie, als sie kam, überraschte uns völlig.

Ich war früh aufgewacht und ausgegangen, um für die Familie Einkäufe zu besorgen. Es war ein Mittwoch im Juni, ein heller und warmer Tag. Als ich nach Hause kam, fand ich die Tageszeitung für mich bereitgelegt. Ein Bekannter hatte sie auf dem Heimweg von der Arbeit mitgebracht.

An einer unauffälligen Stelle des Blattes fand ich die Nachricht: Amnestie.

Sie galt nicht für alle politischen Gefangenen. Es war überhaupt nicht klar, wer alles darunter fiel. Ich las und las sie immer wieder. Die Ankündigung war in vorsichtigen Worten abgefaßt. Sie konnten nicht offen zugeben, daß Tausende von Menschen, die während Jahren ungerechterweise ihrer Freiheit beraubt gewesen waren, jetzt freigelassen würden. Das hätte ein zu schlechtes Licht auf sie geworfen. Und Moskau verfolgte das Ganze aufmerksam.

Ich eilte zu einer Bekannten. Bereits hatte sich in ihrem Zimmer eine kleine Gruppe versammelt, um die Neuigkeit zu erörtern.

„Es wird auf dasselbe herauskommen wie letztes Jahr. Nur Verbrecher!“ sagte Fräulein Landauer. Aber auch Schwester Amnestie war hier.

„Nein, nein! Habe ich es euch nicht schon oftmals gesagt! Wir wollen beten und Gott danken, und ihr werdet sehen!“

So beteten wir und kehrten in unsere Wohnungen zurück. Noch keine fünf Minuten befand ich mich daheim, als eine Nachbarin herbeieilte. Ein alter Bekannter hatte ihr telefoniert. Er war an diesem Morgen aus dem Gefängnis von Gherla entlassen worden.

„Er sagte, Ihr Mann befinde sich auf der Liste für heute! Er habe ihn im Hof warten sehen! Er kommt!“

Als sie weggegangen waren, versuchte ich, Kartoffeln zu schälen. Aber mein Herz schlug so heftig, daß ich mich setzen mußte. Stunden vergingen.

Wieder klopfte es. Herr Ionescu, ein alter Freund, der im unteren Stockwerk wohnte und ein Telefon besaß, stand lächelnd in der Tür.

Er gab mir die Hand und sagte: „Jemand hat Ihnen von auswärts telefoniert.“

So ging ich hinunter und ergriff den Hörer, und am andern Ende des Drahtes war Richard. Als ich seine Stimme vernahm, konnte ich nicht sprechen. Ich hatte das Gefühl, tief, tief hinabzufallen. In meinen Ohren brauste es wie das Meer, und dann umhüllte mich Finsternis.

Als ich die Augen aufschlug, starrten besorgte Gesichter auf mich herab.

„Es fehlt ihr nichts!“

„Du warst ohnmächtig!“

Sie holten Mihai herunter. Er schwatzte und lachte am Telefon. Richard befand sich in der Wohnung von Freunden in Cluj.

„Ich wußte nicht, ob ich noch Frau und Kind hätte“, sagte er. „Ich dachte, es wäre besser, dies zuerst herauszufinden.“ Er war frei und wohlauf. Sobald wie möglich wollte er nach Hause kommen. Gherla liegt in den westlichen Provinzen, hundert Meilen von Bukarest. Der nächste Bahnhof war Cluj. Von dort konnte er den Zug nehmen. Aber nicht heute. Für diesen Abend war bereits seine erste Versammlung der Untergrundkirche anberaumt worden.

Am Nachmittag trafen aus den verschiedensten Gefängnissen weitere Freunde ein. Etwa ein halbes Dutzend Menschen warteten in unserer Dachwohnung. Man plauderte, war beängstigt und doch hoffnungsvoll.

Auf der Treppe entstand ein lärmendes Durcheinander. Ein Telegramm. Ich öffnete es.

„Richard sagt, er werde mit dem Nachtzug reisen. Er wird morgen vormittag um halb neun hier sein!“

Schwester Amnestie sank stöhnend zu Boden. Nun war sie an der Reihe, ohnmächtig zu werden! Man umstand sie, schlug ihr leicht auf die Wangen und bespritzte sie mit kaltem Wasser.

Natürlich fand in dieser Zeit niemand Schlaf. Immer wieder trafen Nachrichten von neuen Freilassungen ein. Männer und Frauen, die wir seit zehn, fünfzehn Jahren nicht mehr gesehen hatten, erschienen in der Tür, als wären sie von den Toten auferstanden. Das ganze Haus wimmelte von Menschen, die sich gegenseitig begrüßten, Erinnerungen austauschten, in eifrigem Gespräch Pläne schmiedeten. Auch Blumen wurden hergesandt, große Rosensträuße, die ein Vermögen gekostet hatten. Von Freunden, für die es zu gefährlich gewesen wäre, herzukommen.

Diese Menschen durften sich auch nicht auf dem Bahnhof sehen lassen. So nahmen wir ihre Blumen mit, als Zeichen ihrer Freundschaft. Es war mir gar nicht bewußt geworden, welch eine Menge wir erhalten hatten. Schwester Amnestie hatte den Arm voll Gladiolen, Marietta trug Rosen. Frau Armeanu und Alice große weiße Asten. Es war ein frischer, sonniger Morgen.

Voll ängstlicher Erwartung sahen eine Menge Menschen jedem einfahrenden Zug entgegen. Sie hofften, daß ihre Gefangenen zurückkehren würden und fühlten sich doch zu dieser Hoffnung nicht berechtigt, denn sie besaßen keine Nachricht von ihnen.

Schließlich traf der Zug ein. Die große dröhnende Dieselmachine glitt vorüber, und mein Blick suchte die Wagen ab. Durch den Lautsprecher wurde etwas angekündigt.

Die Menschenmenge umbrandete stoßend und schiebend den Zug.

Ich sah Richard früher als er mich.

Er lehnte aus einem Wagenfenster.

Mager und bleich mit geschorenem Kopf.

Gott hatte ihn mir zurückgegeben.

Seine Kleider waren sehr abgetragen. Er kam auf mich zu, langsam, groß und lächelnd, in seinen Stiefeln schwimmend. Er umarmte Mihai und mich. Der Bahnhof erbebte vom Lärm der sich zurufenden und begrüßenden Menschen. Jemand, der eine Kamera besaß, stellte uns drei in eine Reihe und machte eine Aufnahme.

Menschen drängten heran und baten Richard um Nachricht von ihren Freunden und Verwandten, von jenen, die nicht mit diesem Zug zurückgekehrt waren.

Ich dachte daran, wie viele niemals zurückkehren würden, da sie im Gefängnis gestorben waren.

„Sprich nicht“, sagte Richard, „laß mich dich einfach ansehen.“

Tag und Nacht war die Dachwohnung überfüllt mit Freunden und Fremden, die aus dem ganzen Lande herbeiströmten, um Richard wiederzusehen. Stehend, sitzend, sich durch immer offenstehende Türen hereinzwängend, wollte jeder mit ihm einige Worte austauschen. Die Geheimpolizei unternahm keinen Versuch, dieses Gewimmel zu zerstreuen, denn sie hätte es nur mit einem Maschinengewehr tun können. Sie sah zu und machte sich heimlich ihre kleinen Notizen.

Richard war spindeldürr und wog nur etwa fünfundvierzig Kilogramm. Sie hatten ihn geschlagen und der Gehirnwäsche unterzogen. Er mußte sofort ins Spital eingeliefert werden. Aber selbst dorthin strömten Menschen, um ihn zu besuchen, bis der Direktor entschuldigend erklärte, Richard habe anderswohin verbracht

werden müssen. Die Geheimpolizei hatte sich beschwert. Er wechselte von Spital zu Spital und landete schließlich im Sanatorium von Sinaia, einer der schönsten Bergstädte, wo sich früher die königliche Sommerresidenz befunden hatte. Aber noch immer trafen Leute ein, auf Motorrädern, Fahrrädern, mit Autobussen. Die Geheimpolizei erließ eine neue Warnung. Er entschloß sich, wegzugehen. Es blieb nichts anderes übrig.

In Bukarest herrschten chaotische Zustände. Zehntausende politischer Gefangener waren in diesem Jahr entlassen worden. Sie suchten Arbeit, suchten ihre Frauen, ihre Kinder und bemühten sich — oft mit schrecklichen Ergebnissen —, sich einem Leben anzupassen, das sie seit fünfzehn oder zwanzig Jahren nicht mehr gekannt hatten. Es ereigneten sich Tragödien in vielen Menschenherzen, in vielen Familien, im Alltag.

Die Polizei war all dieser Verwirrung nicht gewachsen. Und so ergriff Richard die Gelegenheit, in jeder Kirche, deren Pfarrer damit einverstanden war, auf unerlaubte Weise zu predigen. Wir waren in der Lage, vielen Freunden zu helfen.

Frau Armeanu sandten wir nach Constanza zu einer Erholungskur am Schwarzen Meer. Ihr Mann war nicht freigelassen worden.

Richard gelang es sogar, eine Bewilligung zum Predigen zu bekommen. Aber sie war auf die Kirche von Orsova beschränkt, deren Gemeinde amtlich aus sechsunddreißig Mitgliedern bestand.

„Wenn auch nur einer mehr mitmacht, wird es Schwierigkeiten geben“, warnte die Geheimpolizei. „Wir kennen Sie und werden Sie überwachen.“

Richard sagte mir, er glaube nicht, daß er dort predigen könne. „Andere Leute kämen herbei, wenn es sich herumspräche, daß ich predige. Wir würden nur den Menschen von Orsova Unannehmlichkeiten bereiten.“

So beschlossen wir, nicht hinzugehen. Die Arbeit für die Untergrundkirche in Bukarest beanspruchte uns ohnehin so sehr, daß es uns unmöglich gewesen wäre. An geheimen Versammlungen, die bald da, bald dort abgehalten wurden — Hauszusammenkünfte waren verboten —, führte Richard hunderte von Seelen zu Christus. Dennoch glaubte er, immer noch zu wenig zu tun, und wir wußten nie, wie lange er sich dem Zugriff der Polizei würde entziehen können. Wenn ich ihn nach seinen Plänen für die Zukunft fragte, sagte er:

„Mein Ideal wäre es, Einsiedler zu sein, mich wie die Eremiten früherer Tage an einen verlassenem Ort zurückzuziehen und den Rest meines Lebens der Gottesverehrung und Meditation zu widmen. Aber die gegenwärtige Lage ist alles andere als ideal.“

Wir mußten wiederum feststellen, wie unfrei die Kirche war, wie sie von Spitzeln durchsetzt war — von den höchsten Prälaten bis zu den bescheidensten Mitgliedern der Gemeinde. Geistliche erklärten Richard, daß sie über ihre Herde berichten müßten, da sonst ihre Kirchen geschlossen würden. Kinder und Jugendliche wurden mehr denn je atheistisch geschult.

Was aber Richard am meisten bekümmerte, war die naive Gutgläubigkeit und Unwissenheit des Westens in bezug auf den Kommunismus und seinen Versuch, die Religion zu zerstören.

In jenen Tagen begannen meine Verbindungen zu gewissen hohen Würdenträgern der russischen Kirche. Wie diese Kontakte zustande kamen, darf ich nicht mitteilen. Viele dieser Männer waren Werkzeuge der Partei und gaben das uns gegenüber offen und tief bekümmert zu. Sie hätten keine andere Wahl, sagten sie.

Hinter dem Eisernen Vorhang gab es aber auch Prälaten, die von der Partei ausgewählt wurden, um an internationalen Konferenzen teilzunehmen, und die

ihnen von den Kommunisten vorgeschriebene Rolle spielten, in Wirklichkeit aber für die Untergrundkirche tätig waren.

Nach der Rückkehr erzählten sie uns ihre Eindrücke. Sie waren entsetzt darüber, welche Narren manche dieser amerikanischen oder deutschen Delegierten an solchen Konferenzen waren. „Sie glauben schlechthin alles, was man ihnen vormacht“, sagten sie. „Viele sind vom Kommunismus mehr begeistert als irgendein echter Kommunist.“

Was ließ sich hier tun?

Führer der Untergrundkirche traten zusammen und beschlossen, daß Richard den Versuch unternehmen solle, an den Westen zu gelangen. Seine Aufgabe würde darin bestehen, den Menschen im Westen klarzumachen, wie man mit uns verfuhr — und wie möglicherweise eines Tages mit ihnen verfahren werden würde.

Seit 1948 hatte Rumänien immer wieder Juden an Israel verkauft. Auf diesen Menschenhandel gründete sich unsere Hoffnung, ausreisen zu dürfen. Tausende und aber Tausende von Juden versuchten immer noch, das Land zu verlassen. Lange Schlangen warteten vor dem Milizhauptquartier auf Ausreisebewilligungen. Dieser Auszug hatte bereits das Mißfallen der arabischen Länder erregt, und die Regierung wurde vorsichtiger. Aber die offiziellen Skrupel konnten durch die Bezahlung großer Summen an die Behörden überwunden werden.

Die Verhandlungen über uns waren langwierig und mühsam. Alles, was herauschaute, war der Hinweis eines hohen Beamten, daß auf unseren Akten der Vermerk stand: Darf nie ausreisen. Aber wir gaben nicht auf. Einige unserer Freunde meinten, Mihai sollte vorausgehen. Zu jener Zeit schien er sich in größter Gefahr zu befinden. Andere wiederum glaubten, ich

sollte allein ausreisen und im Westen das Geld zu unserem „Loskauf“ auftreiben.

Nach der ersten, durch die Massenentlassungen entstandenen Verwirrung setzten die Unterdrückungsmaßnahmen wieder ein. Richard wurde überall überwacht. Er konnte keine Kirche betreten, ohne daß der dortige Pfarrer gewarnt und bedroht wurde.

Unsere eigene frühere Kirche wurde geschlossen und in die Werkstatt einer Filmgesellschaft umgewandelt. Kirchengestühl und Altar wurden entfernt, die Fenster überdeckt. Dies war eigentlich eine nicht ungünstige Tarnung. Unsere Dachwohnung wurde damit sehr schwer überwachbar. Studio-Techniker, Musiker, Sekretäre und so weiter kamen und gingen den ganzen Tag in unserem Wohnblock, in dem sich nun die Filmwerkstatt befand, ein und aus und waren von unseren Glaubensbrüdern nicht leicht zu unterscheiden.

Durch geheime Kanäle konnten wir unserer Freundin Frau Anutza in Norwegen eine Botschaft zukommen lassen. Sie machte sich daran, die Mittel für unser Lösegeld zu sammeln. Auch unsere Verwandten im Ausland taten ihr Bestes. Aber es war vor allem Frau Anutza zuzuschreiben, daß wir schließlich ausreisen konnten. Sie erwirkte bei den norwegischen Behörden Visa. Von der norwegischen Israelmission und der hebräisch-christlichen Allianz (der ich an dieser Stelle meinen besonderen Dank ausspreche) erlangte sie einen Zuschuß von siebentausend Dollar. Aus anderer Quelle floß eine Spende von dreitausend Dollar. Auch meine Verwandten leisteten Beiträge und halfen auf manche Art und Weise. Sie waren äußerst gütig.

Unsere ersten Besucher aus dem Westen, Pfarrer Stuart Harris, Vorsitzender der britischen Mission für die kommunistische Welt, und der amerikanische Pfarrer John Moseley sprachen einmal heimlich des Nachts bei uns vor und brachten die erste Unterstützung für not-

leidende Familien. Mihai entdeckte, daß Polizei in der Nähe war. Ein Spitzel hatte uns verraten! Die Besucher blieben bis um ein Uhr morgens bei uns. Bis dahin hatten die Polizisten, die offenbar glaubten, es habe sich um einen falschen Alarm gehandelt, das Feld geräumt. Am nächsten Tag händigten uns die beiden Herren in einem Park einige Bibeln aus. Sogar hier wurden wir ausspioniert. Ein Spitzel kam später in unsere Wohnung und stellte uns salbungsvolle Fragen. Harris und Moseley durften auch im Baptistenseminar Bibeln verteilen. Später vernahmen sie von uns, daß die Studenten anderntags sämtliche Bibeln abzuliefern hatten.

Unsere nächsten Besucher kamen unangemeldet wie aus heiterem Himmel, einige Amerikaner und ein Schweizer. Sie kannten nicht einmal Richards Adresse. So begaben sie sich zur offiziellen Kirchenorganisation, um Erkundigungen einzuziehen.

Pfarrer Wurmbrand? Und ob sie Pfarrer Wurmbrand kannten! Sie gaben ihnen einen ihrer Leute als Führer mit. Oh, nichts zu danken, wir sind erfreut, Ihnen helfen zu dürfen! So kam dieser Mann mit den Fremden in unsere Wohnung. Natürlich würde er später sofort zurückkehren und über alles, was gesagt worden war, Bericht erstatten müssen.

Aber die Begegnung nahm einen komischen Verlauf. Der Führer verstand Französisch, aber nicht Englisch. So sprach Richard mit den Gästen Englisch, und ich mußte das Gesagte dem Führer übersetzen.

„Jetzt schildert mein Mann die Freiheit, welche die Kirche hier genießt, und jetzt spricht er über die großen Möglichkeiten für den Tourismus und jetzt über das Wetter . . .“

Richard sprach inzwischen von allem, was wir durchzumachen hatten und von der wahren Lage unserer Kirche. Er war lebhaft, geistreich und brachte sie mit

seiner Schilderung von Dingen, die durchaus nicht lustig waren, zum Lachen.

Dann sagte einer der Amerikaner: „Das ist alles sehr interessant. Aber unsere Zeit ist knapp, und wir möchten, bevor wir wegreisen, noch ein Wort mit Pfarrer Wurmbrand reden.“

„Aber ich bin selber Pfarrer Wurmbrand!“

„Nicht möglich!“

„Aber wahr!“

„Wenn Sie es sagen, muß es so sein. Aber nach vierzehn Jahren Gefängnis! Wir erwarteten, einen völlig gebrochenen Menschen anzutreffen. Statt dessen finden wir einen glücklichen Mann.“

Schließlich wurde uns mitgeteilt: „Ihre Ausreisevisa werden ausgestellt werden, das Geld dafür wurde bezahlt.“ Unsere Freunde im Westen hatten über ein Jahr daran arbeiten und sich darum bemühen müssen.

Richard wurde zu einer letzten Unterredung mit der Geheimpolizei vorgeladen. Man sagte ihm: „Sie können jetzt ausreisen. Predigen Sie im Ausland, was Sie wollen. Sagen Sie aber etwas, das gegen uns gerichtet ist, so werden wir Sie zum Schweigen bringen.“

Wir haben seither Dinge erlebt, die uns beweisen, daß diese Drohung nicht vergessen wurde.

Auch ich hatte noch eine letzte Begegnung mit dem Amtsschimmel. Es war der Gerichtsvollzieher, der an die Tür klopfte, ein Verzeichnis der zu pfändenden Sachen in der Hand. „Dies ist Ihre allerletzte Gelegenheit zu bezahlen!“

„Kommen Sie morgen wieder, und Sie können alles mitnehmen.“

Aus weitabgelegenen Dörfern und Städten kamen Glaubensbrüder und -schwestern herbei, um von uns Abschied zu nehmen. Stündlich sprachen Bukarester Freunde vor und wünschten uns Glück auf die Reise.

Früh am nächsten Morgen befanden wir uns am Flughafen.

Es war der 6. Dezember, der Tag des heiligen Nikolaus, im orthodoxen rumänischen Kalender der Schutzheilige der Gefangenen. Feuchter Nebel schien die Gebäude und die grauen Flugzeuge auf der Piste in Nichts aufzulösen.

Unsere Maschine war eine alte DC 7, die sechzig Passagiere, fast alle losgekaufte Juden, aufnahm. Wir waren seit Tagesanbruch hier, und ein warmes Gefühl der Zusammengehörigkeit und tiefe Dankbarkeit für das große Glück, das uns zuteil wurde, indem wir dem Kommunismus entfliehen konnten, verband sich mit dem großen Mitleid mit all denen, die wir in den Klauen des Systems zurückließen. Die Beamten, die Männer, welche die Pässe kontrollierten, die uniformierten Mädchen mit Listen in den Händen, betrachteten uns mit neidischen Blicken. Wir würden im Westen leben können. Im Westen!

Sie hatten versucht, es zu verhindern, daß sich eine Menschenmenge am Eingang des Flughafens sammelte. Aber sie war trotzdem gekommen, um uns Lebewohl zu sagen. Zurückblickend, ihnen durch Glasscheiben zuwinkend, schritten wir über den nassen, grauen Asphalt. Der Nebel löste sich auf.

Wir stiegen ins Flugzeug. Mihai kam neben den einzigen ausländischen Passagier, einen italienischen Geschäftsmann, zu sitzen. Dieser fing sofort an zu plaudern. Fröhlich stellte er Mihai eine Menge Fragen. Er finde nicht, daß es so schlimm sei, wie immer gesagt werde. Alle diese Geschichten, die über das Leben unter dem Kommunismus erzählt würden. Im Athénée Palace (Bukarests luxuriösestes Hotel, das noch aus der Vorkriegszeit stammt) hatte er ausgezeichnet gespeist.

Mihai schwieg.

Im Flughafen von Rom verließen sie gemeinsam das Flugzeug.

Mihai fragte: „Befinden wir uns wirklich in Rom? Nicht in Ostberlin oder sonstwo?“

„Sicher, sicher“, lachte der Italiener. „Sehen Sie dort jene Reklame: Beveté Coca Cola. Sie befinden sich auf italienischem Boden.“

„So. Dann bin ich ein freier Mann.“ Und Mihai brach in Tränen aus.

Schließlich sagte er: „Wenn Sie wollen, will ich Ihnen jetzt die Wahrheit über das Leben in Rumänien erzählen, aber ich bezweifle, daß ich es Ihnen oder irgendwem sonst je werde verständlich machen können.“

Damit gingen wir auf den Zollposten zu. Mein Bruder und meine Schwägerin erwarteten uns im Flughafen. Uns zuliebe waren sie von Paris hergereist.

Epilog

Von Rom flogen wir nach Oslo. Richard hätte gerne einen Zwischenhalt in Genf gemacht, um über die Verfolgungen in Rumänien zu berichten. Aber ein Sekretär des lutherischen Verbandes ersuchte ihn telefonisch, nicht zu kommen, weil „die Russen davon hören würden“. Ich fragte mich, warum jemand im Weltrat der Kirchen die Russen fürchten sollte, nachdem wir uns dort nicht gefürchtet hatten, wo sie herrschten.

In dem schönen Norwegen, das sich uns als zweite Heimat anbot, wurden wir von Mitgliedern der Israel-Mission, die einen Teil unseres Lösegeldes aufgebracht hatte, und von anderen Vertretern der Kirche empfangen. Vor allem aber von Anutza. Sie hatte fünfzehn Jahre an unserer Wiedervereinigung gearbeitet. Auch

von Pfarrer Hedenquist, dem Leiter der schwedischen Israel-Mission, waren wir nicht vergessen worden. Er reiste eigens von Stockholm her, um uns zu treffen. Während vieler Jahre hatte er täglich für uns gebetet. Die Judenchristliche Allianz, die ebenfalls einen Teil unseres Lösegeldes bezahlt hatte, erkundigte sich sofort nach unseren Bedürfnissen.

Dann ging's nach England. Unser Freund Stuart Harris verschaffte uns hier Zugang zu Universitäten und zahlreichen Kirchen aller Konfessionen. Endlich vernahmen die Menschen die Kunde von den Leiden und Siegen der Untergrundkirche, die bis dahin fast unbekannt gewesen war. Die Christen in England hatten keine Ahnung von den Tatsachen: die Verfolgung ihrer Brüder in einem Drittel der Welt durch die Kommunisten war kaum je erwähnt worden. An den meisten Orten sprach Richard, an einigen auch ich. In Großbritannien horchte man auf.

Wenn wir sie mit der unbekanntem Welt von „Gottes Untergrund“ bekannt machten, so lernten wir unsererseits hier und später in Amerika die angelsächsische Welt kennen. Wir begriffen Papst Gregor den Großen. Als junger Diakon bemerkte er die hellen Gesichter und weißen Körper einiger junger Leute, die auf dem Sklavenmarkt in Rom verkauft wurden, und fragte: „Aus welchem Lande stammen sie?“ Man sagte ihm, es seien Angeln. „Nicht Angeln, sondern Engel“, erwiderte er. „Ihre Gesichter sind so engelhaft. Wie heißt ihr König?“ Die Antwort lautete: „Aella.“ Gregor sagte: „In Aellas Reich soll Halleluja gesungen werden.“ Als er das Oberhaupt der Kirche wurde, sorgte er dafür. Jetzt hörten wir die Hallelujas von Tausenden, die gegenüber der Untergrundkirche eine engelgleiche Liebe bekundeten. Die erste Mission für die kommunistische Welt wurde gegründet.

Die Pfarrer Sturdy und Knutson, die wir in Oslo ken-

nengelernt hatten, ermöglichten uns die Reise nach den Vereinigten Staaten. Richard und ich sprachen wiederum in Kirchen, in großen Versammlungen, in Seminaren und Frauenvereinen.

Richard wurde eingeladen, vor Kommissionen des Senats und später des Unterhauses zu reden. Ich saß neben ihm, während er sprach. Nicht nur Senatoren waren anwesend, sondern auch Vertreter der Presse und des Rundfunks aus der ganzen Welt. Dutzende von Fernsehkameras waren auf ihn gerichtet, als er von den Leiden der Untergrundkirche erzählte.

„Ein Drittel der Welt hat Anspruch auf ein Drittel eurer Gebete, eurer Fürsorge, eurer Gaben . . . Im Gefängnis habe ich Männer gesehen, die schwere Ketten an den Füßen trugen und für Amerika beteten. Aber in Amerika vernimmt man selten ein Gebet für jene, die in kommunistischen Ländern in Ketten liegen.“

Als ein Senator ihn fragte, ob er Spuren von Folterungen am Körper trage, entblößte er seinen Oberleib bis zum Gürtel und zeigte ihnen achtzehn Narben. Manche weinten, als er sagte: „Ich prahle nicht mit diesen Narben. Ich zeige den gemarterten Leib meiner Kirche und meines Landes. Ich spreche für Helden und Heilige, denen es versagt ist, selber zu sprechen, Orthodoxe, Katholiken, Protestanten und Juden, die um ihrer Religion willen unter Folterqualen gestorben sind.“

Tränen rannen mir über die Wangen, als ich so neben ihm saß. Vor meinen Augen sah ich wieder die Bäuerinnen, die Nonnen, die vielen jungen Mädchen aller christlichen Religionen und die Zionistinnen, die unter dem neuen Pharao Frondienste leisteten, weil sie sich danach gesehnt hatten, Gottes Verheißung am jüdischen Volk in Erfüllung gehen zu sehen. Ich gedachte jener, die gestorben waren. Ich wußte, daß sie durch den Tod in die liebenden Hände des Einen übergegangen

gen waren, der Lilien und Nelken geschaffen hat. Aber ich konnte nicht aufhören zu weinen.

Richard sagte mir später: „Deine Tränen beeindruckten tiefer als alle meine Worte. Tränen untergraben die stärksten Mauern.“

Mein Gatte diktierte sein erstes Buch: „Gefoltert für Christus.“ Ich hörte, auf einem Sofa sitzend, zu und versuchte zu stricken. Er weinte, und auch ich weinte. Es war ein sehr einfaches Buch. Aber nicht mit Tinte geschrieben, sondern mit den Tränen und dem Blut von Märtyrern. Unerwarteterweise wurde es ein Bestseller, der in einer Million von Exemplaren in 18 Sprachen verkauft wurde. Dieses Buch und unsere Besuche in verschiedenen Ländern wurden zum Ausgangspunkt für die Schaffung von neunzehn Missionen in den freien Ländern Europas und Asiens, in Australien, Afrika und in Amerika. Sie wirken zusammen, um der Untergrundkirche christliche Literatur, Rundfunksendungen und Unterstützung der Familien von Märtyrern zu vermitteln.

Aus Richards Feder ging ein Buch nach dem andern hervor. Er war unermüdlich im Predigen, aber er beschränkte sich nicht aufs Reden — er schuf wirksame Organisationen für die geheime Arbeit im Roten Lager. Manche stellten seine Methoden in Frage, aber ihre Kritik kam immer zu spät. Richard handelte. Für eine Rechtfertigung blieb immer noch Zeit.

Bei allen Menschen in den von uns besuchten Ländern fühlten wir uns glücklich. Wir fühlten uns zu Hause bei unseren deutschen Brüdern. Zwischen Deutschen und Juden liegt ein Meer von Blut. Aber vielleicht ist es kein Zufall, daß das Meer, das von Gott geteilt wurde, um den Juden Durchlaß zu gewähren, das Rote genannt wurde. Wer liebt, kann selbst ein Meer von Blut durchschreiten. Nur jene gehen unter, die im Haß verharren. Wir waren glücklich bei unseren australi-

schen, unseren Maori-Brüdern, mit Weißen, Schwarzen und Indern. Wir hatten Versammlungen ohne Apartheid in Südafrika. Christen aller Rassen und Hautfarben kamen zusammen, um in Tränen die Botschaft Christi zu vernehmen, wie sie ihnen von der Untergrundkirche überbracht wurde.

Ich dachte an eine traurige Bemerkung, die Mihai vor Jahren einmal gemacht hatte: „Auch wenn Vater zurückkehrt, so wird er doch nicht mehr so sein, wie wir ihn gekannt haben, sondern eine Ruine, unfähig, jemand zu helfen.“ In Afrika schrieb eine Zeitung nach unserem Besuch: „Ein Orkan brauste über uns hinweg — sein Name war Richard.“

Richards Lehre: „Haßt den Kommunismus, aber liebt und gewinnt die Kommunisten für Christus“, wurde von Millionen von Menschen in aller Welt verstanden. Jetzt wird für die Untergrundkirche gebetet, man befaßt sich mit ihr und unterstützt sie. Ihren Unterdrückern wird christliche Liebe entgegengebracht, aber ein Kampf gegen ihre schlechten Handlungen ist im Gange. In diesem Kampf greift Richard auch Kirchenführer an, die mit dem Kommunismus Kompromisse schließen oder gar seine Helfershelfer werden.

Richard ist Richard, und ich bin ich. Gegen so viele Menschen anzukämpfen ist für mich zuviel. Ich wünschte, er wäre ruhiger. Ich sage ihm manchmal: „Im ‚Hohelied‘ Salomos wird Christus mit einer Blume verglichen. Die Blume wird gepflückt, oder sie verwelkt, ohne in ihrem Dasein etwas anderes getan zu haben, als die Betrachter mit ihrem Duft und ihrer Schönheit beglückt zu haben. Sie widersetzt sich jenen nicht, die sie töten wollen. Dies halte ich für ein ideales christliches Leben.“

Richard antwortet: „Wenn wir den Kommunismus und seine Durchdringung der Kirchen nicht bekämpfen, werden uns die Unterdrücker besiegen.“ Ich frage mich,

warum ihm dies Kummer bereitet. Trat die Kirche nicht gekreuzigt und besiegt ins Leben? War sie nicht wunderbarer in den Katakomben, als wenn sie mit Kaisern die Macht teilte? Nahmen sich unsere geheimen Gottesdienste nicht vorteilhaft neben denen in westlichen Kathedralen aus, an denen niemand weint, wenn der Leidensweg des Herrn erzählt wird, und niemand vor Freude jauchzt, wenn von seiner Auferstehung gesprochen wird?

Mein Mann ließ sich durch solche Vorhaltungen nicht in seinem Eifer dämpfen. Er fragte: „Mit welcher Blume wird Jesus im ‚Hohelied‘ verglichen?“ Ohne zu merken, worauf er abzielte, sagte ich: „Mit einer Rose.“ Er erwiderte schnell: „Die Rose hat Dornen. Rühr sie nicht an. Sie sticht.“

Ich kannte ihn seit dreißig Jahren. Ich werde ihn nicht ändern. So wähle ich für mich den ruhigeren Teil unserer Arbeit. Ich befasse mich mit den Aufträgen für die Kuriere unserer Mission, die in kommunistische Länder gehen und von dort zurückkehren. Man muß ihnen Anleitungen geben, Nachrichten über die Lage der Untergrundkirche von ihnen entgegennehmen, man muß sie mit Bibeln, Schrifttum und mit Unterstützungsgeldern versehen.

Hunderttausende von Christen schmachten in kommunistischen Gefängnissen. In Rumänien befinden sich zahlreiche unserer Freunde unter ihnen. Nachrichten über das, was Menschen in anderen Ländern leiden, lassen mich die Vergangenheit wieder erleben. Im Juni 1969 prahlte die sowjetische Presse damit, einen Mann namens Rabintschuk und seine fünf Söhne wegen ihres Glaubens verhaftet zu haben. Ich mußte immer wieder an Frau Rabintschuk denken. Was mußte sie durchmachen in ihrem leeren Heim. In Albanien wurden Geistliche in Fässern durch die Straßen gerollt und ins Meer geworfen. In Nordkorea wurden

im Jahre 1969 an einem einzigen Tag fünfundvierzig Christen hingerichtet. Die Angehörigen dieser Opfer und unzählige andere leiden Hunger. Und überall verlangen dürstende Seelen nach dem Wort des Herrn.

Unter großen Vorsichtsmaßregeln treffe ich mit den Kurieren zusammen, die mir über diese Vorgänge erzählen. Diese Wachsamkeit dauert nun schon vier Jahre lang, aber noch nie ist einer unserer Kuriere oder irgendeiner unserer Gewährsmänner in den kommunistischen Ländern verhaftet worden.

Ich habe auch andere Begegnungen. Geistliche kommen in die freie Welt, um an Konferenzen des Weltrats der Kirchen, an baptistischen und orthodoxen Konferenzen teilzunehmen oder einfach zu predigen, und dem Westen über die angebliche Religionsfreiheit im kommunistischen Lager etwas vorzuschwätzen. Sie sind ein besonderer Typus, diese Führer der von den Kommunisten geduldeten offiziellen Kirchen. Richard nennt sie „Verräter“. Ich möchte sie nicht so nennen. Wen dürfte ich verurteilen? Sie sind unglückliche Geschöpfe. Marionetten der Roten. Aber vor welcher Wahl standen sie? Manche warteten jahrzehntelang in der Hoffnung auf die Befreiung ihrer Länder. Die amerikanischen Präsidenten versprachen so vieles und führten nichts davon aus. Am Westen verzweifelnd, lernten diese Menschen mit dem roten Regime leben. Ihre Brüder wählten das Martyrium im Gefängnis. Sie selber sagen: „Wir wählen das Martyrium der bewußten Lüge, um ein paar Kirchen offen zu behalten, ein paar Taufen vollziehen, ein paar Eheschließungen und ein paar Bestattungen vornehmen zu können.“

Sie bereisen die freie Welt und erzählen von der vollen Freiheit, die sie in der Sowjetunion genossen. Dabei hoffen sie, die Christen im Westen würden aus ihren erzwungenen Begeisterungsausbrüchen herausspüren, wie schlimm die Dinge in Wirklichkeit stehen. Rei-

sen westdeutsche oder amerikanische Christen herum, um der Welt zu versichern, daß sie frei seien? Aber die westlichen Kirchenführer sind außerstande, in die Herzen zu blicken. Sie stehen der Tragödie ahnungslos gegenüber und verkünden, was sie gehört haben: „Im kommunistischen Lager herrscht Freiheit!“ Daß diese Unglücklichen der Polizei diejenigen denunzieren müssen, von denen sie wissen, daß sie gläubig sind, ist unbekannt. Und doch gehört das zur kommunistischen „Moral“, die zu verstehen der Westen nicht fähig zu sein scheint.

Mit manchen dieser offiziellen Kirchenführer aus dem Osten treffen ich und gewisse meiner Freundinnen zusammen, und zwar gewöhnlich des Nachts in ihren Hotelzimmern. Ich bin nicht mehr jung. Aber die kommunistischen Agenten, welche diese Delegierten ständig bespitzeln, wissen, daß Bischöfe mit langen Bärten und Gewändern nicht wählerisch sein können. So legen sie unsere Besuche auf ihre eigene Art aus.

Wir beten mit den Delegierten. Einige werden für uns zu einer großen Hilfe. Die Kommunisten können nicht erraten, welche von ihnen zu uns übergetreten sind. Es könnte der Bischof sein. Es könnte der Agent des K. G. B. sein, der ihn bespitzeln sollte. Es könnte sogar der sowjetische Botschafter sein. Oder ein Regierungsmitglied, dem eine dieser Personen Bericht zu erstatten hat. Eine Untergrundkirche, die Swetlana Stalina, die Gattin Kossygin's und den größten zeitgenössischen russischen Schriftsteller Soljenitschin zu gewinnen vermochte, hat den Beweis erbracht, daß sie ihr Handwerk versteht.

Auch unser persönliches Leben hat eine große Veränderung erfahren. Richard war während Jahren als Häftling mit Verachtung behandelt worden. Er war an Verhöhnungen und Schläge gewöhnt. Jetzt wird er in einer Weise verehrt, die einem anderen den Kopf ver-

drehen würde. Aber Richard hat ein heißes Fegefeuer durchschritten. Er weiß, daß der Beifall nicht ihm zukommt, daß der Ruhm einzig Gott gehört. Die Publizität um Richard hilft jenen, die sonst wenige Fürsprecher haben. Ruhm und Schande können aber beide gleicherweise mit Bescheidenheit ertragen werden.

Anfangs beängstigte mich der große Wohlstand, der uns in den Vereinigten Staaten umgab. Obgleich wir zuerst eines der ärmlichsten Häuser einer kalifornischen Vorstadt bewohnten, erschien es uns im Vergleich zu unserer Bukarester Dachwohnung wie ein Palast. Man brachte uns einige Möbelstücke. Man schenkte uns einen Wagen. All dieser „Luxus“ bekümmerte mich. Aber Richard zitierte den deutschen Mystiker Meister Eckehart: „Wenn du das Geld verachtest, versuche reich zu sein, denn du wirst deinen Besitz wohl anwenden.“ Die Bibel sagt: „Und der Herr war mit Joseph, daß er ein glücklicher Mann ward.“ Laßt uns einfach besitzen, im Bewußtsein aber, daß der Besitz nicht unser, sondern Gottes ist. Woher stammt diese törichte Ansicht, Gott habe die Bienen erschaffen, um nur für Sünder Honig zu machen? Auch die Heiligen haben das Recht, sich an Süßem zu erfreuen. Wir haben erfahren, was es heißt, aus dem Vollen zu schöpfen.“

Ich liebe die asketische Lebensweise auserwählter Seelen wie der heiligen Theresia von Lisieux. Und ich denke an die russischen Brüder in Nischnaja Tagila, die eine ganze Woche lang ohne Unterbruch fasteten, damit ihnen die Bezahlung schwerer Bußen erspart bleibe (um solcher Geldstrafen willen hatten sie bereits ihren ganzen Besitz verkaufen müssen). Man bringt keinen Brocken herunter, wenn man daran denkt. Richard versuchte vielen ihresgleichen auf jedem sich bietenden Wege Hilfe zukommen zu lassen.

Aber da ich Richard kenne, so weiß ich auch, daß in ihm das gleiche vorgeht wie in jedem, der schreckliche

Jahre der Leiden erlebt hat. Das unerbittliche Gesetz der Reaktion tritt in Kraft, und nach solcher Aussperrung vom Leben, selbst vom bloßen Sonnenschein, überkommt jeden ein heftiges Bedürfnis, sofort jede Freude, die sich ihm darbietet, zu ergreifen. Ich befürchte indessen nichts. Gott ist gerecht, er vergißt frühere Opfer nicht. Richard kennt die Gefahr. Und jede erkannte Gefahr hört auf, eine wirkliche Gefahr zu sein.

Ich sagte ihm nur soviel: „Es freut mich, daß du das Geld verachtetest, aber bleibe dabei, auch wenn du einmal die erste Million hast“ (hierfür besteht gegenwärtig noch keine Gefahr).

Mihai und seine junge Frau Judith arbeiten an unserem Missionswerk mit. Welch ein Trost sind sie für uns! Schon in Bukarest, als Mihai sechzehn und Judith zehnjährig war, kannten sie einander. Ihre Eltern nahmen Judith mit nach Israel. Dort wurde sie von einer Frau, die von Richard dreißig Jahre zuvor zu Christus geführt worden war, für unseren Glauben gewonnen. Nachdem wir uns in den Westen begeben hatten, kam uns Judith besuchen. Mihai sagte schon am ersten Tag zu ihr: „Willst du nicht für immer mit mir zusammenbleiben?“ Sie antwortete: „Natürlich.“ Und so geschah es.

Wir erleben große Genugtuungen. Aber auch große Ängste. In den letzten Jahren wurden sechs Männer aus einem Lande hinter dem Eisernen Vorhang, die im Westen gegen den Kommunismus kämpften, getötet. Vier in Deutschland, einer in Italien und einer in Spanien. Der katholische Prälat Mgr. Draganovic, ein Kroat, wurde aus Triest entführt. Die Kommunisten veröffentlichten, daß andere Christen, die eine gleiche Arbeit wie Richard leisten, nicht um ihres Glaubens willen eingekerkert wurden, sondern wegen Veruntreuung von Kirchengeldern oder Homosexualität. Immer,

wenn ich von Richard getrennt bin, fürchte ich für ihn. Aber wenn es auch gefährlich ist, Gottes Werke zu tun, wieviel gefährlicher ist es, sie ungetan zu lassen! Ich vermag ohnehin Richard nicht daran zu hindern, die Grausamkeiten und die durchtriebene Zersetzungsarbeit des Kommunismus anzuprangern und damit die Wut der kommunistischen Führer und ihrer kirchlichen Werkzeuge zu entfachen. Mögen Gottes Engel ihn beschützen!

Diejenigen, die Richard angreift, bleiben sicher nicht passiv. Sie legen ihm Hindernisse in den Weg. Wenn sie zuvor seinen Charakter geprüft hätten, wäre ihnen bewußt geworden, wie aussichtslos das ist! Je größer das Hindernis, desto höher der Sprung, mit dem er es überwindet. Er begann sein christliches Leben im Angesicht des Todes und äußerer Schwierigkeiten, und er verwandelte sie in Trümpfe in seiner Hand.

Meine Reisen im Zusammenhang mit der Mission brachten mich auch nach Israel. Dort sah ich die heiligen Stätten. Ich traf auch viele unserer früheren Gemeindemitglieder, meine Verwandten und jenen Vetter, der mir am Tage meiner Verhaftung zugerufen hatte: „Leschana haba be-Jeruschalaim!“ (Nächstes Jahr in Jerusalem!) Fast zwanzig Jahre waren seither vergangen.

In Israel befindet man sich auf heiligem Boden. Eine ehrfürchtige Scheu verbietet uns auszusprechen, was man empfindet, wenn man anbetend den Ort betritt, an dem einst das Kreuz Christi stand. Magdalena hat hier still geweint. Keinem Menschen hat sie die Empfindungen geschildert, die sie damals erfaßten. Ich kann mich gewiß nicht mit ihr vergleichen. Aber auch ich ziehe es vor zu schweigen.

Was mich betrübte, war die Aufteilung der Kapelle nach verschiedenen Glaubensbekenntnissen. Ich habe

meinen evangelischen Glauben, aber nie würde ich deshalb mit einem Christen anderer Konfession streiten. Lilien verbreiten ihren Duft überall, obgleich sie in jedem Land andere Namen tragen. So auch die Christen.

Ich ließ ein von Feinden umgebenes, aber freies Israel zurück. Die Tschechoslowakei hat einen mächtigen „Freund“ in ihrer Nähe, aber sie liegt in Ketten. Das sollte mich lehren, die Feinde unseres Werkes zu schätzen: sie lassen es gedeihen. Der Traum der Zionisten ist in Erfüllung gegangen, und meine jüdischen Freunde aus der Zeit der Gefangenschaft hatten nicht umsonst gelitten. Ihr Traum ist auch mein Traum — ich fühle mich eins mit ihnen, denn das Christentum hat mich gelehrt, meinem eigenen Volke mehr Liebe entgegenzubringen und für sein Wohl tätig zu sein.

Nicht bekannt war diesen Freunden, daß in einem anderen Lande Gott ein anderes großes Werk durch jüdische Menschen vollbringt. Boris Pasternak wagte alles, und gerade er, ein Jude, brachte Jesus zurück in die russische Literatur, aus der er seit der kommunistischen Revolution verbannt gewesen war. Daniel und Ginsburg, jüdische Schriftsteller, und Litwinow, ein politischer Kämpfer jüdischer Herkunft, gingen für Rußlands Freiheit ins Gefängnis. Dort führen Juden den Kampf gegen den Kommunismus. Zwei orthodoxe Priester (beide jüdischer Abstammung) wagten gegen die Zusammenarbeit des Patriarchen mit der roten Regierung zu protestieren. Der größte Held der rumänischen Untergrundkirche ist ein Jude, Milan Haimovici. Er erduldet sieben Jahre Gefangenschaft und Folter. Wie manche Nacht verbrachte ich mit seiner Frau Monica zusammen im Gespräch über unsere Gatten, die uns entführt worden waren. Jetzt wurde er von der lutherischen Kirche belohnt. Er ist Küster in Westdeutschland. In Rumänien galt er als einer der besten Pfarrer

und Prediger. Aber auf einer deutschen Kanzel könnte er „gefährlich“ sein: er könnte die Greuel des Kommunismus anprangern. So mußte er zum Schweigen gebracht werden.

Gott hat Israel den Juden zurückgegeben. Er wird ihnen auch große Männer geben, die Christus, dem König der Juden, dienen.

Jetzt bin ich wieder an meine Arbeit zurückgekehrt. Die Arbeit eines Schmugglers. Kein schönes Wort, aber die geschmuggelte Ware sind Bibeln. Und die Arbeit besteht darin, christlichen Märtyrern und Untergrundpfarrern zu helfen. Und darin, das kommunistische Gift in der westlichen Jugend zu bekämpfen.

Diese Tätigkeit wächst mit jedem Tag. Die Namen von Märtyrern sind nun in der ganzen Welt bekannt, und Kinder erwähnen sie vor dem Einschlafen in ihren Gebeten. Werden diese Gebete nicht erhört werden?

Als Pfarrersfrau habe ich Kindern oft die Geschichte eines Knaben erzählt, der am Ufer stand und ein Schiff auf See herbeiwinkte. Ein Mann neben ihm sagte: „Sei doch nicht dumm. Glaubst du, das Schiff werde seinen Kurs ändern, bloß weil du winkst?“ Aber das Schiff fuhr heran und nahm den Knaben an Bord. Von der Brücke aus rief dieser: „Mein Herr, ich bin kein Narr. Der Kapitän ist mein Vater.“

Auch wir wissen, daß Er, der das Universum lenkt, unser Vater ist, und daß er unsere Gebete erhört.

Die Stephanus Edition arbeitet mit dem Missionswerk „Hilfsaktion Märtyrerkirche e.V.“ zusammen, das von Pfarrer Richard Wurmbrand gegründet wurde.

Viele seiner Bücher sind nicht nur in deutscher, sondern auch in fast allen osteuropäischen Sprachen erhältlich.

Fordern Sie unser Fremdsprachen- und Verlagsprogramm an.

Hier einige Daten zur Geschichte der Hilfsaktion Märtyrerkirche e.V.:

1964 wird Pfarrer Richard Wurmbrand aus dem Gefängnis entlassen.

1965 Richard Wurmbrand kann gegen Lösegeld aus Rumänien ausreisen.

1969 erscheint sein erstes Buch „Gefoltert für Christus“ (heute über 4 Millionen Auflage in über 60 Sprachen)

1969 Die Missionszeitschrift „Stimme der Märtyrer“ (heute „Kurier“) erscheint erstmalig. Weltweit stellen sich viele Christen der verfolgten Kirche zur Verfügung und bieten Hilfe an.

1970 Eine schwierige Hilfsarbeit für die Untergrundkirche wird aufgebaut und die nächsten 20 Jahre betrieben. Größtenteils heimlich. Die Öffentlichkeit wird aufgeklärt. Das fehlende Bekenntnis wird angemahnt. Ablehnung bei den Kirchen.

- 1989 Nach und nach öffnen sich die Grenzen nach Osten. Es gibt ganz neue Möglichkeiten für die HMK im Osten. Hilfe in größerem Umfang.
- 1990 Eröffnung des Stephanus-Zentrums in Bukarest, Rumänien, dem Geburtsland des Gründers.
- 1992 Eröffnung des Stephanus-Zentrums in Moskau. Berichte über 25 Jahre Untergrundarbeit werden in einer Ausstellung gezeigt. Dazu wird christliche Literatur an die Menschen verteilt.
- 1993 Gründung einer Arbeit für Albanien - Kinderheime in Rumänien und Madagaskar.
- 1994 Eröffnung des Kinderheimes „AGAPE“ in Rumänien und Eröffnung des Stephanus-Zentrums in Tirana.
- 1996 Nach 27 Jahren arbeitet die HMK in über 30 Ländern. Neben den unzähligen Opfern der letzten 70 Jahre Kommunismus, hilft die HMK verfolgten Christen in den noch kommunistischen Ländern und ebenso christlichen Märtyrern unter dem Islam. Hilfe in Form von christlicher Literatur für Menschen die jahrzehntelang darauf verzichten mußten und immer noch verzichten.

Wenn Sie weitere Informationen über die Arbeit der Hilfsaktion Märtyrerkirche (HMK) wünschen oder diese Arbeit unterstützen möchten, dann schreiben Sie an:

HMK-Deutschland

Hilfsaktion Märtyrerkirche e.V.
Postfach 1160 · 88683 Uhldingen
Spendenkonto:
Postscheckkonto Dortmund
BLZ 440 100 46 Kto.: 7711-461
Sparkasse Salem-Heiligenberg
BLZ 690 517 25 · Kto.: 2 012 003

HMK-Schweiz

Hilfsaktion Märtyrerkirche e.V.
Postfach 50 · CH-3608 Thun
Spendenkonto:
Postkonto Zürich 80-4309-4

HMK-Österreich

Hilfsaktion Märtyrerkirche e.V.
Postfach 33 · A-1213 Wien
Spendenkonto:
Die Erste österreichische
Spar-Cassa-Bank, A-1213 Wien
BLZ 20 111 · Kto.: 063-122 68

Soja Krachmalnikova

Höre, Gefängnis

Als russische Schriftstellerin begann sie eine steile Karriere. Doch alles fand ein plötzliches Ende, nachdem sie sich dem orthodoxen Christentum zuwandte.

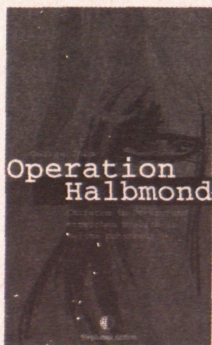
Sie setzte ihr schriftstellerisches Talent dafür ein, den geistlichen Hunger ihrer Landsleute zu stillen. Der Preis dafür war bittere Verfolgung und Bestrafung auch ihrer Familie und Freunde.

„Höre, Gefängnis“ ist der Bericht eines Kampfes. Nicht so sehr eines äußeren, gegen bestimmte Personen, sondern vielmehr eines inneren Kampfes mit Gott, wie das Schicksal, wie die Welt, wie der Glaube recht verstanden werden soll. Das Schicksal ist die Gefängnis- und Verbannungszeit der Autorin. Es ist der Anlaß für den leidenschaftlichen Kampf um die Kirche, um den Leib Christi, um Wahrheit und Lüge, ein Kampf, der, wie mir scheint, im Herzen der Autorin auch am Ende des Buches noch andauert, milder vielleicht, aber noch da.

Es ist ein wunderschöner Bericht über das Bewußtwerden der Freiheit des Menschen, die Freiheit des Christentums und die Allmacht des Glaubens, voll tiefer Reflexionen über den Sinn des menschlichen Lebens im Lichte der Bibel und der Kirchenväter.

Best.-Nr. 841360, DM 17,80, sFr 17.80, öS 125

BÜCHER ÜBER DEN ISLAM



OPERATION HALBMOND

Der spannende Bericht über evangelistische Aktivitäten mutiger Untergrund-Christen im Islam und ihre Folgen.

Harte Strafen, Folter und wachsende christliche Gemeinden

TB 120 Seiten

DM 11,80, sFr. 12.60, öS 83

Best.-Nr. 841367



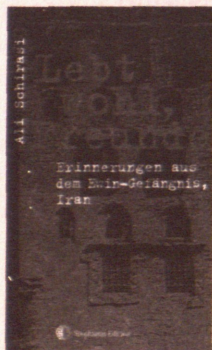
IST ALLAH GOTT?

Dieses Buch beantwortet drei Schlüsselfragen zum Thema Islam deren Antwort jeder kennen sollte, der sich mit diesem Thema befaßt oder der für ein Zusammenleben mit Moslemlen eintritt.

TB 168 Seiten

DM 13,80, sFr. 14.60, öS 97

Best.-Nr. 841364



LEBT WOHL FREUNDE

Die Islamische Republik hat die Menschen so eingeeengt, daß sie ersticken. Jeder soll eine Gebetsmaschine werden. Tausende, die nach Freiheit rufen, werden gefoltert und hingerichtet. Eine Muslim Reportage über das berüchtigste Gefängnis im Iran. TB 144 Seiten

DM 12,80, sFr. 13.60, öS 90

Best.-Nr. 841359



Die unglaubliche Geschichte der
Gefangenschaft Sabine Wurmbrands.

Während ihr Mann 14 Jahre Gefängnis
und Verfolgung erlebte, überstand sie
viele Jahre hoffnungsloser Haftzeit und
einsames Kämpfen im kommunistischen
Rumänien.

»Ziehen Sie sich an!« Sechs Männer
standen in unserem Zimmer. Sie trampel-
ten auf unseren Sachen herum. ...Ich
legte die Bibel auf den Tisch und sagte:
»Erlauben Sie uns kurz zu beten, dann
werde ich mitgehen.«